This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

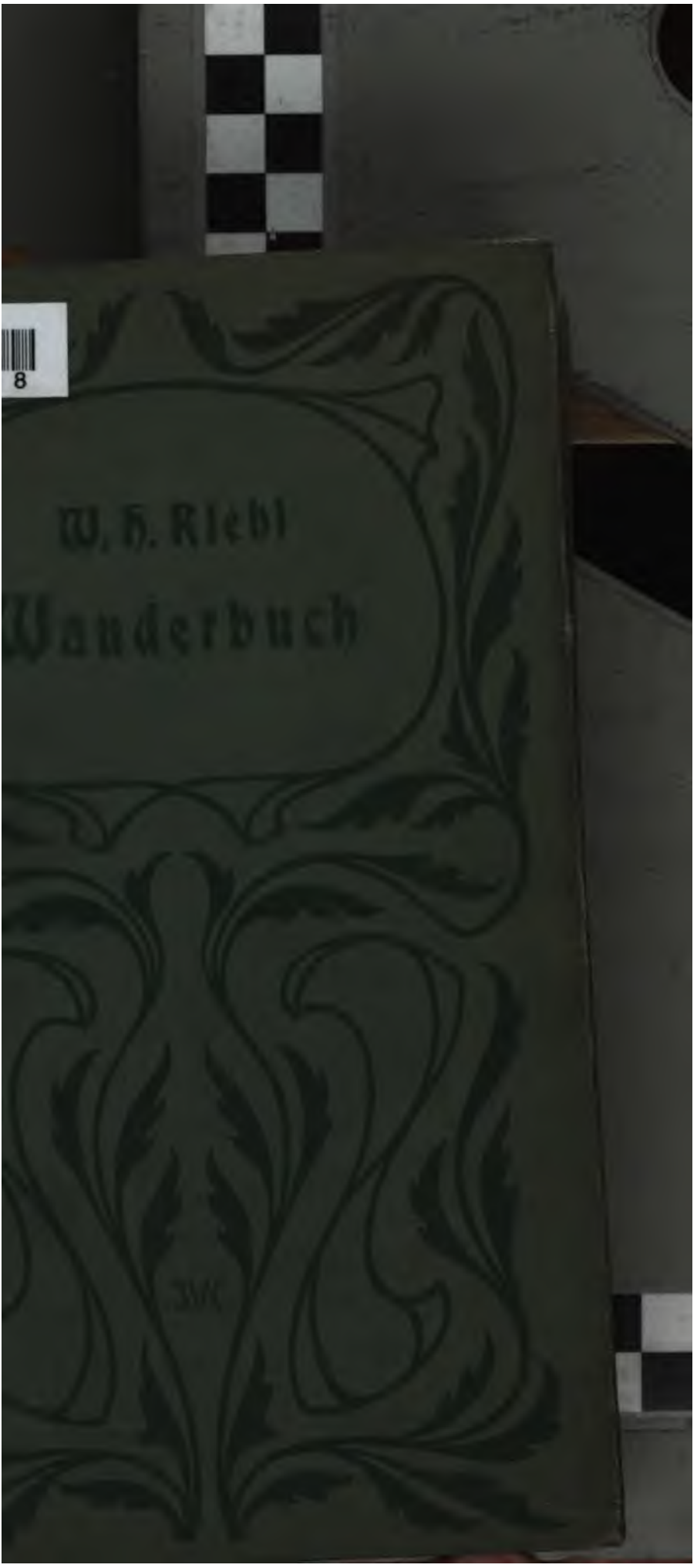
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


W. H. Riehl
Wanderbuch

Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Sozialpolitik

Von

W. H. Riehl

Vierter Band

Wanderbuch

Vierte Auflage

MDCXL

Stuttgart und Berlin 1903

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Geo. N. Diehl
18 W. 127th St.,
New York.

Wanderbuch

als zweiter Teil zu „Land und Leute"

Von

W. H. Riehl

Vierte Auflage

Stuttgart und Berlin 1903
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
176395A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1925 L

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Seite

I. Einleitung. Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums 1

1. Zu Fuß 3
2. Einsame Wanderschaft 5
3. Erstes Probestück der Vorbereitung 7
4. Zweites Probestück 10
5. Vom Kleinen zum Großen 16
6. Das Tagebuch 18
7. Anekdoten und Charakterzüge 22
8. Literarische Wanderung nach der Heimkehr 26

Vorwort 32

II. Auf dem Wege nach Holland 39

Erstes Kapitel. Übergänge auf dem Lande, Gegensätze in der Stadt 41

Zweites Kapitel. Grundlinien des friesischen Weges . 51

Drittes Kapitel. Streifzüge längs der Nordseeküste . 60

Viertes Kapitel. Grundlinien des rheinfränkischen Weges 75

Seite

Fünftes Kapitel. Der Tiefweg von Neuß nach Kevelaer 80

1. Die Mauern von Neuß 80
2. Architekturzone 83
3. Crefeld. Cornelius de Greiff 88
4. Maasländisches Tuch und maasländische Holzschuhe 91
5. Aus der deutschen und holländischen Kirchengeschichte 95
6. Boden und Landschaft bei Geldern 99
7. Drei Wunder von Kevelaer 106

Sechstes Kapitel. Die Höhenstraße von Xanten nach Nymwegen 112

1. Sage und Geschichte 112
2. Die Xantener Viktorskirche 115
3. Rast in Calcar 122
4. Über Cleve nach Nymwegen 126

III. **Ein Gang durchs Taubertal** 133

Erstes Kapitel. Allgemeine Umschau 135

Zweites Kapitel. Von Stadt zu Stadt 146

1. Rothenburg 146
2. Creglingen 151
3. Weikersheim 154
4. Mergentheim 155
5. Das untere Taubertal 159

IV. **Bauernland mit Bürgerrechten** 167

Erstes Kapitel. Der Name und die Landesfreiheiten des Rheingaues 169

Zweites Kapitel. Abschließung des Gaues nach außen; Mangel eines Mittelpunktes im Innern 176

Drittes Kapitel. Wandelbarkeit der Ortschaften . . 184

Viertes Kapitel. Gewerbebetrieb auf dem Lande . 189

Fünftes Kapitel. Handel und Geisteskultur . . . 194

Seite

V. **Eine geistliche Stadt** 201

Erstes Kapitel. Einleitung 203

1. Die Bischofsstadt Freising 203
2. Andere Bischofsstädte 204
3. Klerikale Literaturquellen 207

Zweites Kapitel. Der Freisinger Domberg . . . 214

Drittes Kapitel. Die Stadt hinter dem Domberge 224

1. Häuser und Straßen 224
2. Charakter der Kunstarchitektur 230

Viertes Kapitel. Geistliche Herrschaft 233

1. Aus der Freisinger Kriegsgeschichte 233
2. Aus der Freisinger Revolutionsgeschichte 236
3. Gedankenkämpfe 239

Fünftes Kapitel. Bürgerliche Betriebsamkeit . . . 242

1. Gewerbe und Handel 242
2. Verfall und Wiederaufbau 249

Sechstes Kapitel. Schenkung, Stiftung und Almosen 252

VI. **Die Hollerdau** 257

Erstes Kapitel. Hollerdauer Volkshumor 259

1. Namen und Grenzen der Hollerdau 259
2. Das Schelmenländel 265
3. Kleine Charakterzüge 269

Zweites Kapitel. Hollerdauer Landhopfen 274

1. Wirtschaftliche Resultate 274
2. Gesittungsresultate 276

VII. **Das Gerauer Land und seine Kaiserstätten** 281

Erstes Kapitel. Geographie im Volksmunde . . . 283

Zweites Kapitel. Tribur 288

Drittes Kapitel. Das Feld der Königswahl bei Kamba 298

Viertes Kapitel. Die Schwedensäule und die Schwedenburg 303

Fünftes Kapitel. Ein Land der Phantasie . . . 307

Seite

VIII. Aus dem Leithawinkel 311

Erstes Kapitel. Rohrau 313

Zweites Kapitel. Eisenstadt 324

IX. Elsässische Kulturstudien 349

Straßenland 352

Kriegsland 367

Zwischenland 384

I

Einleitung

Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums

1

Zu Fuß

Der Erforscher des Volkslebens muß vor allen Dingen auf Reisen gehen. Das versteht sich von selbst. Ich meine aber *gehen* im Wortsinne, und das verstehen viele nicht von selbst.

In alten Zeiten mochte man zu Roß oder Wagen unser deutsches Vaterland bereisen, und brachte Neues die Fülle mit nach Hause zur Erkenntnis von Land und Leuten. So mag man heute auch noch ferne, fremde, wenig ausstudierte Länder vom Schiff, vom Wagen, vom Maulesel oder Kamel herab näher kennen lernen als irgend ein Vorläufer. Mitten im ziviliſierten Europa aber, wo es so viele Bücher und Eisenbahnen gibt, reicht solche Beobachtung aus der Vogelschau auf flüchtiger Fahrt längst nicht mehr aus: wer Neues entdecken und beschreiben, ja wer auch nur das Altbekannte neu beurteilen und verknüpfen will, der ist notwendig auf den Fußweg gewiesen. Der Botendienst ist fast allerwärts überflüssig geworden, der fußwandernde Bote ward im drängenden Verkehrsleben zum hinkenden Boten, und von Botenlohn und Botenbrot lesen wir fast nur noch in alten Volks- und Rittergedichten: für die Wissenschaft dagegen kann man in Deutschland noch immer Botendienst zu Fuße tun und frisch voranschreitend, einen Fuß vor dem anderen, Botenlohn verdienen.

Wie der moderne Historiker bei einem quellenhaften Geschichtsbuche nicht mehr bloß Buchstudien, sondern auch Archivstudien fordert, so fordere ich bei einem Beitrage zur deutschen Volkskunde mindestens Wanderstudien. Wandern heißt auf eigenen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören.

Am allerbesten freilich wäre es, wenn man mit dem Gehen auch das Sitzen verbände, doch ist dies nur wenigen und nur

in Einzelfällen vergönnt. Ich meine zu der Wanderung durch ein Land ſollte ſich ein längerer oder kürzerer Wohnſitz in demſelben geſellen, ſo daß der Forſcher gleichſam nomadiſierte, denn das Doppelſymbol des Nomaden iſt nicht bloß der Wanderſtab, ſondern auch das Zelt. Wer aber ſein Zelt nicht aufzuſchlagen vermag in dem Lande, welches er wandernd ſtudiert, der mag ſich getröſten, daß im Wandern ſelbſt doch der nächſte Erſatz für das Wohnen liegt. Der Fußwanderer *lebt* mit den Leuten, wenn auch nur vorübergehend, nur abgekürzt und im Auszuge; darum iſt jede gründliche Wanderung wenigſtens eine halbe Einbürgerung, und wer acht Tage im Lande umhergeht, der wird dort ſeßhafter als ein anderer, der zwanzigmal hindurchgefahren iſt.

Nun könnte man in allerlei Weiſe das Wandern lehren — je nach dem verſchiedenen Wanderzweck. Ein Turner würde zeigen, wie man wandern ſoll, um friſch und ſtark und geſund zu werden, ein Poet, wie man ausziehe, um ſich die niemals ausgeſungene Poeſie des Wanderns zu erwandern; ich begnüge mich hier mit einer kurzen und faßlichen Anleitung, wie man wandere, um dem Volk und Land ins Geſicht zu ſehen und aus den Augen zu leſen. Den Gewinn von friſcher Kraft an Leib und Seele und von verjüngender Poeſie fürs Gemüt findet dann auch noch jeder nebenbei, der Stab und Taſche ergreift und die Sache probiert.

Ich gebe alſo in dieſem Buch meine Methode des Wanderſtudiums und belege ſie mit ſelbſt erwanderten Beiſpielen. Man wird daraus erkennen, daß ich Schule gemacht habe in meinem Fache, nicht zwar die Schule eines dritten, aber doch wenigſtens meine eigene, und ich hege dann weiter die erlaubte Abſicht, andere für meine Schule zu gewinnen, vorab die friſch aufſtrebende Jugend, welche in anderweitiger Schule ihre Beine noch nicht derart verſeſſen hat, daß ſie gar nicht mehr ordentlich gehen können und ihre Augen noch nicht derart an papierenen und pergamentenen Quellen verleſen, daß ſie für die Quellen des leibhaften Lebens blöde geworden ſind.

2

Einſame Wanderſchaft

Wer forſchen und lernen will auf der Wanderſchaft, der gehe allein.

Nur der einſame Wanderer lebt mit den Leuten, nur wer allein kommt, wird überall angeredet und ins Geſpräch gezogen; kommen ihrer zwei, ſo läßt man ſie vielmehr für ſich gewähren, in der Meinung, daß ſie ſich ſelbſt genug ſeien. Zum Vergnügen reiſe man mit einem Freunde, zum Studium für ſich allein.

Aber nicht bloß die fremden Leute erſchließen ſich leichter dem Einſamen, auch wir ſelber ſammeln uns und arbeiten doch nur eigentlich, wenn wir einſam wandern. Frei durch die Welt zu ſtreifen, das Auge ſtets geöffnet für Natur und Volk iſt eine luſtige Arbeit, ein luſtiges Spiel iſt es nicht. Man muß ſeine Gedanken von früh bis ſpät geſpannt halten auf die Hauptgeſichtspunkte, welche man verfolgt; da nun aber tauſend andere, oft ſehr verlockende Eindrücke uns beſtändig zu zerſtreuen drohen, da wir mitten im Studium auch zu gehen, unſer Gepäck zu tragen und um Weg und Steg und Quartier zu ſorgen haben, ſo rechne ich die Doppelarbeit des gleichzeitigen Wanderns und Forſchens für beſonders anſtrengend, für anſtrengender als das gründlichſte Bücherſtudium am Schreibtiſche.

Ich vergleiche dieſe luſtig-ernſthafte Arbeit gerne dem gleichfalls luſtig-ernſthaften Beruf eines Kavallerietrompeters. Der Mann muß ein Virtuos im Reiten und zugleich im Blaſen ſein. Es gibt Volksforſcher, die blaſen vortrefflich, können aber das Reiten nicht vertragen: das ſind die Stubengelehrten; es gibt andere, die reiten prächtig über Berg und Tal, haben aber das Blaſen ſchlecht gelernt und kommen im Galoppieren aus dem Ton und Takt: das ſind die Touriſten.

Nur der einſame, kunſtgeübte Wanderer, der ſein Reiſegepäck ſelber auf dem Rücken trägt und ſeinen Schulſack obendrein, findet den raſchen Blick und die nie erlahmende Spannkraft zum raſtloſen Beobachten.

Mit dem bloßen Beobachten ist es aber noch nicht getan; es gilt auch zu gleicher Zeit das eben Erfaßte zu ordnen und durchzudenken. Wer sich auf dem Wege den Stoff sucht und hinterdrein daheim die Gedanken dazu, der ist nicht auf der rechten Fährte. Die besten Gedanken findet man immer dort, wo man die unmittelbare Anschauung der Tatsachen gefunden hat, und die Gedanken wollen auf der Landstraße, auf dem Lagerplatz, im Abendquartier auch gleich frischweg erfaßt und festgehalten sein. Dies ist das sicherste Mittel gegen die Gefahr, hinterher Fremdes in den gewonnenen Stoff hineinzudenken und die Tatsachen unseren Ideen zu beugen.

Jede Reisegesellschaft stört solches gesammelte und originale Durchdenken im Augenblick des Beobachtens. Erst nach vollbrachter Fahrt tausche man seine Gedanken aus, so viel man will, und prüfe und läutere sie im Austausche.

Um aber recht gründlich allein zu reisen, nehme ich nicht einmal ein Buch mit auf die Wanderschaft: ich will gezwungen sein durchs Entbehren jeder anderen geistigen Anregung, Geist und Auge fortwährend auf die umgebenden Dinge zu richten und dieselben nach ihrem Zusammenhange augenblicklich und in meiner Weise durchzudenken. Als einziger literarischer Freund begleitet mich die Landkarte und zur gemütlichen Ansprache allenfalls mein Hund: beide halten mich nicht ab vom steten Verkehr mit den Leuten des Landes, noch stören sie die Sammlung meiner Gedanken.

Der Hunger nach neuem Stoff ist Vorbedingung, zugleich aber auch der größte Segen für den forschenden Wanderer, und dieser Hunger bringt dann von selbst die verdoppelte geistige Verdauungskraft, deren man unterwegs nicht entbehren kann. Rasch, sicher und vielseitig auffassen, sich einbürgern, indem man weitergeht, Stunden in Tage, Tage in Wochen verwandeln, das ist die schwierige Aufgabe und zugleich eine anderswie kaum zu übende Gymnastik des Geistes.

Darum mag einer wochenlang starke Tagemärsche machen können, ohne zu ermüden und eines besonderen Rasttages zu bedürfen, verbindet er aber die Arbeit der Forschung mit dem Gang, so wird er's kaum über fünf Tage in einem Zuge aus-

halten. Man wird ſtumpf und muß dem Kopfe eine Weile Ruhe gönnen, bevor man den Beinen zumutet, daß ſie uns zu neuer Arbeit wieder fröhlich fürbaß tragen.

3

Erſtes Probeſtück der Vorbereitung

Es gilt bei der Wanderſchaft, was vom Kriege gilt: der Haupterfolg muß gewonnen ſein, bevor man auszieht, und in dieſem Sinne kann auch ein kurzer Gang reiche Frucht bringen, wenn nur die Vorbereitung tüchtig war.

Ich fordere zweierlei Probeſtücke einer genügenden Vorbereitung: erſtlich daß man im fremden Lande niemand um den Weg zu fragen brauche, und zweitens daß man bereits mehr von des Landes Geſchichte und heutigem Zuſtande wiſſe, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner ſelber weiß. Wer nicht mindeſtens ſo viel vorgelernt hat, der macht eine Reiſe ins Blaue.

Man ſoll niemand um den Weg fragen. Dies iſt eine goldene Regel für jeden Fußwanderer in Ländern, welche Spezialkarten beſitzen, gleichviel was ſonſt der Reiſezweck des Wanderers ſei. Denn wer ſich aufs Fragen verläßt, der fällt aus einem Irrweg in den anderen; auch gefährdet der einſam Wandernde nicht leichter ſeine Sicherheit als durchs Wegefragen. Vollends aber einen Führer mitzunehmen, zerſtört alle Poeſie des Wanderns, denn die tiefſte Wanderpoeſie iſt Selbſtſuchen, Selbſtfinden, Selbſtverfehlen, kurzum durchaus auf eigenen Füßen gehen und ſein eigener Herr ſein. Und neben der friſcheſten Wanderpoeſie ruht dann auch die ſtrengſte Schulung des Forſchens im Selbſtſuchen. Nur jenſeit der Schneelinie und auf den Gletſchern behauptet der Führer ſein unantaſtbares Recht, weil man auch auf der beſten Karte den Schnee nicht ſchmelzen und wachſen, das Eis nicht berſten und zuſammenfrieren ſieht. Dort hören aber auch die Volksſtudien auf.

Wenn nun ſchon der vornehme, das heißt der denkende und dichtende Vergnügungsreiſende ſeinen Weg ſich ſelber ſuchen

ſoll, weil eben im Suchen und Finden an ſich bereits das Hauptvergnügen liegt, der geiſtige Reiz praktiſcher Erkenntnis, — ſo fordern wir vom forſchenden Wanderer doppelt und dreifach, daß er im fremden Lande Beſcheid ſuche durch ſeinen eigenen Verſtand und nicht durch blindes Fragen.

Vor dem Ausmarſch ſtudiere man zu Hauſe die genaueſten Terrainkarten im Zuſammenhalt mit einer geognoſtiſchen Karte und unter Beihilfe der einſchlagenden geographiſchen Literatur. Wir werden dadurch in ſtand geſetzt, die Kreuz- und Querlinien unſeres Weges planvoll feſtzuſtellen, und erproben zugleich, welche Karte die beſte ſei und alſo der Ehre würdig, uns als Führerin zu dienen und als treue Freundin auf einſamer Fahrt zu geleiten. Erſt wenn wir auf der Karte völlig eingebürgert, ſind wir reif, den fremden Boden mit Erfolg zu betreten, erſt wenn wir das ganze Land, wie vom Berge herab bereits im Geiſte vorgeſchaut, ſollen wir es durchwandern. Es bietet dann unerſchöpflichen Reiz und Gewinn, den Anblick der wirklichen Landesart mit jenem aus dem Studium geſchöpften Bilde zu vergleichen, welches wir im Kopfe mitbringen.

Mit gut ſtudierter Karte ungefragt ſeinen Weg zu finden, iſt dann freilich wieder eine beſondere Kunſt, für welche einer angeborenen Ortsſinn beſitzen und die er täglich lernen und üben muß. Da ſie aber in nichts anderem beruht als in der ſteten genaueſten Beobachtung der Einzelheiten und in ihrer Übertragung von dem großen Maßſtabe des Originals auf den kleinen des Abbildes, ſo iſt die Kunſt zugleich eine treffliche Vorſchule für die ganze Aufgabe des Beobachtens, Individualiſierens und Generaliſierens, welche unſeren letzten Reiſezweck bildet. Im Wegeſuchen ahnen wir die Methode, wie auch das Volk planmäßig zu ſuchen ſei.

Zugleich aber werden wir gezwungen, das Land fort und fort als Grundlage des Volkslebens im Auge zu behalten; wer ſich das Land nicht neu entdeckt, der entdeckt auch nicht viel Neues im Volke. Ein wegkundiger eingeborener Forſcher, welcher Natur und Art ſeiner eigenen Landsleute darſtellen will, muß ſich darum gleichſam künſtlich zurückverſetzen in jene erſte Entdeckung der Bodenplaſtik, der Verkehrslinien und des Boden-

anbaues, die der fremde Wanderer notgedrungen an der Hand seiner Landkarte macht.

Nun mögen wir aber noch so begabt und erfahren sein in der Kunst, kreuz und quer nach der Karte zu gehen, so begegnet es uns doch zuweilen, daß wir die Karte mißverstehen, oder die Merkzeichen der Gegend falsch deuten, oder daß ein Fehler in der Karte gemacht wurde, kurzum, daß wir auf den Holzweg geraten. Allein selbst dieser Irrtum gereicht uns zum Nutzen; denn indem wir ihn hinterdrein erkennen, erkennen oft auf Kosten unserer Zeit, unserer Beine, unseres hungernden Magens, unserer dürstenden Kehle, gewinnen wir erst die recht vielseitige Erkenntnis von der Landesart und werden hie und da wohl gar weiser als unsere eigene Karte. Wie oft verdanke ich nicht die wertvollsten Eindrücke solchem Irregehen! Sich verirren, wenn man blind fragend von einem dummen Bauern auf den falschen Weg gewiesen wird, ist immer verdrießlich, aber irregehen, wenn man mit Verstand verkehrt gesucht hat, ist gar oft ein rechter Segen. Wer mit Verstand und Studium irregeht, der macht überhaupt gar keine Irrwege, er macht höchstens Umwege. Denn wie scharf prägt man sich die Bodenplastik ein, wenn man nur einmal recht gründlich fehlgegangen und hinterdrein zur Erkenntnis und genauesten Begründung seiner Verkehrtheit gekommen ist! Treffe ich auf einer ganzen Wanderung immer sofort den geraden Weg, so wird mir's angst, ich sei oberflächlich gewandert. Doch gleichviel, ob man gerad oder krumm gegangen: ein Land, welches wir uns im selbständigen Pfadfinden erobert, sitzt fest in unserem Geiste; wir sind halbwegs eingebürgert in demselben, auch wenn wir nur hindurchgegangen sind.

Nicht einmal in der Stadt soll man um den Weg fragen oder vollends gar in Droschken und Omnibussen fahren oder einen Lohndiener mitnehmen! Dabei lernt man nichts. Wer dagegen die Quartiere und Straßen nach ihrem geographisch und historisch bedingten Erwachsen studiert hat, bevor er zum Tore hereingekommen ist, und nun mit dem Stadtplan in der Tasche ausgeht und die Stadt gleichsam vor seinen Augen aufbaut, indem er sie suchend durchwandert, der findet nicht bloß die gesuchten Straßen und Häuser, sondern zugleich auch den Schlüssel

des organiſchen Aufbaues und des topiſchen Charakters der Stadt. Man fängt auf dieſe Weiſe nicht mit den Teilen an, ſondern mit dem Ganzen. Am liebſten richte ich darum meine erſten Schritte auf den Kirchturm, um auch in Wirklichkeit zuerſt das Ganze zu überſehen und mit dem Abbild des Ganzen, mit dem wohl eingeprägten Plane zu vergleichen, bevor ich mich in die Teile verliere. Eine Stadt iſt ein Organismus, Glied an Glied gefügt, hundert ſelbſtändige Teile und doch ein einheitlicher Leib; indem man aber ſeinen Weg vernünftig ſucht, findet man dieſen Organismus, ob man auch zwanzigmal ſich verirrt.

In der Darſtellung dieſes Organismus aber, des großen Aufbaues und der notwendigen Grundzüge erkennen wir nachgehends den Meiſter, mag er uns nun ein bloßes Städtebild gezeichnet haben oder die Charakterſkizze eines ganzen Landes.

4

Zweites Probeſtück

Der Wanderer ſoll die Landkarte im Kopf und in der Taſche haben, damit er nicht nach dem Wege zu fragen braucht und das Land findet, indem er den Weg ſucht.

Anderſeits muß man aber die Leute zu fragen verſtehen und fleißig fragen, nicht über den Weg, ſondern über ſie ſelbſt. Dieſes Fragen iſt eine Kunſt, die nur derjenige voll beſitzt, welcher dem zweiten von mir geforderten Probeſtücke genügt, daß er nämlich vor dem Ausmarſche bereits mehr von des Landes Geſchichte und heutigem Zuſtande wiſſe, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner ſelber weiß.

Solche Wiſſenſchaft findet ſich in unſeren geographiſchen, hiſtoriſchen, ſtatiſtiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Büchern zur Genüge aufgeſpeichert. Es gilt nur, ſich dieſelbe anzueignen und für die Ziele der Wanderung zurechtzulegen, damit wir von vornherein genau wiſſen, was wir zu ſehen und wie wir zu fragen haben. Vier Wochen Vorbereitung auf vierzehn Tage Wanderſchaft iſt nicht zu viel, und man wird mehr und Beſſeres

heimbringen, als wenn man ſich nur ein paar Tage oder gar nicht vorbereitet hätte und monatelang gereiſt wäre. Dazu iſt es ein Glück, daß auch ein rüſtiger Fußgänger nicht gern über zehn Pfund Gepäck trägt und gelehrte Bücher insgemein dick und ſchwer ſind; wir wären ſonſt verſucht, unſere Vorbereitungsſtudien in Halbfranz und Leinwand gebunden auf dem Rücken mitzuſchleppen, und dann wäre es mit aller friſchen und eigenen Beobachtung aus und vorbei. Die vorbereitende Literatur darf nur im Kopfe mitgetragen werden, ſonſt ſchadet ſie mehr, als ſie nützt.

Wenn ich aber Fragen als eine Hauptkunſt bezeichne, ſo meine ich doch keineswegs, daß man ewig fragend, gleichſam als ein lebendiges Fragezeichen, durchs Land gehen ſolle. Man würde ſchon um deswillen übel fahren bei ſolcher Fragerei, weil man den Leuten als ein unausſtehlicher Menſch erſchiene. Die Leute ungefragt zur rechten Red' und Antwort zu führen, das iſt erſt die wahre Feinheit.

Ich mache hiebei dreierlei Unterſchiede. Den fachgelehrten, ſtudierten Mann frage ich direkt, denn von ihm möchte ich Tatſachen erfahren, literariſche Winke und dergleichen. Den allgemein gebildeten Mann frage ich auf Umwegen, denn ich möchte ſein Urteil über geläufige Tatſachen. Den Ungebildeten, den Mann des Volkes, frage ich womöglich gar nicht, ich ſuche ihn nur zum Reden zu bringen, denn wie er von ſelbſt redet und ſich gibt, das iſt mir hier an ſich ſchon eine erforſchenswerte Tatſache. *Was* uns der Bauer erzählt, iſt nur eine Gabe des Glückes, des Zufalls, oft viel, oft wenig, oft gar nichts wert. Aber *wie* er im Reden ſich darſtellt, empfindet, urteilt, bis auf den ſprachlichen Ausdruck hinab, das enthüllt uns oft die ſchärfſten, notwendigſten Charakterzüge des Volkes. Statt zu fragen, erzähle ich dem Bauern viel lieber von nah und fern und bringe ihn dadurch zu weit friſcherem Ausſprechen, als wenn ich ihn gefragt hätte; ich führe ihn namentlich auf die Punkte, von denen ich hören, und nicht auf jene, von welchen er am liebſten ſprechen möchte. Erzählen öffnet den Leuten das Herz, wer dagegen fragt wie im Examen, der hält ihnen den Mund zu.

Man hat mich öfters belobt, daß ich ſcharf zu beobachten

wiſſe, was ſich mir bietet: ich fand ſolches Lob immer zweideutig. Denn mit dem ſcharfen Beobachten deſſen, was ſich gerade bietet, iſt wenig getan. Zu beobachten, was man findet, iſt leicht, aber das zu finden, was man beobachten will, das iſt die feinere Kunſt. Sie läßt ſich nur durch tüchtige Vorſtudien gewinnen. Die feinſte Kunſt aber iſt dann weiter, das Beobachtete im Moment des Beobachtens ſelber ſchon zu ordnen, zu ſichten, im Zuſammenhang zu ahnen, vom Teil aufs Ganze, vom Ganzen auf den Teil zu ſchließen. Ein Landſchaftsmaler wird mich verſtehen, wenn ich ſage: wer nach der Natur zeichnet, der muß in demſelben Moment frei komponieren, in welchem er naturgetreu kopiert, oder es gibt eine ganz kindiſche Landſchaft, unwahr aus lauter Treue, mit Blätterklumpen ſtatt Bäumen, mit Grashalmen ſtatt der Wieſe.

Der bloße Touriſt kann auch ſehr ſcharf beobachten, aber indem er ins Blaue hineingeht und notiert, was er eben geſehen und erhaſcht hat, bleibt er auch bloß Touriſt, ein Mann, welcher das Bunteſte und Seltſamſte erleben und feſſelnd ſchildern mag; ein Forſcher wird er niemals ſein. Dazu gehört ein abgeſchloſſener Plan, der den beobachtenden Blick konzentriert, und Vorſtudien, durch welche die erlebten Einzelzüge im Zuſammenhange erfaßt, ſofort zum Ganzen ſich fügen.

Je breiter unſere Vorſtudien waren, deſto mehr ſind wir zu Hauſe im fremden Land, und je mehr wir dort zu Hauſe ſind, umſo leichter erwerben wir jene höchſte Kunſt: mit der Wanderſchaft die Einbürgerung zu verbinden. Habe ich wochenlang meine beſte Zeit und Kraft daran geſetzt, ein Land bis ins kleinſte zu ſtudieren, ſo gewinne ich ein Herz für dieſes Land; es gehört mir ja bereits zur Hälfte. Wer nicht in gewiſſem Sinne verliebt iſt in das Land ſeiner Wanderſchaft, dem wird ſich das Land auch nicht erſchließen. Die Gefahr, eine neue und doch unſerem Geiſte ſchon vertraute Welt alsdann in zu günſtigem Lichte zu ſehen, liegt allerdings nahe, und ich leugne nicht, daß ich oft mit ihr zu kämpfen habe. Doch wandert man immer wohl beſſer in ſolch verklärendem Lichte als in dem Schatten der Unwiſſenheit. Ein verkehrtes Sprichwort nennt die Liebe blind: die wahre Liebe hat vielmehr die ſchärfſten Augen.

Bedürfen wir nun aber ſchon tüchtiger literariſcher Vorarbeit, damit wir den Mann aus dem Volke mit Nutzen zu hören vermögen, ſo brauchen wir dergleichen noch viel mehr, um gebildete Leute und vollends gelehrte Fachgenoſſen zu befragen. Jeder einheimiſche Kenner des Landes betrachtet den fremden Beobachter mit Argwohn und traut ihm eigentlich den Beruf und die Fähigkeit gar nicht zu, in aller Geſchwindigkeit Studien zu erwandern. Wir müſſen ihm alſo zeigen, daß wir vorher ſchon gehörig ſtudiert haben und wenigſtens reif ſind, ſeine Mitteilungen zu würdigen; wir dürfen uns beileibe keine Blöße geben. Den reichſten, friſcheſten und originellſten Stoff bieten uns aber in der Regel ſolche Leute, die durch Amt und Beruf mit dem gemeinen Mann in täglichem Verkehr ſtehen, während ſie ſelber doch zu den gebildeten Kreiſen zählen: Pfarrer, Lehrer, Beamte, Ärzte. Sie ſind heimiſch im Volksleben und fremd zugleich, und dieſer ſcheinbar widerſpruchsvolle Doppelſtandpunkt, ähnlich jenem des fremden und doch im Geiſte eingebürgerten Wanderers, iſt allemal der beſte zum Beobachten. Von ſolchen Männern habe ich immer das meiſte und Merkwürdigſte gelernt. Allein eben als gebildete Beobachter haben ſie in der Regel ihre beſtimmten Liebhabereien, die unſeren Zielen oft weitab liegen: wir möchten ſie fragend lenken, wohin wir wollen, und ſie lenken vielmehr uns, wohin es ihnen beliebt.

Wir gehen auf deutſche Altertümer aus, und unſer Freund zwingt uns, römiſche zu ſehen; wir wollen eine Kirchweih beſuchen; er führt uns in ein Rettungshaus; wir möchten auf einen Berg ſteigen, um die Landſchaft zu rekognoſzieren, er nötigt uns in eine Maſchinenfabrik; wir bitten um volkswirtſchaftliche Lokalliteratur, er findet es viel nötiger, uns die neueſte Abhandlung über die älteſte Gauverfaſſung vorzulegen. So erfahren wir alles mögliche Wiſſenswürdige, nur gerade das nicht, was wir wiſſen wollen. Lehnen wir aber jenen Überſchuß unerbetener Belehrung dankend ab, ſo hält man uns für oberflächlich und für unhöflich dazu. Es bleibt uns darum nichts übrig, als mit Geduld und Teilnahme entgegenzunehmen, was man uns bietet, dazwiſchen aber verſtohlenerweiſe zu erfragen, was wir eigentlich wiſſen möchten. Dieſe Kunſt, den Leuten hinterrücks eine Weis-

heit abzuliſten, welche ſie ſelber gar nicht für mitteilenswert halten, gelingt dann freilich nur dem Forſcher und Frager, der ſchon zur Hälfte voraus weiß, was er zu erfahren begehrt.

Sollen wir nun aber einem Fachgenoſſen, einem Spezialkenner nicht ganz offen entgegentreten, ihm rückhaltlos unſeren Wander- und Arbeitsplan vorlegen, die Punkte bezeichnend, worüber wir nähere Kunde ſuchen? In ſeltenen Fällen: Ja; in den meiſten: Nein! Es kommt eben auf den Mann an und auf den Plan. Denn der Spezialiſt, welcher ſich in örtlichen Kleinſtudien vergräbt und eine Fülle bunteſten Kleinſtoffes beſitzt, die wir in Monaten nicht bewältigen könnten, begreift gar ſchwer, daß unſer Ziel auf große Gruppierung, Überſchau, Vergleichen und Ordnen gerichtet iſt, daß wir aus dem einzelnen zum Ganzen ſtreben, daß uns die Entdeckung einer leitenden Idee, eines tonangebenden Grundzuges im Volkscharakter wichtiger ſein kann als die ſeltſamſte Variante zu einem Volksliede, einer Sitte, einer Dialektform, welche er aufgeſpürt hat; vor allem aber begreift er nicht, wie ein Fremder in wenigen Tagen ſein Land will verſtehen lernen, er hält uns für höchſt verwegen und leichtfertig, und um uns vor großem Schaden zu bewahren, erſtickt er uns mit unerbetenem und für unſere Zwecke nutzloſem Detail.

Und doch könnten wir uns gegenſeitig ſo gar viel nützen, wenn wir uns nur erſt verſtünden, wenn ein jeder von uns beiden die Aufgabe des anderen in ihrem Recht, ihrer Schranke und ihrer Wechſelwirkung zu der eigenen Aufgabe erfaßte!

Dieſes gegenſeitige Nichtverſtehen und Unterſchätzen des Einzelforſchers und des durchdenkenden Ordners und Darſtellers (welchem übrigens das Forſchen ſo wenig geſchenkt ſein ſoll wie jenem Spezialiſten das Denken) iſt ein Herzfehler im ganzen wiſſenſchaftlich-literariſchen Leben unſerer Zeit. Umſoweniger darf der Wanderer alſo dem ortskundigen kleinen Gelehrten ein Gebrechen übelnehmen, das heutzutage ſelbſt den größten Gelehrten anzuhängen pflegt, er muß jene Fachgenoſſen beſuchen, ſich an der Fülle ihrer Einzelkenntnis erquicken und mit dem größten Dank aus ihren Fingerzeigen und Nachrichten herausnehmen, was ihm taugt.

Zu dieſem Zwecke bewahre ich den Plan meiner Wanderſchaft und Arbeit als mein Geheimnis und bezeichne dem gelehrten Freunde höchſtens gewiſſe Privatliebhabereien, die man doch auch nebenbei verfolgt, als nächſtes Ziel. Einem Naturforſcher würde ich etwa ſagen, daß ich Kunſtdenkmale betrachten, einem Hiſtoriker, daß ich gute Freunde beſuchen, einem Statiſtiker, daß ich die ſchöne Landſchaft genießen wolle. Ich gewinne ſolchergeſtalt gerade die gewünſchten naturwiſſenſchaftlichen, hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Mitteilungen. Denn ich bin nun berechtigt, ohne der Oberflächlichkeit und Grobheit bezichtigt zu werden, alle Dinge, die ich nicht ſehen mag und die man mir doch zeigen möchte, nicht zu ſehen, kann aber nebenbei ganz arglos das Geſpräch auf meine wahren Reiſeintereſſen bringen und die Notizen erfragen, deren ich bedarf, ohne daß der freundliche Erzähler mir in die Karten ſchaut und meinen Plan bekrittelt.

Ein ſtrenger Moraliſt wird in ſolchem Verfahren zwar eine halbe Lüge entdecken, allein es iſt eine echte Notlüge, ein Akt berechtigter Notwehr, der dem gelehrten Freunde zuletzt meinen aufrichtigſten Dank einbringt und mir ſeine unſchätzbare Belehrung.

Auch geſtehe ich jedem dritten das volle Recht der Wiedervergeltung zu. Denn da ich's vermutlich gerade ſo mache wie alle anderen Leute und dem Fremden, der mich beſucht, um örtliche Zuſtände zu erfragen, weit eher erzähle, was mir als was ihm bedeutſam erſcheint, ſo möge er nur hinterrücks alle Wiſſenſchaft aus mir herauszulocken ſuchen, die er irgend brauchen kann.

Soll dieſe Operation gelingen, ſo muß man freilich wiederum mit fleißigen Vorſtudien gerüſtet ſein. Denn plump und offen fragen kann auch der Kenntnisloſe; verſteckt dagegen und unvermerkt das Wichtigſte unter der Hand erhaſchen, vermag nur, wer ſchon etwas Ordentliches von der Sache weiß.

5

Vom Kleinen zum Großen

Zum Wanderſtudium meiner Art taugen große Länder nicht, ondern kleinere Landſtriche. Nur daß das kleine Land ein Ganzes bilde!

Ich muß mein Gebiet mit einem Blick überſchauen, mit einem Male beherrſchen, ich muß es in die Kreuz und Quere durchſtreifen und in einem Zuge darſtellen können. Hierin liegt die beſte Gewähr, daß man zweifach Neues biete: ein neues, rundes Geſamtbild und neue Einzelzüge. Je größer man das zu durchwandernde Gebiet faßt, umſo unſelbſtändiger wird man arbeiten und durch bloße literariſche Reproduktion die Lücken der eigenen Anſchauung füllen. Darum wähle ich mir in der Regel nur etwa ein Stück Flußgebiet, ohne einen Nebenfluß, ein kleines Gebirg, einen Gau, die ſelbſtändige Gruppe eines Volksſtammes, ein kleines ehemaliges Reichsländchen und ähnliches. Nicht weil ich im Kleinen wollte ſtecken bleiben, ſondern gegenteils, weil ich aus dem Kleinen zum Großen und Ganzen ſtrebe.

Dies geſchieht in doppelter Weiſe, quantitativ und qualitativ. Wer viele kleine Gebiete durchwandert und darſtellt, der wird ja zuletzt von ſelbſt auch eines großen Gebietes Meiſter. Es gehört nur Kraft und Ausdauer dazu: dreißig Jahre bleibt ein geſunder Mann doch marſchfähig, und in dreißig Jahren kann einer ganz Deutſchland forſchend durchwandert haben. In hundert zuſammenſtimmenden Einzelbildern könnte er das ganze Vaterland original ſchildern, und das Ganze wäre dann ein großes und ruhmwürdiges Werk. Freilich müßte der Glückliche neben ausdauernden Beinen auch noch einen ausdauernden Geldbeutel beſitzen; denn bei ſolcher Art des Wanderſtudiums trägt das Honorar nicht einmal die Reiſekoſten, geſchweige den Arbeitslohn.

Allein auch in tieferem Sinne — qualitativ — ſoll der Wanderer vom Einzelnen zum Ganzen ſtreben.

Jeder Landſtrich hat ſeine beſondere Signatur; fehlt ihm

dieſe, ſo verdient er nur als Teil eines anderen Gebiets bewandert und geſchildert zu werden.

Bei einem Lande ſticht der geographiſche Aufbau vor allem maßgebend hervor, bei einem anderen die hiſtoriſchen Erinnerungen, bei einem dritten die Eigenart des naiven Volkslebens, bei einem vierten Wirtſchaft und Betriebſamkeit, bei einem fünften die Kunſtdenkmale — und ſo weiter. Dieſen auszeichnenden Hauptzug im Charakterbilde müſſen wir durch unſere Vorſtudien erkannt haben, bevor wir zum Wanderſtabe greifen, wir müſſen das Hauptgewicht unſeres Reiſeplanes auf deſſen Erforſchung werfen. Oder, um in einem treffenderen Bilde zu reden, dieſe Signatur muß der Knoten ſein, an welchen ſich das ganze Gewebe unſerer forſchenden und darſtellenden Arbeit knüpft. Nehmen wir beiſpielsweiſe ein Induſtrietal, deſſen Signatur im modernen Fabrikbetriebe gegeben iſt. Wir werden vor allen Dingen die wirtſchaftlichen Zuſtände zu ſtudieren und zu charakteriſieren haben, unſere Gedanken haften von vornherein auf der Induſtrie, unſere Augen auf dem Fabrikvolke. Allein wir unterſuchen auch Berg und Tal und Fluß — im Zuſammenhang mit dem Induſtrieleben, welches ſie tragen, erzeugten, begünſtigen. Wir leſen die Geſchichte des Tales — im Kontraſte oder im Zuſammenhange mit der modernen Betriebſamkeit. Wir ſpüren Züge des ſozialen Lebens auf — ſie werden uns notwendig wieder in die Fabriken führen. Kurzum wir beobachten das Mannigfaltigſte unbefangen, liebevoll, objektiv, wir treiben uns keineswegs bloß in den Fabriken umher, wir verfangen uns wohl gar in Kunſt und Poeſie, allein wir werden doch immer wieder in den Zauberbann der keuchenden, raſſelnden Maſchinen, der rauchenden Schlote zurückgeführt werden. Auch das Kleine wird uns bedeutungsvoll im Zuſammenhange mit der induſtriellen Signatur, und auch das anderswo Bedeutſame wird gegenteils hier zur Epiſode, wenn es dieſer Signatur völlig ſeitab läge.

Und nicht genug hiemit. Keine Gegend ſteht in ihrer Signatur vereinzelt. Jenes Induſtrietal iſt keine Welt für ſich; es läßt ſich nur verſtehen im Vergleich mit anderen Induſtriegebieten, im Zuſammenhalte mindeſtens mit der deutſchen Induſtrie. Wir müſſen Parallelen ziehen, Gegenſätze ſchildern,

wir müſſen den Blick über das Tal hinaus in die Nähe und Ferne ſchweifen laſſen, und wenn wir das alles auch nur in wenigen Worten andeuteten: in unſerer Seele muß der Bezug aufs Große und Ganze reich entwickelt liegen, und der feinere Leſer wird auch bei den wenigen Worten fühlen, daß er dort entwickelt lag.

Hier unterſcheidet ſich der Mann, welcher kleine Gebiete durchwandert, um in dem kleinen Land das große deutſche Vaterland, in der kleinen Volksgruppe das große deutſche Volk zu ſchildern, von dem eingeborenen Spezialforſcher, welcher dasſelbe kleine Land im einzelnſten erforſcht, um dieſes Kleine und Einzelne eben an und für ſich darzuſtellen. Der letztere wird in der Regel weit gründlicher Beſcheid wiſſen in allen kleinen Tatſachen und den ſchätzbarſten urkundlichen Stoff zu Tage fördern. Wie könnte es da ſelbſt der fleißigſte und gelehrteſte Wanderer mit ihm aufnehmen! Allein der Wanderer ſchauet von außen herein, er kommt aus der Fremde und geht in die Fremde, er bringt einen vergleichenden Maßſtab mit, welcher dem eingeborenen Spezialiſten nur allzuoft völlig gebricht, er *muß* ſein Augenmerk auf die Signatur, auf die große Charakteriſtik, auf den Zuſammenhang des kleinen Landes mit dem größeren Ganzen richten, wenn er überhaupt noch günſtigen Boden zum Wettſtreite mit dem ſonſt überall bevorzugten Spezialiſten gewinnen will. Daher geſchieht es ſo oft, daß der eingeborene Spezialiſt die merkwürdigſten Tatſachen findet und — ſchwarz auf weiß gedruckt — unter den Scheffel ſtellt, während ſie der fremde Wanderer erſt ans Licht zieht und verwertet.

6

Das Tagebuch

Unterwegs gilt es nicht bloß zu beobachten, ſondern auch ſofort nach der Natur zu zeichnen. Neben der Landkarte ſei darum der einzige literariſche Apparat in der Reiſetaſche ein Tagebuch mit leeren Blättern; es iſt dem Volksforſcher ſo un-

entbehrlich, wie dem Landſchafter ſein Skizzenbuch. Jede Raſtſtunde gibt eine Arbeitsſtunde für das Buch.

Allein dieſes Tagebuch iſt dabei ein ebenſo gefährliches als notwendiges Ding; denn es iſt leicht zu ſchreiben, aber ſchwer zu benützen. Ich beginne darum kein ſolches Buch ohne den feſten Vorſatz, ſo viel als möglich auf die weißen Blätter einzuzeichnen und ſo wenig als möglich von dem dort Eingezeichneten drucken zu laſſen.

Nun könnte einer meinen, dann ſei es ja weit einfacher, von vornherein nur recht wenig und nur Druckwürdiges zu notieren. Allein wer ſo ſpricht, der weiß nicht, welcher Segen überhaupt bei aller Schriftſtellerkunſt auf einem recht großen und gefräßigen Papierkorbe ruht, und insbeſondere verkennt er meine Methode und das Ziel meiner ethnographiſchen Arbeiten. Ich will nicht ſubjektive Eindrücke und Erlebniſſe geben, ſondern ein objektives Charakterbild, aber geläutert und belebt durch eigenes Sehen und Hören an Ort und Stelle.

Mein Tagebuch gehört darum dem Tage, es gehört mir und iſt bloß für mich geſchrieben. Es ſoll mir die ſubjektiven Eindrücke der Wanderſchaft treu bewahren, es ſoll den Tag mit all ſeinen Zufälligkeiten feſthalten, um mir ſpäterhin unter den Büchern des Arbeitszimmers den Hauch der friſchen Luft zu retten, die Poeſie des Erlebten, des unmittelbaren Verkehrs mit den Leuten. Und wenn auch keine Zeile dieſes Tagebuches in die ausgeführte Arbeit überginge, ſo hätte ich doch nicht umſonſt notiert, denn die Stimmung wenigſtens, welche ich im Augenblicke mit dem Bleiſtift feſthielt, wäre auch für die gedruckten Blätter gerettet.

In dem Tagebuch herrſcht Wanderfreiheit der Gedanken, und es hat etwas ungemein Erfriſchendes für den modernen Autor, der ſonſt doch immer mit einem kleinen Seitenblick auf Kritik und Publikum ſchreibt, ſeine Feder gleichzeitig ebenſo frei wie ſeine Beine ſpazieren gehen zu laſſen, gewichtige Tatſachen einzuzeichnen neben luſtigen kleinen Erlebniſſen; Gedanken, Einfälle und Urteile planlos hinzuwerfen, Grillen und Launen Luft zu machen und dann doch ernſthafte Entwürfe für ein objektives Charakterbild hinzuzufügen.

Es gab eine schöne Zeit, wo man solch ein Tagebuch kurzer Hand drucken lassen konnte, und wo es die Leser für besonders genial hielten, wenn einer die Schilderung von Land und Leuten bloß zum Vorwande nahm, um eigentlich sich selbst zu schildern, und sein Publikum durch ein fremdes Land führte, nicht um es in der Fremde, sondern in des Autors nächster Heimat, nämlich in seinen ästhetischen, literarischen und politischen Ideen einzubürgern. Die Periode solcher Reisetagebücher ist vorbei. Dennoch lasse ich mir mein Tagebuch nicht verachten, als ein heimliches Buch, welches niemand zu lesen bekommt, und welches doch auf alle meine Leser wirken soll, als ein Werkzeug, welches mir vermittels subjektivster Ausführungen ein objektives Charakterbild von Land und Volk vermitteln hilft, so daß zuletzt ein Porträt herauskommt, dessen Nase und Ohren nicht bloß statistisch richtig abgemessen sind, sondern dessen Auge auch leuchtet, dessen Lippen sprechen.

Übrigens ist Anlage, Gehalt und Bestimmung meines Tagebuches in dreifacher Weise verschieden je nach dem letzten Ziele, welches ich mir für die literarische Ausarbeitung gesteckt habe.

Lebe ich längere Zeit in einem Lande, dann wird das Tagebuch zu einer Stoffquelle; ich zeichne nach Zeit und Gelegenheit positive Tatsachen, Erfahrungen, maßgebende Erlebnisse auf und benütze nachgehends die Blätter wie man den Bericht eines glaubwürdigen Augenzeugen zu benützen pflegt.

Habe ich hingegen einen Landstrich öfters und im einzelnen durchwandert, dann soll mir das Tagebuch überwiegend bloß die Tatsachen illustrieren, welche man eben nicht an der Landstraße, sondern in anderen Büchern findet. Bei gutem Glück entdeckt man dann auch etliches Neue dazu; das Tagebuch aber wird doch schon weitaus mehr Gedankenquelle als Stoffquelle sein.

Wenn ich aber endlich ein Land durchreiste, nicht um der Detailforschung willen, sondern um mich für größere ethnographische und geographische Gesichtspunkte durch den Augenschein selbständig zu orientieren, dann wird mein Tagebuch gar keine Stoffquelle werden, sondern es lehrt mich nur die vorhandene

quellenhafte Literatur leſen und verſtehen, es lehrt mich namentlich in den gedruckten Büchern zwiſchen den Zeilen leſen. Und gewönne ich durch meine eigenen Notizen auch nur jenen Feuereifer, der nötig iſt, um durch die trockene Lokalliteratur eines Landes friſch und mutig hindurchzudringen, ſo hätte ich nicht umſonſt notiert. In dieſem Falle erlebt man wohl auch die ebenſo luſtige als lehrreiche Erfahrung, daß man zu guter Letzt ſein ganzes Tagebuch ausſtreicht, und doch ſehr vergnügt iſt, es geſchrieben zu haben. Denn was uns beim Beobachten wichtig dünkte, erſcheint uns hinterher beim Spezialſtudium nichtig, manches Richtige auch geradezu falſch, vorab aber glaubten wir gar oft draußen eine neue Entdeckung gemacht zu haben, um daheim zu der allerneueſten Entdeckung zu gelangen, daß ſie den Kennern ſchon gar lange bekannt geweſen war. Denn je weniger wir wiſſen, deſto mehr Neues finden wir; — nur iſt es dann leider bloß für uns neu. Und doch bleibt es ſo unſchätzbar auf eigene Fauſt, wenn auch überflüſſig oder gar verkehrt, geſucht zu haben; wir lernen dadurch ſo viel richtiger würdigen, was andere wirklich fanden.

In einem enzyklopädiſchen Artikel über Statiſtik las ich: daß man in unſerer Zeit ſtatiſtiſche Arbeiten nur noch auf amtlichen Schreibſtuben machen könne, daß man nicht mehr reiſe, um Statiſtik zuſammenzubringen, und daß ein wandernder Statiſtiker ein Unding geworden ſei. Wer wird auch noch in Deutſchland wandern, um aufs Hörenſagen Zahlen zu erheben!

Dennoch iſt ſelbſt ein wandernder Statiſtiker kein Unding. Er wird eben ein Tagebuch der zuletzt geſchilderten dritten Art führen müſſen. Denn wenn man auch nicht mehr wandert, um Zahlen zu ſuchen, ſo ſoll der Statiſtiker doch wandern, um ſeine amtlichen Zahlen zu verſtehen, um jene Motive, jenen Faden des inneren Zuſammenhanges der Ziffernreihen im Volksleben zu finden, welcher in den Akten nicht geſchrieben ſteht. Wer wanderte, um Statiſtik zu machen, der wäre lächerlich; wer aber Statiſtik macht, ohne zu wandern oder mindeſtens andere für ſich wandern zu laſſen, der iſt einſeitig und oberflächlich. Durchs Wandern können uns Bücher und Akten nicht entbehrlich werden, aber wir lernen Bücher und Akten leſen durchs Wandern.

7

Anekdoten und Charakterzüge

Wer unterwegs eine Anekdote erlebt oder einen sprechenden Zug des Volkslebens, der soll dergleichen fein im Sinne behalten, man weiß nicht, wie man's später brauchen kann. Erlebte Züge und Anekdoten bilden das Salz unseres Tagebuches, und wenn wir sie richtig zu deuten, wenn wir einen leitenden Gedanken aus ihnen zu entwickeln und durch sie zu versinnbilden verstehen, können sie auch das Salz eines gedruckten Buches bilden.

Ich fahre über den Bodensee in die Schweiz. Im Hafen zu Rorschach gelandet, sehe ich einen zerlumpten Mann, der in einem kleinen Nachen zwischen den Schiffen auf und ab rudert und mit einem Hebgarn emsig im Wasser fischt; er fängt aber keine Fische, sondern Äpfel, die in großen Massen hier verladen werden und von welchen ab und zu einer ins Wasser fällt. Nun wußte ich, daß ich in der Schweiz war, noch bevor ich den ersten Grenzpfahl gesehen hatte. Am bayerischen Ufer würde höchstens ein naschhafter Junge sich etliche von den verlorenen Äpfeln gefangen haben; hier am schweizerischen machte ein Mann sogleich ernstlich Profession von der Äpfelfischerei. Hätte ich einen Aufsatz über die Schweizer schreiben wollen, der Mann wäre mir unbezahlbar gewesen. Wie mich seine drastische Erscheinung zuerst begrüßte, so würde ich sie auch plastisch an die Spitze der Arbeit gestellt haben, um aus dem individuellen Bilde einen der schärfsten schweizerischen Charakterzüge, das Volksgenie der Betriebsamkeit, zu entwickeln.

Die geringfügigste Tatsache kann uns in diesem Sinne bedeutend werden und des Aufzeichnens würdig, wenn sie nur einen leitenden Gedanken verkörpert. Im Volksleben ist nichts klein, was aufs Ganze, auf den geistigen Gehalt des Volkstums zielt. Meine Freunde wundern sich öfter, daß ich unterwegs so viele seltsame Züge und Anekdoten erlebe; ich erlebe in der Tat dergleichen nicht mehr als andere, aber ich erlebe sie anders. Weil ich, geführt von festen Grundgedanken, Gedanken suche,

finde ich auch Anekdoten, und weil ich den Blick aufs Idealbild des ganzen Volkstums gerichtet habe, sehe ich hundert individuellste Tatsachen, die jenem entgehen, der nichts als Tatsachen suchen will. Anekdoten zu erleben ist leicht (vorausgesetzt, daß man zu Fuße und allein geht), die wichtigen zu behalten und die unwichtigen zu vergessen schon schwerer (denn auch die originellste und ergötzlichste erlebte Anekdote müssen wir unbarmherzig aus unserem literarischen Gedächtnisse streichen, wenn sie des Gedankenzusammenhanges mit dem zu skizzierenden Charakterbilde entbehrt); am schwersten aber ist es, den rechten Gedanken in einer erlebten Anekdote zu finden und zu deuten. Denn da uns das Erlebte immer mehr am Herzen liegt als das Gelesene, so liegt auch die Gefahr näher, aus dem Erlebten etwas zu machen, was eigentlich nicht darin steckt.

Ich will auch diesen Satz über die Anekdote durch eine Anekdote erläutern.

Im Wirtshaus eines deutsch-ungarischen Städtchens saßen die Kleinbürger des Ortes beim Abendschoppen, und ich lauschte ihrem Gespräche. Ein Vorfall, der sich jüngst in der Nachbarschaft zugetragen, beschäftigte die Leute aufs lebhafteste. Es war nämlich ein achtbarer Israelite vor den Stuhlrichter geladen worden, um Zeugschaft abzulegen. Der verschüchterte Jude hörte entweder die Frage des Richters nicht recht oder faßte sie falsch, kurz er stotterte, zögerte und konnte zu keiner klaren Antwort kommen. Da ergriff der Richter plötzlich wütend aufbrausend ein Kruzifix, hielt es dem Juden vors Gesicht und schrie: „Judas, willst du bekennen!" Der Jude brach vor Angst und Schrecken zusammen und lag mehrere Tage krank danieder. So erzählten die Leute. Ein Teil der Gesellschaft enthielt sich allen Urteils, die anderen verteidigten den Stuhlrichter; nur ein einziger wagte es, das Verfahren des Richters in geraden Worten als unrecht, ja empörend zu bezeichnen. Er blieb aber allein mit seiner Ansicht.

Nun wäre es sehr leichtsinnig, wenn ich die oben erzählte Geschichte flugs als Tatsache anführen wollte, etwa zur Charakteristik ungarischer Justiz. Denn sie kann in jener Fassung völlig entstellt, vielleicht tendenziös umgebildet oder bereits mythisch

verſchoben ſein. Wirtshausgeſpräche ſind überhaupt keine Quelle für Tatſachen; aber die Tatſache jenes Wirtshausgeſpräches kann uns eine Quelle werden. Denn daß man eine derartige Geſchichte dort allgemein als wahr, mindeſtens als wahrſcheinlich und möglich anſah, wäre doch ſchon ein Zeichen für die Zuſtände des Landes. Allein auch darin liegt noch nicht der Schwerpunkt des kleinen Erlebniſſes. Das Maßgebende war ohne Zweifel, daß von zwanzig Leuten etwa zehn des Urteils ſich enthielten, neun dem Stuhlrichter recht gaben und nur ein einziger ihn verdammte. Man denke ſich zum Gegenbilde zwanzig pfälziſche Bauern, die über einen ſolchen Vorfall diskutierten! Welch einen Lärm, welch einen Aufruhr würde das gegeben haben! Und wenn ja ein einziger den Richter hätte verteidigen wollen, ſo wäre er gewiß zur Stube hinausgeworfen worden. Übrigens würde auch kein Pfälzer Jude aus Schreck vor einer derartigen richterlichen Ermahnung in Ohnmacht gefallen und krank geworden ſein. Die Juden haben dort ſchon ſtärkere Nerven.

Nun wäre es aber immer noch übereilt, wollte ich aus jener einzelnen Tatſache den allgemeinen Schluß ziehen auf den tiefen Stand des Rechtsgefühls bei den unteren Volksſchichten in Ungarn. Erſt wenn ich viele verwandte Züge an vielen Orten erlebt hätte, wäre ich dazu befugt. Man ſoll Anekdoten nicht generaliſieren, ſondern umgekehrt, man ſoll auf Grund allgemeinerer Kenntnis und Beobachtung *individualiſieren* durch die Anekdote. Der oberflächliche Touriſt macht die Anekdote, den erlebten einzelnen Charakterzug, zur Quelle; dem wirklichen Forſcher iſt ſie das nicht, ſie iſt ihm bloß Mittel zur Darſtellung eines Allgemeinen, welches er bereits anderswoher gründlicher kennt. Dann aber auch ein unſchätzbares, unübertreffliches Mittel, weil ſie künſtleriſch, plaſtiſch, in einem Zuge ganze Gedankenreihen verſinnbildet und den Leſer in fremde Zuſtände mitten hineinverſetzt, als hätte er ſie mit eigenen Augen geſehen. Darum hat man der volksſchildernden Anekdote neuerdings mit vollem Recht ſogar einen Platz in wiſſenſchaftlichen Handbüchern eingeräumt, wie z. B. in Daniels Geographie von Deutſchland, nicht um aus der Anekdote generaliſierend zu beweiſen, ſondern um durch die Anekdote individualiſierend zu ſchildern.

Aus derſelben künſtleriſchen Abſicht erzähle ich meine Anekdoten und Charakterzüge faſt immer in der erſten Perſon, wie ich ſie erlebt habe, mit dem verpönten „Ich“ an der Spitze. Es wäre mir leicht, ſie in die dritte Perſon umzuſchreiben. Allein wenn der Leſer durch mein „Ich“ den unmittelbaren Eindruck des Selbſterlebten erhält und die Sache mitzuerleben glaubt, ſo wiegt mir das ſchwerer als der Tadel ſteifleinener Rezenſenten über zu ſubjektive Schreibart. Je mehr ich mich befleiße, den Inhalt objektiv zu faſſen, um ſo ſubjektiver geſtalte ich die Darſtellung. Denn der objektivſte Stil bleibt nun doch alleweil der langweiligſte.

Die Forſcher der Sagen, Mundarten und Volkslieder, welche gleich uns dem Munde des Volkes lauſchen, verleihen ihren Aufzeichnungen dadurch erſt vollgültigen Wert, daß ſie aufs genaueſte angeben, wo ſie eine Redeweiſe, eine Sage, einen Vers gefunden, genau bis auf den Namen des Dorfes, ja der Perſon hinab. Das iſt bei ihnen ſo notwendig, wie beim Botaniker die Angabe des Fundortes einer neuen Pflanze. Ganz anders ſteht es aber bei anekdotiſchen Charakterzügen, welche man anführt, um allgemeine, namentlich ethiſche Zuſtände des Volkslebens epigrammatiſch zu ſchildern, wohl gar dem Volke ſelbſt das Epigramm aus dem Munde zu nehmen. Hier entſcheidet die innere Wahrheit, und in den allermeiſten Fällen wird kein dritter im ſtande ſein, hinterher die ſtrenge äußere Wahrheit des Tatbeſtandes zu prüfen, auch wenn man ihm Ort und Datum und Perſonalabreſſen urkundlich getreu ſchwarz auf weiß gegeben hätte. Ich verfahre darum aus guten Gründen mehrenteils umgekehrt wie die Sagenforſcher und Botaniker, indem ich meinen Fundort nur ſo weit andeute, als es zur örtlichen Charakteriſtik ſelbſt nötig iſt. Ich nenne die Gegend, aber nicht den Ort, ich umſchreibe die redenden Perſonen, aber nenne keinen Namen, und erzähle ſomit äußerlich ungenau, aber nur, um innerlich deſto genauer erzählen zu dürfen. Nur durch dieſe goldene Regel wird es möglich, ſcharf, konkret und rückſichtslos zu zeichnen und die Leute des Landes in ihren eigenen Worten reden zu laſſen, ohne in unſeren öffentlichen Zeiten die Diskretion zu verletzen und Empfindlichkeit aller Art zu reizen. Nur bei dieſem Verfahren

merken namentlich die Leute, daß man komiſche und naive Züge nicht aus Spott und Skandalſucht, ſondern in dem ernſten Beſtreben aufzeichnete, ein treues und lebensvolles Bild zu entwerfen. Und zuletzt kommt es bei derlei kleinen Geſchichten auch kaum darauf an, ob ſie wirklich ſo vorgefallen ſind, ſondern vielmehr ob der Landeskundige zuſtimmend ſagt, daß ſie ſo und nicht anders einmal vorfallen müßten, wenn es gleich noch gar nicht geſchehen wäre.

8

Literariſche Wanderung nach der Heimkehr

Mit wohlgefülltem Tagebuch zu Hauſe wieder angelangt, ſind wir darum noch nicht fertig mit unſeren Vorarbeiten. Jetzt kommt erſt noch das Studium der Spezialliteratur. Mancher glaubt vielleicht, dazu bedürfe es doch keiner Fußwanderung, oder man könne auch vorher dieſe Spezialitäten ſtudieren und hinterdrein wandern. Allerdings. Man kann auch das Pferd beim Schwanz aufzäumen, nur wird es dann nicht beſonders bequem zu reiten ſein.

Unterwegs entdecken wir bei guter Naſe und gutem Glücke handſchriftliches und gedrucktes Material, welches wir zu Hauſe niemals gefunden hätten. Man muß an Ort und Stelle fragen, um gar mancher in Zeitſchriften und Monographien zerſtreuten Vorarbeit auf die Spur zu kommen; und ein halbſtündiges Geſpräch beim Glaſe Wein mit einem landeskundigen Manne kann uns verſteckte kleine Quellen und Hilfsmittel aufſchließen, nach welchen wir im ſorgſamſten Realkatalog der reichſten Bibliothek vergebens ſuchen würden. Unſere Gelehrten ſind doch wunderliche Leute. Wenn jemand wochenlang im Bücherſtaube wühlt und nichts findet, ſo war das wiſſenſchaftlich gearbeitet, wenn aber einer im lebendigen perſönlichen Verkehr die feinſte Entdeckung macht, ſo kann das doch nicht für wiſſenſchaftliche Arbeit gelten.

Übrigens handelt es ſich hier weit weniger um ſpeziellſtes Material, welches verborgen liegt, weil es zu ſelten und vereinzelt

erſchloſſen würde, ſondern viel mehr um Vorarbeiten, welche jahraus, jahrein ſo bunt und maſſenhaft zu Tage gefördert werden, daß ſie in ihrem eigenen Überfluſſe verloren gehen.

Ich denke hier namentlich an die Schriften unſerer hiſtoriſchen, geographiſchen, naturforſchenden Vereine, an die zahlreichen monographiſchen Büchlein für einzelne Städte, Schlöſſer, Klöſter, Familien, dann auch an die geradezu unzählbaren Schilderungen von allerlei Volks- und Landesart, wie ſie jetzt in den illuſtrierten, belletriſtiſchen und politiſchen Zeitungen zum ſtehenden Modeartikel geworden ſind.

Der gelehrte Fachmann rümpft die Naſe und erklärt den größten Teil dieſer mannigfaltigſten Literatur für Dilettantenwerk. Ich will das zugeben, denn der Dilettantenglaube iſt nun einmal der moderne Hexenglaube, und wer nicht überall Dilettanten ſieht, der kommt in Gefahr, ſelber als Dilettant verbrannt zu werden. Allein geſetzt, wir fänden in einer Zeitung, wohl gar im Feuilleton, die Schilderung volkstümlicher Lokalzuſtände von einem Augenzeugen, und die Arbeit ermangelte ſo ſehr aller Schule und Methode, daß wir ſie wohl dilettantiſch nennen müßten, ſo iſt ſie doch in dem einen Punkte nicht dilettantiſch, daß der Verfaſſer ſelbſt gehört und geſehen hat, was er erzählt. Nur fragt ſich's, ob er das Erlebte, alſo den echten Quellenſtoff, auch richtig wiedergibt. Den Maßſtab hiefür werden wir in der Regel nur dann beſitzen, wenn wir gleichfalls ein Stück ſeiner Schilderungen miterlebt haben, und ſei es auch nur im Vorübergehen, auf der Wanderſchaft. Wir entdecken und enthüllen dann den verſteckten Fachmann im Dilettanten und finden Gewinn in einer Arbeit, welche der vornehme Zunftgelehrte gar nicht des Leſens wert geachtet hätte.

Oder umgekehrt. In den Jahrbüchern unſerer Geſchichtsvereine ſtehen mitunter ſehr gelehrte Abhandlungen, die vom umfaſſendſten lokalen Quellenſtudium zeugen, ungedrucktes, urkundliches Material die Fülle bietend; in der Darſtellung aber ſind ſie höchſt dilettantiſch, konfus geſchrieben, weitſchweifig, unverſtändlich. Vorab jedoch werden die Autoren ſolcher Aufſätze dem Leſer wie dem Verleger gleich furchtbar durch ihre Unfähigkeit, Wichtiges und Gleichgültiges zu unterſcheiden, durch ihr Un-

vermögen, auszuſtreichen, wegzulaſſen und ein Ende zu finden. In der Handhabung des Rotſtiftes und des Papierkorbes ſind ſie vollendete Dilettanten. Obgleich nun dieſe Schriftſteller überzeugt ſind, ſtreng fachmänniſch zu ſchreiben, ja häufig gerade um dieſes Ideales willen ſo ſchlecht ſchreiben, weit ſchlechter, als ſie eigentlich könnten, ſo werden ſie doch von den meiſten größeren Hiſtorikern wiederum als Dilettanten über die Achſel angeſehen. Der forſchende Wanderer tut das nicht. Er hat ſich Mut und Kraft und Begeiſterung erwandert, um ſelbſt durch die pfadloſe Wildnis ſolcher Abhandlungen zu dringen, weil er eben Heimatsgefühl mitbringt für das Land, deſſen Geſchichte der allzu gelehrte Monographiſt unterſuchte, und in dem Heimatsgefühl zugleich die Geduld für das Kleine, Dürftige und Trockene und das Verſtändnis, Verworrenes zu entwirren, ohne daß ihm, dem bloßen Wanderer, darum der unbefangene freiere Überblick verloren gegangen wäre, deſſen Mangel den Eingeborenen ſo oft verführt, Wichtiges und Nichtiges gleich zu achten und des Stoffes kein Ende zu finden. Der Wanderer ſucht alſo auch hier wieder in dem gelehrten Dilettanten liebevoll den Fachmann und wird ſich häufig reich belohnt ſehen.

Die Zeitſchriften der hiſtoriſchen Vereine heißen mitunter „Archive", und man könnte faſt meinen, der Titel ſei darum gewählt, weil die dort veröffentlichten Arbeiten ſo gut verſchloſſen und verſteckt ſind wie im geheimſten Staatsarchiv. Das einzelne verkommt in der überſichtsloſen Maſſe. So geſchieht es, daß die köſtlichen Beiträge zur hiſtoriſchen Landeskunde, welche in ſolchen Zeitſchriften zerſtreut ruhen, ſelbſt in unſeren fleißigſten größeren geographiſchen Werken noch gar wenig benützt ſind, oder nur dann benützt, wenn ein Vermittler, der von allgemeineren Standpunkten ausging und nicht bloß für das Land, ſondern für Deutſchland ſchrieb, dazwiſchen getreten iſt. Dies iſt dann fürwahr ein ſchöner Beruf, und es ließe ſich ganz fein das Walten einer gewiſſen „poetiſchen Gerechtigkeit" darin nachweiſen, daß wir durch die freieſte Kunſt des Wanderns einer ſo ſtrengen und trockenen Kunſt wie dem Erſchließen ſtatiſtiſcher und hiſtoriſcher Lokalquellen erſt zu einem recht weitgreifenden Erfolge verhelfen, und daß der Wanderer und der Stubengelehrte von abgeſchloſſenſter

Art ihr Tagewerk zum gegenseitigen Frommen austauschen müssen. Ein Forscher, der allein und zu Fuß durch die Welt geht, gewinnt nicht bloß Vorsicht und Selbstvertrauen, sondern er wird auch zuvorkommend gegen jeden Begegnenden, und wäre es auch nur, indem er ihm einen Gruß und eine kleine Ansprache entgegenruft. Wer weiß, was ihm die wenigen Worte nützen können! So denke ich auch, wenn ich nach vollbrachter Reise meine zweite oder dritte Wanderung durch die Bücher, Zeitungen und Flugschriften beginne und hier in der gemischtesten Gesellschaft traulich mich bewege, jeden grüßend und ansprechend; und danken mir auch nicht alle, so danken mir doch viele.

Nach dieser Fahrt durch die Spezialliteratur möchte man dann am liebsten gleich noch einmal zum Wanderstabe greifen und den ganzen Fußmarsch wiederholen; denn nun merkt man erst, wie viel man übersehen hat oder aufs neue prüfen sollte. Ein solcher Revisionsgang ist vom höchsten Wert; leider wird uns nur selten vergönnt sein, ihn auch sogleich ausführen zu können.

Hiemit bin ich am Schlusse meiner Handwerksgeheimnisse angelangt, und man dürfte mir wenigstens zugestehen, daß ich mir Plan und Methode in meine Wanderforschungen gebracht, und daß ich mir's dabei habe sauer werden lassen, auch wenn sich zuletzt die Darstellung noch so leicht und lustig lesen sollte.

Das Organische dieser Methode dünkt mir aber darin bewährt, daß allezeit die spätere Vorarbeit als die Probe der vorhergehenden erscheint. Wer die Karte und die allgemeine Landeskunde nicht im Kopfe hat, der kann auch nicht richtig gehen und nicht richtig fragen; wer planlos geht und das Fragen nicht versteht, der wird auch kein wertvolles Tagebuch draußen skizzieren, und wem das alles zusammen nicht gelungen ist, der vermag auch die geschriebenen und gedruckten Spezialquellen nicht gehörig auszubeuten. Er mag Einzelzüge zusammenbringen, aber kein harmonisches, treffendes Gesamtbild. Die ganze Reihenfolge jener Vorarbeiten ist notwendig in sich bedingt, sie läßt sich nicht verkürzen und nicht umkehren; ein Glied trägt und hält das andere.

Der unversiegbare Reiz bei der Darstellung solch erwanderter

Charakterbilder von Land und Leuten aber liegt darin, daß wir ans Werk gehen mit dem Gedanken, mitzuwirken zur Kenntnis unſeres Vaterlandes. Hiemit verbindet ſich dann in der Methode der Arbeit ſelbſt ein erfriſchendes Zuſammengreifen ſcharfer Gegenſätze. Wir verſenken uns in kleine und einzelne, ausgehend vom Ganzen und zum Ganzen ſtrebend; wir verbinden Genuß und Schaffen, und wenn irgendwo, ſo wird hier der Genuß Arbeit, die Arbeit Genuß; wir wandern hinaus ins Freie, damit wir durch eine ganz beſonders verſtaubte Bücherwelt wandern lernen; wir dürfen ſubjektiv ſchreiben im Hinblick auf objektive Reſultate, und künſtleriſch geſtalten, während wir kritiſch forſchen; wir werfen uns in das bunte, ſchwankende Leben des Tages, und doch befriedet unſer Studium zuletzt ganz beſonders durch das Aufſpüren feſter, organiſcher Zuſtände; wir ziehen wie die fahrenden Memoirenſchreiber zu Froiſſarts Zeit im Lande umher und ſind uns doch bewußt, als modernſte Wanderer plangemäß für die Wiſſenſchaft zu arbeiten. Es iſt uns auch noch erlaubt, zwiſchen hiſtoriſchen Trümmern zu wandeln und Denkſteine verklungener Zeiten mit aller Liebe des Poeten zu erfaſſen, ohne daß man uns darum Romantiker ſchelten ſoll, die ihre eigene Zeit vergeſſen; denn ſelbſt indem wir die Vergangenheit ſuchen, bleibt doch die Gegenwart unſer letztes Ziel. Wir dürfen auf die Teilnahme der Zeitgenoſſen rechnen; denn welch friſcheren Stoff gäbe es, als das eigene Volk, die eigene Heimat, und doch ſammeln wir ganz beſonders für die Zukunft: bei jedem Gang, den wir daheim durch die ältere Literatur unſeres Gegenſtandes machen, drängt ſich uns der Ausruf auf: was würden wir darum geben, wenn die Vorfahren hier ſo fleißig geſammelt und notiert hätten, wie es jetzt tauſend Federn tun, und welch reiches Vermächtnis hinterläßt die Gegenwart in ihren zahlloſen Entdeckungsreiſen durchs Innere von Deutſchland den kommenden Geſchlechtern!

Stolz braucht der einzelne in dieſem Ausruf übrigens doch nicht zu werden; denn nirgends ſind große und kleine Irrtümer ſchwerer zu vermeiden als bei unſeren Stoffen, die ſich aus dem unendlichen bunten Detail zuſammenweben, und nirgends iſt es ſelbſt dem ſchwächſten Kritiker leichter gemacht, auch dem gewiſſen-

haftesten Forscher gelegentlich einen rechten Schnitzer nachzuweisen. Allein trotz dieser mit der Gunst des Gegenstandes enge verwachsenen Gefahr werden wir unverdrossen und mutig bleiben, getragen von der liebevollen Hingebung auch an das Kleinste im Volksleben; es gibt da nichts Unwichtiges, und alles wird bedeutend, wenn wir nur die rechten Gedanken mitbringen, um jede Tatsache in ihrem tieferen Zusammenhange zu erfassen und an den rechten Ort zu stellen. Dies ist das letzte und feinste Meistergeheimnis, welches sich aber nicht lehren läßt.

Vorwort

Hier folgt das Vorwort nach der Einleitung nicht etwa wegen des Effekts der „unordentlichen Schreibart" wie in Immermanns Münchhausen, welcher mit dem elften Kapitel beginnt, um dann das erste nach dem fünfzehnten zu bringen. Mich zwang im Gegenteil die „ordentliche" Schreibart zu dieser ungewöhnlichen Reihenfolge.

Die Einleitung schilderte die Methode des wandernden Forschers; das Buch selbst zeigt die verschiedensten Spielarten dieser Methode, auf große und kleine Stoffe angewandt; das Vorwort stellt sich ganz logisch in die Mitte, denn es soll dem Leser einige Fingerzeige über die Art dieser Anwendung geben. Wie jedes rechte Vorwort wäre es aber ebenso zweckmäßig nach als vor dem Buche zu lesen, und gründliche Leute lesen Vorreden auch wirklich zweimal: vorher, um zu sehen, was der Verfasser verspricht, und nachher, um zu prüfen, was er gehalten hat.

Ich nenne dieses Wanderbuch einen zweiten Band zu „Land und Leuten". In jener Schrift verarbeite ich zahlreiche Wanderskizzen, um den Zusammenhang von Volksart und Landesart, das organische Erwachsen des Volkstumes aus dem Boden nachzuweisen. Man wird das nämliche Ziel auch auf vielen Blättern des vorliegenden Bandes angestrebt finden, wenngleich nicht mehr so stark in den Vordergrund gestellt. Dafür suchte ich in anderer Richtung einen neuen Reiz des Stoffes. Als den schönsten Lohn, der meiner früheren Arbeit zu teil ward, erachte ich es nämlich, daß so mancher selbsterlauschte Zug, so manche selbstgefundene Tatsache und auch etliche meiner Gedanken in größere geographische Darstellungen und Sammelwerke übergingen, und daß ich also auch über den Kreis meiner eigenen Leser hinaus zur erweiterten Kenntnis deutschen Bodens und deutschen Volkslebens beigetragen hatte.

Dies spornte mich zu neuen Entdeckungsfahrten, zum Aufsuchen gerade solcher Gegenden, welche in den allgemeineren Werken über deutsche Landes- und Volkskunde noch kaum beachtet sind und doch höchst eigenartige und merkwürdige Glieder des großen Ganzen. Es war dieser bestimmte Zweck, der mich bewog, Landstriche, wie das Taubertal, das Gerauer Land, die Hollebau zu durchwandern, oder einen Städtetypus wie Freising zu zeichnen. Man möchte seinen Lesern doch so gerne von recht unbekannten Dingen erzählen, wobei das Unbekannte doppelt reizt, weil es so nahe liegt, und weil zugleich ein jeder sich sagt, daß es dergleichen neu aufzuschließende Gegenden noch zu Hunderten in unserem Vaterlande gebe.

Neben diesem Interesse des Stoffes, worin der vorliegende Band sich an den früheren enge anschließt, lockte mich aber auch jenes andere in der Einleitung entwickelte Ziel, wodurch sich das „Wanderbuch" von „Land und Leuten" unterscheidet: ich wollte die Methode meiner Volksstudien darlegen. Und so ist jeder der folgenden Abschnitte in anderer Art geschrieben, in anderer Absicht und will mit anderem Maßstabe gemessen sein.

Den Beginn macht ein weit angelegtes Übersichtsbild: „Auf dem Wege nach Holland". Die größere Masse des Stoffes ist hier nicht vom Verfasser selber erforscht, sondern aus Büchern und Abhandlungen geschöpft. Er wanderte, um die Spezialliteratur verstehen und benützen zu lernen, und im Anschauen des einzelnen den rechten Leitfaden zum Generalisieren zu finden. Hier war ihm also sein Notizbuch nicht sowohl Stoffquelle als Gedankenquelle und nebenbei eine kleine Fundgrube schmückender und belebender Züge. Der einigende Grundgedanke des ganzen Aufsatzes zielt auf die Darstellung der allmählichen Übergänge deutschen und holländischen Wesens am Rhein und an der Nordseeküste. Nur meine man nicht, daß ich mir zu Hause diese Idee vorgebildet habe und dann ausgezogen sei, um sie überall verwirklicht zu finden. Dies wäre für mich der verkehrteste „Weg nach Holland" gewesen. Im Gegenteil. Ich griff ohne alle Ideen zum Wanderstabe, ich wollte bloß das Grenzland begehen und auf mich wirken lassen. Erst als ich wieder nach Hause gekommen war und alles Gesehene überblickte und ordnete,

ward es mir klar, daß gar kein anderer Gedanke einigend und leitend die Summe meiner Beobachtungen zuſammenfaſſen könne, als jener vorgedachte, welcher in den Landes- und Volksgrenzen Deutſchlands und Hollands vielmehr verbindende Übergänge erblickt.

Der Schlußaufſatz (der erſten Auflage) verſetzt den Leſer in den deutſch-ungariſchen Grenzſtrich an der Donau, der Leitha und dem Neuſiedlerſee, er gibt nicht bloß in der geſchilderten Örtlichkeit, ſondern auch nach Plan und Methode der Darſtellung das äußerſte Gegenbild zu dem erſten Abſchnitte. Diesmal war mir mein Tagebuch die wichtigſte Stoffquelle, der Literatur verdanke ich nur wenig; ich gebe Reiſeeindrücke; ſie gruppieren ſich aber um einen Kern von Studien, die mich ſeit meinen Jugendjahren unabläſſig beſchäftigt haben: die durchwanderte Gegend bot mir als Hauptſtationen jene Orte, an welche ſich die Geburt, die früheſte Ausbildung und das kräftige Manneswirken Joſeph Haydns knüpft. So berührten mich die ethnographiſchen Gegenſätze dreier in Stamm, Sprache und Sitte grundverſchiedenen Nationalitäten, welche in dieſem Winkel aufeinanderſtoßen, nur mittelbar, und dennoch ſpielten ſie von ferne in mein Hauptthema herüber und gaben ihm eigentümliche Farbe. Einen ſchöpferiſch epochemachenden Mann in der Szenerie ſeiner Heimat aufzuſuchen und als eine altbekannte und doch neue Geſtalt wiederzufinden, iſt auch eine Aufgabe für den wandernden Erforſcher von Land und Leuten. Mit politiſchen und ethnographiſchen Vorgedanken hatte ich mich der Leitha genähert, und mit muſikgeſchichtlichen Kulturſtudien kehrte ich wieder heim.

Große Geſtalten ganz anderer Art veranlaßten mich zu einer Wallfahrt ins Gerauer Land. Schon vor der Abreiſe hatte ich mein Notizbuch mit Quellenſtellen, Fragen und Hypotheſen aus der deutſchen Kaiſergeſchichte gefüllt, um danach den Plan meiner Kreuz- und Querzüge zu entwerfen. Ich wollte mir und anderen hiſtoriſche Erinnerungen beleben und verjüngen im Anſchauen der Örtlichkeit. Dazu verlockte es gar ſehr, durch ein Land zu gehen, welches vor lauter moderner Kultur allen landſchaftlichen Reiz der Romantik verloren hat, während es im Geiſte des Geſchichtskundigen dort lebt und webt von romantiſchen

Bildern und Erſcheinungen, ein Land am Kreuzungspunkte der belebteſten Heerſtraßen des Reiſeſtromes, und doch ſo wenig beſucht und geſchildert wie kaum eine andere Ecke von Deutſchland. Eine moderne Topographie der wichtigſten deutſchen Kaiſerſtätten iſt noch nicht geſchrieben; machte ſich der rechte Forſcher und Wanderer an die Aufgabe, ſo könnten wir ein Buch gewinnen, ebenſo befruchtend für die Landeskunde wie für das Studium der Geſchichte. Neue Länder ſind auf deutſchem Boden nicht mehr zu entdecken, aber neue Geſichtspunkte für das altbekannte Land.

Wie man ſieht, wechſelt meine Methode hauptſächlich je nach dem Verhältniſſe des Wanderns, das heißt der eigenen Forſchung zum Bücherſtudium, als der entliehenen Forſchung; das Vorſchlagen der einen oder anderen Quelle verändert ſofort Plan, Ziel und Schreibart. Nun findet ſich in dieſem „Wanderbuche“ aber auch ein Aufſatz, für welchen ich unmittelbar gar nicht gewandert bin; er iſt überſchrieben „*Bauernland mit Bürgerrechten*“ und wurde urſprünglich ſo recht aus der Studierſtube für die Studierſtube verfaßt, zum Vortrag in einer Klaſſenſitzung der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften. Dennoch gehört er ins Wanderbuch, ja er iſt ein ganz notwendiger Beſtandteil desſelben. Jenes bürgerliche Bauernland, der Rheingau, liegt im nächſten Umkreiſe meiner Geburtsheimat, alſo in einer Gegend, wo ich zu Hauſe bin, wo ich „geſeſſen“ habe, und Sitzen führt in dieſem Sinne mindeſtens ebenſoweit als Gehen. Bei ſolchen Landſtrichen iſt dann aber das Wichtigſte, daß man ihnen in der rechten Art wieder *fremd* wird; denn wir entdecken in der Fremde weit leichter das unterſcheidend Eigentümliche als in der Heimat, wo uns jede Tatſache ſelbſtverſtändlich dünkt. Nun habe ich vor Jahren, da ich noch an den Pforten des Rheingaues wohnte, ein Bild des Rheingauer Volkscharakters in ſeinem weindurchleuchteten Kolorit entworfen und ſpäter in „Land und Leuten“ aufgenommen. Viele Bücher ſchlug ich damals nicht nach, würde für meine Zwecke auch wenig in ihnen gefunden haben; denn wie der Rheingauer in ſeinem Weine lebt und webt, das wußte ich viel beſſer vom eigenen Sehen und Hören; ich hatte mit den beſten Männern des Gaues gelebt und getrunken,

und dieſe waren mir die gewichtigſten Autoritäten, ich war in den Kellern, Weinbergen und Trinkſtuben geweſen, und das waren mir die rechten Bibliotheken und Archive. Ich wollte nicht geſchriebene und gedruckte Quellen ausſchreiben, ſondern ſelber Quelle werden, und das iſt mir auch geglückt; denn meine Schilderung wurde oft genug nachgedruckt, überſetzt, zitiert und ausgezogen. Über der Analyſe der Weinnatur der Rheingauer war mir aber eine andere Tatſache ziemlich in den Hintergrund getreten, welche in engem Zuſammenhange mit dem Weinbau und dem heiter bewegten Treiben des Gaues ſteht: die uralten Freiheiten und Rechte des kleinen in ſich abgeſchloſſenen Völkchens. Ich hatte ihrer nur im Vorbeigehen gedacht.

Nun blickte ich von der Münchener Hochebene auf den Rheingau zurück. Da trat mir der unmittelbare, einſeitig feſſelnde Eindruck des gegenwärtigen Lebens objektiver in den Hintergrund; dagegen lagen mir nun die Bücher und Landkarten nahe. So ergänzte ich denn jene Lücke der früheren Arbeit, faßte die alten Freiheiten der Rheingauer als eine Grundlage ihres originellen Volkstumes ſchärfer ins Auge und ſchrieb ſolchergeſtalt ein Seitenſtück, welches ſich dem älteren Bilde kontraſtierend und doch enge verbunden anreiht. Der behandelte rechtsgeſchichtliche Stoff iſt den gelehrten Kennern geläufig; indem ich aber meine erlebte und erwanderte Ortskunde benützte, um denſelben zu deuten, zu ordnen, auf neue Geſichtspunkte anzuwenden und in einen weittragenden Zuſammenhang zu bringen, glaube ich doch manches Eigene geboten zu haben. Für die Erprobung meiner mannigfachen Methode aber drängte es mich mit Notwendigkeit zu dieſem Verſuche: als ein Fremder trat ich vor die alte Heimat, als ein Wanderer im Geiſte vor die Gegend, in welcher ich ſeßhaft geweſen, und während wir ſonſt in der Lokalliteratur Belehrung über unſere Wanderſchaft ſuchen, ſo benützte ich hier umgekehrt das Erwanderte und Erlebte, um die alte Literatur des Rheingaues zu erläutern.

Ich ſprach in der Einleitung von der Kunſt, ortskundige Leute ſo zu befragen, daß ſie nicht merken, was man eigentlich wiſſen und auf welche Ziele man hinausſteuern will. Manche ſchätzbare Notiz der nachfolgenden Abſchnitte ward auf dieſem

Wege gewonnen. Doch gestand ich Ausnahmen zu, wo wir uns mit einem wissenschaftlichen Manne ohne Umschweife besprechen und ihn in alle Geheimnisse des Planes und der Mittel unserer Arbeit einweihen können. Zeugnis dessen ist die „geistliche Stadt" in diesem Wanderbuche. Dieses Städtebild verdankt geradezu seine Entstehung dem jahrelangen Austausche, welchen ich von Stadt zu Stadt mit meinem nun verstorbenen Freunde, dem Professor Joachim Sighart in Freising pflegte. Dieser ausgezeichnete Kenner der mittelalterlichen Kunstgeschichte war zugleich die lebendige Chronik von Freising; unter seiner Führerschaft lernte ich jene merkwürdige Stadt kennen, er war von Anfang bis Ende der Vertraute und Berater meiner Ideen und meines Planes zu diesem Aufsatze, er half mir Notizen sammeln, exzerpierte Urkunden für mich aus dem städtischen Archive und berichtete mir mündliche Überlieferungen, die mir sonst gewiß nicht zu Ohren gekommen wären. Das war dann freilich aber auch nicht die flüchtige Begegnung eines Besuches auf der Wanderschaft, sondern ein dauerndes Zusammenarbeiten, wobei man sich konnte verstehen lernen.

Wie wir aber in der Szenerie einer Stadt manchmal erst eine charakteristische Persönlichkeit unter ihren Bürgern begreifen, so ging mir umgekehrt durch die Gestalt jenes Mannes, der als Geistlicher, Lehrer, Altertümler und Sammler in der alten geistlichen Stadt so eigentümlich wirkte, wie er's anderswo gar nicht gekonnt hätte, erst das rechte Licht auf über den historischen Charakter der Stadt selber. Ohne daß es mein kunstgelehrter Freund merkte, nicht durch sein Wort, sondern durch sein Wesen, weckte er in mir die leitende Idee der „geistlichen Stadt" und den Entschluß, das kleine Städtebild mit allem Fleiße auszumalen.

Es ist ein guter alter Brauch, in der Vorrede die Namen aller derjenigen dankend zu nennen, welche uns bei unserem Werke unterstützt haben. Der Volksforscher kann dies aber kaum, denn er ist auf die kleine Beihilfe zahlreicher und höchst verschiedener Leute angewiesen: das Namensregister würde zu lang und den Lesern unverständlich. Da ich aber in der Einleitung von dem guten Vernehmen redete, welches bestehen soll zwischen dem einheimischen Spezialtopographen und einem fremden Wan-

derer meines Zeichens, der vor allem richtig und fruchtbringend zu generaliſieren ſucht, ſo gedenke ich hier wenigſtens noch eines Beiſpieles freundlicher Förderung. Ich hatte den „Gang durchs Taubertal“ gleich nach der Heimkehr geſchrieben und vorderhand in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Zu meiner angenehmen Überraſchung druckte die „Zeitſchrift des hiſtoriſchen Vereins für das württembergiſche Franken“ den ganzen Aufſatz ab, weil er einen Teil ihres Vereinsbezirkes und ſeiner Nachbarſchaft darſtelle. Es iſt die günſtigſte Kritik, welche einer ſolchen Arbeit zu teil werden kann, wenn die eingeborenen Forſcher in den Beobachtungen des fremden Wanderers ſo viel Neues und Wahres finden, daß ſie ſich getrieben fühlen, dieſelben ihrem örtlichen Leſerkreiſe zur Belehrung über das eigene Land darzubieten. Jener Abdruck aber war zugleich begleitet von gediegenen Noten, welche ergänzend und erweiternd, einigemal auch berichtigend, zu meinem Texte traten. Das war mir doppelt erfreulich. Sonſt gehe ich viele Meilen weit und wende alle Kunſt und Liſt auf, um mich belehren zu laſſen, und hier ſchickte man mir unerbeten und aufs artigſte eine Auswahl belehrender Notizen in die Stube. Ich ſage nun für dieſen guten Dienſt meinen Dank, wie man danken ſoll, indem ich den Inhalt jener Anmerkungen, ſoweit er für meinen Zweck nutzbar war, in den Text verwoben habe.

Ich gehe raſch und ſchreibe langſam, darum wünſche ich mir dann auch Leſer, welche recht langſam leſen, bei dieſem langſamen Schritt aber von lebhafter Sehnſucht ergriffen werden, das deutſche Land im raſchen, friſchen Schritte ſelber zu durchwandern.

II

Auf dem Wege nach Holland

(1867)

Erstes Kapitel

Übergänge auf dem Lande, Gegensätze in der Stadt

Der Deutsche, welcher sich Holland erobern will, und zwar schrittweise, so daß er nicht bloß flüchtigen Gewinn, sondern einen festen Besitz mit nach Hause bringt, kann zwischen drei guten Wegen wählen.

Entweder er beginnt seine Wanderung von Hamburg aus und durchstreift das Land zwischen Elbe und Ems, dann zwischen Weser und Ems um in Emden die letzte deutsche, in Delfzyl oder Gröningen die erste holländische Stadt zu begrüßen. Oder er ergreift den Wanderstab in Köln und sucht, den Flußlinien der Erfft und Niers folgend, mit gelegentlichen Seitenmärschen ostwärts gegen Mörs, Wesel, Xanten und Calcar, westwärts gegen Venloo und Gennepp, des Grenzdreiecks zwischen Rhein und Maas Herr zu werden, um dann bei Nymwegen über die Waal zu fahren, und durch die Betuwe, das alte Bataverland, mitten ins Herz von Holland zu dringen. Der dritte Weg ist endlich von der Natur selber geschaffen, und bedarf keiner genaueren Andeutung, es ist die Wasserstraße des Rheines über Emmerich und Arnheim nach Rotterdam.

Auf die zwei erstgenannten Straßen lockt vor allen das ethnographische Interesse, und ich nenne darum die eine den friesisch-niedersächsischen, die andere den rheinfränkischen Weg. Die Rheinfahrt hingegen regt geographisch an und fesselt zumeist landschaftlich, indem wir vom Schiffe herab gar bequem den stufenweisen Übergang der niederrheinischen Landschaft in den holländischen Charakter erkennen mögen. Für das gründlichere Studium von Land und Leuten hat natürlich der friesische oder der rheinfränkische Landweg ungleich höheren Wert.

Frieſen, Niederſachſen und Franken gaben dem holländiſchen Volke nach der alten Bataverzeit die entſcheidendſten Grundzüge geſamtdeutſcher Art; ſie hielten es im Zuſammenhange mit den weiter hinten ſitzenden deutſchen Stämmen. Als zwei Gegenpole erſcheinen aber dabei Frieſen und Franken: im Frieſentum zog ſich der Niederländer mit dem niederdeutſchen Nachbar eigenartig und beharrend in ſich ſelbſt zurück; durch die Franken erſchloß er ſich dem biegſamen, beweglichen deutſchen Kulturleben. Niederſächſiſches Element von Weſtfalen herüber trat dazwiſchen, gleichſam in mittlerer Schwebung. Nun hat es aber einen wunderbaren Reiz, heute noch den Weg dieſer Volksſtämme zu wandern und ſo ſchon auf deutſchem Boden Schritt für Schritt holländiſch verſtehen zu lernen, ich meine nicht ſowohl die holländiſche Sprache als tauſend Einzelzüge holländiſcher Volks- und Landesart. Und da es uns die Eiſenbahn leicht macht, mit dem frieſiſchen Wege auch noch einen Seitenausflug durch niederſächſiſches Gebiet zur holländiſchen Grenze zu verbinden, ja, da der altfrieſiſche Weg ſelber nachgerade großenteils ein ſächſiſcher geworden iſt, ſo bewegen wir uns dann zuletzt, als von Frieſen, Sachſen und Franken eingeführt, mit einer gewiſſen Sicherheit unter den Holländern, die ihrerſeits wieder durch jene drei Stämme in Deutſchland eingeführt werden.

Der allgemeinſte große Eindruck einer ſolchen Grenzwanderung wird aber vorab unſerem deutſchen Sinne wohl tun. Auf Schritt und Tritt entdecken wir neue Ähnlichkeiten holländiſchen und deutſchen Weſens und erkennen, daß die Scheidelinie zwiſchen Deutſchland und Holland von der neueren politiſchen Geſchichte gezogen wurde, und neueſtens auch, leider Gottes, von der Kulturgeſchichte, während eine Naturgrenze der Bodenplaſtik oder der Nationalität hier nicht beſteht, ſondern nur landſchaftliche Übergänge und neugeſtaltende Stammesmiſchungen auf derſelben gemeinſamen Urgrundlage von Land und Leuten.

„Auf dem Wege nach Holland“ treten uns die Holländer als nächſte Verwandte und Volksgenoſſen entgegen; überſpringen wir dagegen dieſen Weg, verſchlafen wir ihn in einem Nachteilzuge der Eiſenbahn dergeſtalt, daß wir etwa von Köln unmittelbar nach Rotterdam verſetzt werden, ſo finden wir uns in

einer fremden Welt, und die Gegensätze deutscher und holländischer Art überraschen und bestürmen uns. Aber man braucht nicht einmal Köln und Rotterdam oder vollends Amsterdam gegeneinander zu stellen: nehmen wir die zwei nachbarlichen Grenzstädte meines rheinfränkischen Weges, Cleve und Nymwegen; sie sind kaum drei Meilen entfernt, liegen aber im Charakter ihrer Bevölkerung eine Welt weit auseinander, während die Dörfer von preußisch Geldern und Cleve den benachbarten holländischen Dörfern auffallend verwandt sind. Die Tatsache erklärt sich dadurch, daß eben das ursprüngliche Volkstum, wie es der Bauer am treuesten bewahrt, ein gemeinsames war, während der Gang der politischen Kultur, die in den Städten gipfelt, Holland und Deutschland seit drei Jahrhunderten auseinandergerissen hat.

Ist dies der wahre Grund, so müßte sich dieselbe Erscheinung wohl auch bei der deutschen Schweiz wiederholen. Denn sie ist uns ja ebenfalls durch gleiche Stammesgeschichte verbunden, durch die auseinanderlaufende politische Geschichte entfremdet. Allein der Deutsche, welcher von den Algäuer Bergen niedersteigend über den Bodensee fährt, wird schon im ersten Schweizerdorfe den Unterschied des Schweizerbauern vom deutschen Bauern merken, und vollends gar, wenn er durchs Innere der Kantone Appenzell und St. Gallen in die Urkantone vordringt. Versetzt er sich dagegen unmittelbar in die deutschen Schweizerstädte, so wird ihn vielmehr die gemeinsam deutsche Art überraschen, als das fremdartig schweizerische Wesen; und je größer die Stadt ist, wie etwa Zürich, Bern, Basel, und je gebildeter der schweizerische Kreis, in welchem er eintritt, um so deutscher und heimatlicher kommt ihm alles vor. Das ist also völlig umgekehrt wie in Holland.

Ich erkläre mir diese Verschiedenheit bei unseren dem Vaterhause entfremdeten zwei Brüdern an den Quellen und an der Mündung des Rheines aus folgenden Gründen:

Holland gewann sein eigentümlichstes kulturgeschichtliches Gepräge als Seemacht, durch seine nach außen gerichtete Handels- und Kolonialpolitik. Die Epoche, welche wir in der allgemeinen Handelsgeschichte als „Zeitraum der holländischen Handelsherrschaft" überschreiben, von 1579 (Utrechter Union) bis 1651 (britische Navigationsakte), bezeichnet zugleich die Auflösung der

deutſchen hanſeatiſchen Macht, ſie eröffnet für eine lange Folgezeit den völligen Verfall des deutſchen Seehandels. Die Holländer gründeten ihre neuere Handelsgröße mit von Deutſchland abgewandtem Geſichte; die deutſche Konkurrenz konnte ihnen damals weder anſpornend nützen, noch wetteifernd ſchaden. Der Seehandel aber ſammelt ſich in den Städten, vorab in den großen Städten, und findet er keine großen Städte vor, ſo ſchafft er ſich ſolche. Bei der ſelbſtändigen Kulturblüte Hollands denken wir darum auch zunächſt an Amſterdam, und es iſt ſogar ein ganz beſtimmtes, an dieſe Stadt geknüpftes Datum, welches uns den beginnenden Umſchwung in der Weltſtellung Hollands bezeichnet, das Jahr 1585, das Geburtsjahr der Handelsgröße Amſterdams, wohin ſich der belgiſche Seehandel nach der Erſtürmung Antwerpens durch die Spanier flüchtete. Im Mittelalter war Holland zum großen Teil ein Bauernland im Gegenſatz zu dem ſtädtiſchen Flandern; erſt in den Kämpfen, durch welche ſich Holland allmählich vom Deutſchen Reiche löſte, wurde das Städteweſen überwiegend. Die Verteidigungskriege der Holländer gegen Spanier und Franzoſen im 16. und 17. Jahrhundert verliefen bekanntlich weit mehr in Belagerungen als in offenen Feldſchlachten. Die Städte waren der Kern des neuen ſelbſtändigen Hollands, und um die Städte kämpfte man zunächſt. Darum iſt es auch in dieſem Sinne charakteriſtiſch, daß Holland heute noch ſo viele befeſtigte Städte beſitzt. (Zwiſchen zwanzig und dreißig an der Zahl, worunter ſechs ſtarke Hauptfeſtungen. Freilich liegt die Mehrzahl jener Städte nicht an der ſogenannten „großen Route", und man kann darum die intereſſanteſten Punkte Hollands im Reigen des gewöhnlichen Reiſeſchwarmes binnen acht Tagen durchfliegen, ohne von jenem Feſtungscharakter viel bemerkt zu haben.) In Deutſchland gibt es vergleichsweiſe nur ſehr wenige, dafür aber große und im modernen Stil angelegte Feſtungen und daneben hier und dort jene weiland feſten, nunmehr aber völlig offenen Städte mit den maleriſchen Trümmerſtücken von Türmen, Toren und Mauern des Mittelalters. Ganz im Gegenſatze hiezu ſind für Holland jene altmodiſchen und altertümlichen Gräben, Wälle und Baſteien charakteriſtiſch, welche uns in ihren kleinen, aber maleriſchen Verhältniſſen unmittelbar

ins 17. Jahrhundert zurückverſetzen, trotzdem aber noch als wirkliche Feſtungswerke in Ehren gehalten werden. Die alten niederländiſchen Maler liebten es, bei ihren Winterlandſchaften dieſe von Mauern, Wällen und Kirchturmſpitzen überragten breiten Waſſergräben mit einem bunten Gewimmel von Schlittſchuhläufern, Schlittengeſellſchaften und Spaziergängern zu bevölkern, und zeigten uns die ganze Stadt vergnüglich beiſammen auf dem Feſtungsgraben: wir finden heute noch völlig dieſelbe Szenerie, und nur der moderne holländiſche Soldat, welcher oben auf dem Walle ſchildert, reißt uns etwas aus der Täuſchung. Holland iſt das Land der geſchloſſenen Städte; militäriſch hat es ſich in ſeinen Städten zunächſt gegen die Spanier und Franzoſen abgeſchloſſen, kulturgeſchichtlich gegen die Deutſchen.

Allein ſo ſehr die holländiſchen Städte auch nach der Landſeite abgeſchloſſen ſind durch Wall und Graben, ſo offen liegen ſie meiſt auf der Waſſerſeite, und hier blicken ſie — mittelbar oder unmittelbar — hinaus aufs Meer. Die deutſchen Grenzſtädte hingegen blicken mit wenigen Ausnahmen ins Binnenland. Und hierin ruht ein fundamentaler Unterſchied dieſer Städtecharaktere.

Auch die holländiſche Sprache führt uns aufs Meer hinaus, ſie legitimiert ſich einzig und allein angeſichts des Meeres. Ich will mich über dieſen Satz, der wunderlich klingen mag, deutlicher ausſprechen. Es iſt ein Zankapfel zwiſchen Deutſchen und Holländern, ob die holländiſche Sprache auch heute noch als eine bloße, wenn gleich ſehr ſelbſtändig ausgeprägte und gefeſtete niederdeutſche Mundart anzuſehen ſei, oder als eine eigene nationale Sprache, welche längſt die früheren Schranken einer bloßen Mundart durchbrochen habe. Die Literatur, vorab die poetiſche, entſcheidet nicht zu Gunſten der Holländer. Nur in ihrem engeren Heimatlande wurzelt der Ruhm und die Bedeutung der holländiſchen Dichter, und ſie teilen das Los der Dialektpoeten, welche man im Auslande höchſtens aus ethnographiſchem, kulturgeſchichtlichem und ſprachlichem Intereſſe ſtudiert, nicht aber überſetzt und lieſt, weil man ſie als Dichter leſen müſſe. Weder in der Poeſie noch in der Kunſt der Proſa gewann Holland einen Platz in der Weltliteratur, und erſt im Reigen der Weltliteratur wird eine

Nationalliteratur vollbürtig beglaubigt nach ihrer inneren Notwendigkeit. Aber jenseit des Ozeans beglaubigte sich die holländische Sprache durch Handel und Schiffahrt und Kolonialwesen, und indem sie auf den ostindischen Inseln und in Südafrika gesprochen wird, ja auch neuerdings noch neues Gebiet sich erobert hat, wie in der Transvaalschen Republik, wo sie dann die Beetjuanen wiederum als einziges enropäisches Idiom lernen, wurde sie in fernen Weltteilen selbst wieder zur Muttersprache.

Der Deutsche, welcher durch Holland reist, kann sich zwar in den Städten zur Not verständlich machen, wenn er recht langsam, deutlich und schriftgemäß deutsch redet, während der Holländer in den deutschen Städten mit reinem Holländisch nicht gar weit kommen würde. Allein ebenso gewiß würden wir mit unserem Hochdeutsch in den holländischen Kolonien Afrikas und Asiens verzweifelt stecken bleiben. Die holländische Sprache fand bis jetzt noch keinen Platz in der Weltliteratur, aber sie fand einen Platz im Weltverkehre, und damit wuchs sie allerdings über die bloße Mundart hinaus. Denn dies ist gerade ein Kennzeichen der Mundart, daß sie allezeit zu Hause bleibt. Durch die Handelskultur ihrer Städte gewannen sich die Holländer den Anspruch, ihre Mundart zu einer eigenen Zweigsprache des großen deutschen Sprachstammes erweitert zu haben.

So wird der Deutsche überall in die Städte geführt, wenn er nachforscht, wo denn Holland selbständig, eigenartig, also fremd ihm gegenübertrete, während er sich beim naiven Volksleben um so stärker von den Zügen der Stammesgemeinschaft berührt fühlt.

Ich will aber auch das entgegenstehende Bild der deutschen Schweizer noch in wenigen Worten näher ausführen: die Parallele wird dann noch ein schärferes Licht auf Holland werfen.

Die altertümlichen deutschen Schweizerstädte gleichen unseren altertümlichen oberdeutschen Städten auf ein Haar. Ja, da sie mitunter viel weniger modernisiert sind, so spricht uns ihre äußere Physiognomie wohl gar heimischer, deutscher an, als bei mancher deutschen Stadt. Sie wuchsen im Mittelalter, welkten und kümmerten in den folgenden Jahrhunderten und erblühten aufs neue in der Gegenwart, gleichen Schrittes mit den benachbarten deut-

ſchen Städten, während der Verfall der niederdeutſchen Städte das Signal zum rechten Aufblühen der holländiſchen gab. Die größeren jener Schweizerſtädte waren Stationen des deutſchen Handels mit Italien, aus ihren Toren führte der Haupthandelsweg allemal nach Deutſchland; das Haupttor der holländiſchen Städte dagegen, der Hafen, führt ins Meer und übers Meer; der holländiſche Handel, auch in alter Zeit, war Spedition shandel mit aller Welt und nicht entfernt bloß auf das deutſche Hinterland berechnet.

In den ſchweizeriſchen Unabhängigkeitskämpfen ſpielen die Städte weitaus nicht die große Rolle wie in den niederländiſchen. Die Hirten und Bauern der Urkantone gingen voran, die Städte folgten um Jahrzehnte ſpäter. Bezeichnend war die von Deutſchland abgelöſte Schweiz auf den Namen eines Kantons getauft, der gar keine Stadt beſitzt, und führt auch deſſen Wappenzeichen als eidgenöſſiſches Kreuz, während Holland von der ſtädtereichſten und ſtädtiſch bedeutſamſten unter den vereinigten Provinzen den Namen trägt. Die kriegeriſchen Würfel fielen für die Schweiz in offener Feldſchlacht, nicht in Städtebelagerungen wie ſo häufig bei den Holländern. Die Schweiz iſt der feſtungsärmſte europäiſche Staat, Holland der feſtungsreichſte, und während ſo viele holländiſche Städte heute noch von Kopf bis zu Fuß im Harniſch ihrer Wälle und Mauern ſtecken, hat die deutſche Schweiz gar keine feſte Stadt mehr, ſondern nur kleine Werke zur Verteidigung von Fluß- und Gebirgspäſſen.

In den Schweizerſtädten öffnet ſich das Land — kulturgeſchichtlich — gegen Deutſchland, in ſeinen Hirten- und Bauerndörfern ſchließt es ſich. Wer darum einen rechten Urſchweizer ſehen will, der geht zu den einſamſten Hirten des Hochgebirgs, wer die rechten Holländer, der ſtürzt ſich in das Hafengetümmel einer Seeſtadt. Ich verneine darum keineswegs, daß die nordholländiſchen und weſtfrieſiſchen Bauern nicht doch noch in tieferem Sinne Typen eines Urholländers ſeien, aber ſie ſind unſeren deutſchen oſtfrieſiſchen Bauern doch wohl ähnlicher als das Stadtvolk Amſterdams irgend welchem großſtädtiſchen deutſchen Volke. Das farbenreichſte holländiſche Volksfeſt iſt die Amſterdamer Kirmeß; die originalſten ſchweizeriſchen Volksfeſte dagegen

ſucht man im Appenzell, im Berner Oberlande bei den Bauern. Das „Schweizerhaus“, welches man jetzt in Deutſchland und in aller Welt als etwas frembartig Intereſſantes bei Villen und Gartenhäuſern nachahmt, iſt ein Bauernhaus; das „holländiſche Haus“, welches man vor hundert und mehr Jahren bei deutſchen Luſtſchlöſſern kopierte, war ſtädtiſch. In Deutſchland und der Schweiz kennt die Gegenwart nur noch bei den Bauernhäuſern eine volkstümliche nationale Bauweiſe; der Holländer hat ſich auch noch in ſeinem Bürgerhauſe einen nationalen Stil bewahrt. Das wegen ſeiner barockſten holländiſchen Eigenart berühmteſte holländiſche Dorf, Broeck im Waterlande, iſt ein Dorf von Kapitaliſten, die in der Stadt reich geworden ſind. In der induſtriellen Schweiz gibt es auch wenn gleich nicht Dörfer, ſo doch ländliche Anſiedlungen von reichgewordenen Leuten, Schlöſſer und Landſitze mit reizenden Gärten; allein dieſe Villen ſind gar weit verſchieden von Broeck und auch von „Wohlgelegen“, „Freud' und Ruh“, „Sorgenfrei“, und wie die Landhäuſer an den holländiſchen Kanälen alle heißen: ſie haben ſtädtiſch weltbürgerlichen Charakter und könnten ebenſogut in England oder Frankreich ſtehen wie am Ufer eines Schweizerſees. Faſt überall in der Welt verſchleift die Stadt und ſtädtiſcher Reichtum das volkstümlich nationale Gepräge, nur in Holland nicht.

Der Deutſche, welcher reinſtes Schweizerdeutſch hören will, ſo kräftig daß er's kaum mehr verſtehen kann, muß den Städten möglichſt aus dem Wege gehen, etwa ins Innere von Appenzell oder von Schwyz, Uri und Unterwalden. Denn wenn der Städter auch ſchweizerdeutſch ſpricht, ſo lieſt und ſchreibt er doch hochdeutſch; im landsmannſchaftlichen und Familienverkehre bedient er ſich zwar der Mundart, im feineren Umgange und im Austauſch mit Fremden hingegen der hochdeutſchen, oder wie er charakteriſtiſch ſagt, der „gutdütſchen“ Form, und ſchon hiedurch muß in der Stadt auch die Mundart unvermerkt ihre ſchärfſten Ecken verlieren. Dem Holländer wird es nicht einfallen, das Hoogdeutsch „gutdeutſch“ zu nennen im Gegenſatz von ſeiner niederdeutſchen Sprache. Zwar trifft man's wohl auch in Oſtfriesland und in dem ehemals holländiſchen, jetzt deutſchen Grenzſtriche von Preußiſch-Geldern, daß die Leute auf dem Lande

untereinander holländiſch reden, während vor Amt, in der Kirche und Schule und im Verkehr mit Fremden deutſch geſprochen wird; allein in Holland verſchwindet natürlich dieſer an die Schweizerſtädte erinnernde Dualismus.

Und nun zum Schluß noch eine politiſche Bemerkung. Holland war gleich der Schweiz ein Bund von kleinen Republiken. Allein da ſeine eigentümlichſte neuere Kultur in den Städten gipfelt, ſo zeigte ſich ſchon in der erblichen Statthalterwürde ein Streben zur monarchiſchen Zentraliſation, welches ſich zuletzt in dem Königreich der Niederlande erfüllte, ähnlich wie auch das durchaus ſtädtiſche Belgien ganz naturgemäß eine einheitliche Monarchie geworden iſt. Denn die mittelaltrige Stadt konnte wohl zur Individualiſierung zu kleinen politiſchen Sonderexiſtenzen drängen, die moderne Stadt hingegen und vollends die Großſtadt, die Induſtrie- und Handelsſtadt wirft die engen politiſchen Schranken nieder, ſie ſtrebt ins Weite und Große kraft ihrer völlig neuen ſozialen und wirtſchaftlichen Organiſation. So wurde Holland ein geſchloſſener Staat mit einer Hauptſtadt und einer Reſidenzſtadt.

Die Schweiz war urſprünglich ein Hirten- und Bauernland mit eingeſtreuten Städten, ſie iſt heutzutage großenteils ein Induſtrieland geworden, aber trotzdem kein Stadtland. Für die deutſche Schweiz zumal ſind die Induſtrietäler, die Induſtriegegenden, die Induſtriedörfer, viel charakteriſtiſcher als ihre Induſtrieſtädte. Hier iſt die Induſtrie recht eigentlich aufs Land gegangen, die Fabriken liegen über das ganze Land verſtreut, Tauſende von Bauernfamilien wurden in eigentümlichſter Hausinduſtrie Vor- und Mitarbeiter der Fabriken, und auch ſehr vielen reichen Fabrikherren der Schweiz ſieht man's gleich an der Naſe an, daß ſie unmittelbar aus dem Bauernſtande hervorgegangen ſind. Durch die Induſtrie und den Reiſeſtrom hat ſich die Schweiz moderniſiert, ſie iſt nicht mehr jenes unſchuldsvolle Hirtenland, wie es Albrecht v. Haller mit faſt komiſchem Idealismus in ſeinen „Alpen" geſchildert hat; dennoch iſt ſie im großen ganzen ländlich geblieben. Darum blieb ſie auch individualiſiert, ein Bund von kleinen Staaten, trotz aller ſtrafferen Bundesreform erfüllt von bunteſter Eigenart. Sie hat keine

Hauptſtadt, ſo wenig wie Deutſchland. Die Grundlage ihrer ſo ganz einzigen politiſchen Organismen müſſen wir in dem ſondertümlichen bäuerlichen Grundcharakter des Volkes ſuchen. Gerade dieſe reiche Vielgeſtalt des ſchweizeriſchen Lebens, obgleich von Hauſe aus ſo urdeutſch, wird uns Deutſchen aber nachgerade fremdartig, ſie gewinnt für uns den Reiz der Neuheit, weil ſie etwas ſo entlegen Altes iſt, weil ſie ſich mehr und mehr der Parallele mit unſerer eigenen deutſchen Gegenwart entrückt.

Doch vielleicht meint der Leſer, ich ſei ja völlig abgekommen von dem Wege nach Holland. Allein man kann auch vom Niederrhein über die Schweiz nach Holland gehen, und im Landes- und Volksſtudium gerät man mitunter gerade bei der nächſten Straße recht arg auf den Holzweg.

Ich faſſe aber nun meine direkten Linien feſt ins Auge. Und ſo will ich zunächſt in gedrängter Überſchau den frieſiſchen Weg nach Nordholland zeigen; dann ausführlicher und langſameren Ganges die rheinfränkiſche Straße zur Betuwe. Denn den erſten bin ich vor Jahren nur halb gewandert, freilich zur ſchwierigeren Hälfte, und kenne den Reſt bloß aus Büchern; den anderen Weg dagegen habe ich vollſtändig bereiſt und im unmittelbaren Hinblick auf die Aufgabe der vorliegenden Unterſuchung.

Zweites Kapitel

Grundlinien des friesischen Weges

Der friesische Weg ist zunächst dadurch merkwürdig, daß er auf keiner Straßenkarte verzeichnet steht: der Reisende selber muß sich ihn erst suchen und schaffen. Dieses Suchen ist aber nur bei anhaltend trockenem Wetter ratsam; denn zur Regenzeit könnten wir hier in unseren holländisch-deutschen Studien bedenklich stecken bleiben.

Wer nun Lust hat — und gerade das ist eine Lust für den echten Wanderer — der Landkarte beständig gegen den Strich zu gehen, querfeldein, alle natürlichen und künstlichen Hauptstraßen kreuzend, der wähle diesen Weg.

Ich schlage folgende Marschroute vor: Man fahre bei Glückstadt über die Elbe (ins Land Kehdingen), gehe von da über Freiburg, Neuhaus, Otterndorf (durchs Land Hadeln) nach Cuxhaven und über Dorum (im Lande Wursten) nach Bremerhaven (im Vielande), setze dort über die Weser und wandere dann, dem Meere den Rücken kehrend, von Burhave über Blexen und Brake bis Elsfleth, das heißt durch Butjahdingen und Stadland ins Stedingerland. Es ist dieser Streifzug landeinwärts das linke Weserufer hinauf scheinbar ein Abweg — der Mehrzahl nach —, in der Erkenntnis von Land und Leuten bringt er uns aber Holland mit raschen Schritten näher. Von Elsfleth wende man sich dann nach Varel, um den Jahdebusen wenigstens teilweise zu umkreisen, wo sich der weitere Weg über Jever, Esens, Norden, Aurich durch Ostfriesland fast von selbst ergibt; auf dem Kanal zwischen Aurich und Emden kann man sich dann für acht Groschen bereits den Vorgenuß einer holländischen Trekschuitenfahrt auf deutschem Boden gönnen, und nachdem man einen Ausflug in die Papenburger Moorkolonien (um des Bodens willen) und ins Saterland (um des Volkes willen) nicht versäumt hat, soll man

nicht etwa dem Schienenwege folgend geradeaus über Ihrhove nach Gröningen fahren, ſondern nach Emden zurückgekehrt über den Dollart nach Delfzyl ſchiffen, von wo ſich in einem halben Tagemarſch Gröningen bequem zu Fuße erreichen läßt.

Mit geſunden Beinen gehen wir den ganzen Weg — alle Aufenthalte und Abſchweife eingerechnet — höchſt behaglich in vierzehn Tagen, und können dann doch ſagen, daß wir wenigſtens von einer Seite her vernünftig nach Holland gegangen ſind.

Bei dieſem Wege fällt uns zunächſt auf, daß er fortwährend den Lauf der Flüſſe kreuzt. Nun wird man einwenden, das geſchehe bei jedem Küſtenwege, da die Flüſſe bekanntlich nicht dem Meere parallel, ſondern ins Meer zu laufen pflegen. So könnten ſie doch wenigſtens ſchräg gen Nordweſten nach Holland und ins holländiſche Meer laufen. Das tun ſie aber nicht, und vorab bewirkt die Ems mit dem parallelen Bourtanger Moor, daß Nordoſt-Holland — die Provinzen Friesland, Gröningen, Drenthe — ſein eigenes von Deutſchland abgewandtes Waſſerſyſtem hat. Hier, wo das Volkstum von hüben und drüben ſich am entſchiedenſten die Hand reicht, machen Fluß und Moor eine wirkliche Naturgrenze.

Weiter ſüdwärts in der Grafſchaft Bentheim und dem alten Oberbistum Münſter, wo der Weſtfale dem Holländer ſchon etwas fremder gegenüberſteht als der Oſtfrieſe bei Leer und Emden, trennt keine quer vorgeſchobene Waſſerlinie mehr. Im Gegenteil, dort entſpringen holländiſche Flüſſe bereits auf deutſchem Boden, und Vecht und Berkel mit ihrem Gefolge zeigen uns den Weg aus dem niederſächſiſchen Sandlande zur Zuiderſee. Allein das ſind doch für uns Deutſche nur Grenzflüſſe von örtlicher Bedeutung, ſie tragen trotz ihrer Schiffbarkeit keinen größeren Verkehr, der das Innere beider Länder verbände.

Ganz anders am Rheine. Da führt uns der große Strom ohne Schranke von Land zu Land und feſſelt beiderlei Volk ſeit uralter Zeit unlösbar aneinander, und auch wenn wir den kleineren Parallelgewäſſern folgen, kommen wir nach Holland, ohne irgend der Landkarte wider den Strich zu gehen. Trotzdem ſind hier die Volksunterſchiede am größten, auf Grund der abſchließenden ſtädtiſchen Kultur und der ethnographiſchen

Basis des niederrheinischen Frankentumes und der holländischen Stammesmischung.

Also haben wir hier eine dreifache Skala des Widerspruches: trennende Naturwege bei engstem Volkszusammenhange an der friesischen Nordgrenze; mäßig verbindende Naturwege bei beträchtlich lockerer Volksverwandtschaft an der niedersächsischen Grenze und endlich völlige Einheit des Systemes der Wasserstraßen beim ausgeprägtesten Unterschiede der Volkskultur längs der fränkischen Südgrenze. Darin liegt ein feiner Stoff zu tieferem Nachdenken. Denn solcher Gegenzug ist doch keineswegs die Regel. Er ist aber möglich, weil die Bodengliederung nur ein einzelnes, nicht aber das schlechthin maßgebende Moment für die Gliederung der Stämme und Völker bildet.

Ich kehre zum friesischen Wege zurück. Nicht bloß bei den Flußlinien läuft er fortwährend gegen den Strich der Landkarte, er kreuzt auch ganz ähnlich die Landstraßen, ja sogar der modernen Eisenbahnen und nicht minder auch die alten politischen Gebietsgrenzen.

Betrachten wir zunächst die Landstraßen. Sie streben zwischen Ems und Elbe überwiegend von Süd nach Nord gleich den Flüssen — wie z. B. die großen Linien Lingen-Emden, Osnabrück-Oldenburg-Varel, Bremen-Cuxhaven. Wollen wir innerhalb eines fünf bis zehn Stunden von der Küste entfernten Weges ost-westwärts von der Elbe nach Holland wandern, so müssen wir fort und fort aus einem größeren Straßensystem ins andere hinüber lavieren, rein lokale Zwischenstraßen, oft der unbedeutendsten Art aufsuchen, und sind wir glücklich zur Ems gelangt, so bietet sich uns keine einzige alte Hauptstraße, welche direkt aus Ostfriesland nach den holländischen Nordprovinzen Drenthe und Gröningen hinüberzöge; wir müßten bis ins hannoversche Westfalen, bis Lingen landeinwärts gehen, wo dann erst ein Hauptweg (Lingen-Deventer) quer durch Oberyssel ins Herz von Holland führt.

Ähnlich die Eisenbahnen. Wir haben keine Küstenbahn an der deutschen Nordsee, welche der Küste parallel liefe; erst tiefer im Binnenlande zieht sich ein Schienenweg in gerader Linie ost-westwärts von Hannover nach Amsterdam. Eine Eisenbahn

quer durch die Marſchen wird auch ſchwerlich ſo bald gebaut werden: die Lokomotive liebt den wandelbaren Boden nicht, dieſer aber iſt und war eben das Element des frieſiſchen Volkstums.

In alter Zeit hatte man aber auf dem Küſtenwege von der Elbe zur Ems nicht nur fort und fort die natürlichen und künſtlichen Straßen zu kreuzen, ſondern auch die Landesgrenzen. Es gab hier eine ſtattliche Anzahl von Ländern: Kehdingen, Hadeln, Wurſten, Vieland, Stedingerland, Stadland, Butjahdingerland, Harlingerland, Jeverland ꝛc., deren Grenzen nicht etwa parallel der Küſtenlinie zogen, ſondern ähnlich den Gewäſſern die Küſte teilten und gliederten. Auch die ſpäteren Hauptgebiete der Herzogtümer Bremen und Oldenburg und des Fürſtentums Oſtfriesland folgten mit ihren Grenzen den Flußlinien nordwärts zum Meere. Die Landkarte hat ſich mehr und mehr vereinfacht, und wir wandern jetzt nur noch durch preußiſches, hanſeatiſches und oldenburgiſches Land. Doch tritt uns heute, wo die politiſchen Schlagbäume ſeltener geworden, die Trennung Hollands von unſerer deutſchen Nordſeeküſte weit ſchroffer entgegen, als zu der Zeit, da man noch durch ein ganzes Dutzend Länder von der Elbmündung zur Zuiderſee ging. Denn dieſe Länder waren größtenteils Bauernrepubliken, ſie waren ein Vorſpiel der niederländiſchen Provinzen, auf dem gleichen Boden eines Volksſtammes erwachſen, der individuelle Freiheit vor anderen hegte. Wohl mußten ſie frühzeitig im Kampfe mit den benachbarten Landesherren erliegen, doch bewahrten ſie noch lange trümmerhafte Überlieferungen ihrer Freiheiten und Rechte. Es gibt in dem Küſtenlande zwiſchen Elbe und Ems keine maleriſchen Burgruinen, wer aber mit dem Geiſtesauge ſchauend durch dieſe Marſchen zieht, der wandelt doch inmitten einer wunderbaren Trümmerwelt: die Erinnerungen der alten freien Volksgemeinſchaften, in mancherlei Einzelzügen noch immer verkörpert, ſind es, die ihn überall mit ihrer dichteriſch tiefen Romantik begleiten. Gleich am Eingange unſeres Weges, im Lande Kehdingen, erhebt ſich die Stadt Freiburg (an der Oſte). Man denkt dabei wohl leicht an das andere Freiburg, im Breisgau, welches an der Schwelle des allemanniſchen Weges zu den ſchweizeriſchen Republiken liegt, und gleich Freiburg im Uecht-

lande von Berthold von Zähringen in der Tat als eine Burg der Freiheit gegründet wurde. Allein unſer Freiburg an der Schwelle des frieſiſchen Weges nach den ehemaligen Freiſtaaten der Niederlande erſtand vielmehr als eine Zwingfeſte des Erzbiſchofs Hartwig I. von Bremen (1154) gegen die freien Bauern. Nicht in Burgen und Städten, ſondern in Dorf und Hof wohnte hier die Freiheit, und der Warningsacker im Lande Hadeln, das Landeshaus der Wurſtener zu Dorum, das Schlachtfeld von Alteneſch im Stedingerlande und ähnliche Erinnerungsſtätten des Richtens, Ratens und Tatens, bis hinüber zum Upſtalsboom bei Aurich, zeigen uns den Weg zu jenen Bauernrepubliken des nördlichen Hollands, welche ſpäter, aber glücklicher als ihre öſtlichen Nachbarn, den Entſcheidungskampf um ihre Freiheit zu fechten hatten.

Scheinbar alſo verlegen uns alte und neue Grenzen die frieſiſche Straße; für den Wanderer mit hiſtoriſchem Blick aber werden dieſe Schranken zu Brücken, welche ihn ſicher und geradaus nach Holland hinüberführen.

Die einzige und wahre Grenzſperre kam erſt, als die vereinigten Provinzen ſich vom Deutſchen Reiche trennten. Damals begann die holländiſche Hälfte unſerer Nordſeeküſte aufzublühen und in den Vordergrund der Geſchichte zu treten, während die im engeren Sinne deutſch gebliebene verkümmerte und zurückſank. Die politiſche Trennung führte zur kulturgeſchichtlichen, und nur an der Grenze, in Oſtfriesland, konnte die alte Gemeinſchaft der Sitte und Sprache ſo lebendig erhalten werden, daß man dieſen Landſtrich heute noch deutſch Holland nennt.

Wir haben bisher in die Vergangenheit geblickt; ein fragender Blick in die Zukunft iſt wohl auch erlaubt. Wird ſich deutſches und holländiſches Volkstum wieder nähern, oder wird es ſich immer ſchärfer ſcheiden? Wird der Wanderer auf dem Wege nach Holland auch in hundert Jahren noch ganz ſchrittweiſe und allmählich zu dem Nachbarvolke übergeleitet werden, ohne daß er recht merkt, wo er die Grenze überſchritten hat, oder wird er ſich plötzlich auf fremdem Boden finden, wie einer, der über den Splügen nach Italien oder über die Vogeſen nach Frankreich geht?

Dieſe Frage kann nur durch die verhüllten politiſchen Ereigniſſe der Zukunft entſchieden werden; iſt ſie doch auch vor dreihundert Jahren zum erſten Male hervorgerufen worden durch eine politiſche Kataſtrophe.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte Holland nur ſchwache Nachbarn an ſeiner deutſchen Oſtgrenze. Dies förderte die Abſchließung der vereinigten Provinzen in ſich ſelbſt, die Kriſtalliſation um einen kulturgeſchichtlichen und volkstümlichen Mittelpunkt. Es bewirkte zugleich, daß die ſtammverwandten deutſchen Grenzgebiete mancherlei Eigenart von den wirtſchaftlich überlegenen, politiſch aufſtrebenden Holländern annahmen oder dieſelbe wenigſtens bewahrten, während ſich Holland mehr und mehr dem deutſchen Einfluſſe verſchloß. Nicht überall gereicht es uns darum zum Ruhme, wenn wir ſo viel Holländiſches auf deutſchem Wege finden, indes der Holländer, der aus ſeinem Lande zu unſeren Grenzen wandert und ſich zu Cleve ſchon „im Herzen von Deutſchland“ fühlt, die deutſche Spur weit weniger auf holländiſchem Boden zugeſtehen will.

Die politiſche Lage hat ſich aber nachgerade völlig geändert. Im Jahre 1744 fiel Oſtfriesland an Preußen und ſchon früher war Cleve und das Oberquartier von Geldern an dieſelbe Macht gefallen. Es iſt höchſt bedeutſam, daß Brandenburg-Preußen, zunächſt in der Oſtmark des deutſchen Nordens konzentriert, durch dieſe Erwerbungen an der äußerſten Weſtgrenze ſich ſofort das Ziel aufs weiteſte hinausſteckte, zu welchem es vordringen mußte. Holland bekam in Preußen den erſten ſtarken deutſchen Grenznachbarn. Allein ſolange der Zwiſchenraum zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Provinzen Preußens nicht ausgefüllt war, ſolange Preußen ſich nicht mit Norddeutſchland identifizierte, hatte dieſe mächtige Nachbarſchaft geringeres Gewicht für die Geſtaltung des Volkstumes an den Grenzen. Das iſt ſeit 1866 anders geworden. Oſtfriesland fiel an Preußen zurück, die ganze deutſch-holländiſche Grenze iſt nunmehr preußiſch, das ſpröde Niederſachſenland wird trotz allen Widerſtrebens doch zuletzt nach Berlin hinüber gravitieren, der Nordbund iſt eine politiſch aufſtrebende Macht, die große Periode Hollands aber längſt vorbei. Sie wird auch im modernen Europa kaum wiederkehren. (Was

ich hier im Jahre 1867 vom Norddunde ſchrieb, das gilt in noch erhöhtem Maße von dem inzwiſchen erſtandenen Deutſchen Reich. Gar mancher Holländer blickt, auch trotz der Friedenspolitik dieſes Reiches, lieber nach Frankreich, welches ſein Vaterland ſo oft geſchädigt hat, als nach Deutſchland, welches immer gute Nachbarſchaft hielt, weil er fürchtet, ſein Volkstum könne vom deutſchen im friedlichſten Fortſchritt aufgeſogen werden, während er von Frankreich höchſtens kriegeriſche Unterdrückung befürchtet. Als Holland franzöſiſch war, blieben die Holländer dennoch Holländer, mit dem Deutſchen Reiche verbunden, würden ſie nach Jahrhunderten wieder werden, was ſie vor Jahrhunderten geweſen ſind — Deutſche.)

Hierdurch iſt aber die deutſch-holländiſche Grenzfrage (ich betrachte ſie natürlich nur vom Standpunkte des Ethnographen) in ein ganz neues Stadium getreten. Die größere politiſche Anziehungskraft liegt nunmehr auf unſerer Seite. Das deutſche Volk an der Grenze wird energiſcher zum Binnenlande herübergezogen werden, und nur der Verband der wirtſchaftlichen Intereſſen und der Stammesverwandtſchaft wird noch einen Teil der alten holländiſchen Übergangszüge lebendig erhalten.

Es gab eine Zeit, wo Holland geringſchätzig auf den deutſchen Nachbar ſah; das iſt anders geworden: Eiferſucht und Beſorgnis trat an die Stelle der Geringſchätzung. Und doch iſt Holland gewiß nicht von Preußen bedroht, und die Berliner Realpolitiker werden wahrlich auf keine Eroberung Hollands ſinnen. Weit eher könnten in Paris zu gelegener Zeit die alten bonapartiſchen Ideen von der „Anſchwemmung des Rheines“ wieder erwachen. Dennoch ſcheint Holland viel mehr geneigt, eine Stütze ſeiner Selbſtändigkeit bei Frankreich als bei Preußen zu ſuchen, denn von der deutſchen Macht fürchtet es in ſeiner halbwüchſigen Nationalität aufgeſogen zu werden, von Frankreich würde ihm zunächſt nur Gefahr für ſeine politiſche Selbſtändigkeit drohen.

Die europäiſchen Staaten bleiben aber ſchwerlich lange in der Schwebe, worin ſie ſich gegenwärtig (1867) befinden. Die Neugeſtaltung Deutſchlands iſt ein für die Dauer unhaltbares Proviſorium. Wir können auf zwei Wegen glücklich aus demſelben herauskommen.

Entweder es vollzieht ſich friedlich und ſchrittweiſe eine innigere Verſchmelzung der deutſchen Stämme und Staaten, ohne daß unſere Grenzen dabei verrückt würden. In dieſem Falle wird Holland doppelt eifrig und eiferſüchtig ſeine Art zu wahren und ſich aus einer halbwüchſigen zu einer vollwüchſigen Nationalität auszurecken ſuchen, die Scheidung von den deutſchen Grenznachbarn in Sitte und Art wird wachſen und ſchroffer werden.

Oder es kommt eine große kriegeriſche Kataſtrophe, in welcher Deutſchland das Recht ſeiner ganzen und eigenartigen nationalen Entwicklung gegen das Ausland behaupten muß und, ſo Gott will, geeinigt und ſieghaft behaupten wird. Dann wird Deutſchland aber auch nicht ſtehen bleiben bei den von 1648 bis 1815 aufgezwungenen Grenzen. Jedes große Kulturvolk ſtrebt heutzutage nicht bloß nach nationaler Einigung, ſondern auch *nach dem Vollbeſtand ſeines ganzen nationalen Gebietes*. Und wenn in einem europäiſchen Kriege, wie er hier gedacht werden muß, ſolch kleine Staatsgebilde wie Holland zerrieben werden, dann könnte den Deutſchen gar leicht auch der Gedanke mit Macht erwachen, daß Holland doch nur eben ſo echtes und gutes Niederdeutſchland iſt, wie die deutſche Schweiz ein notwendiges Stück unſeres allemanniſchen Oberdeutſchlands, wir würden dann noch einen anderen Weg nach Holland ſuchen als den des ethnographiſchen Studiums, und die Übergänge würden zuletzt wieder völlig werden, was ſie von Anfang eigentlich geweſen ſind, bloße Stammesübergänge, ſie würden zur Wiederherſtellung der alten Gemeinſchaft führen.

Man braucht darum nicht an eine Eroberung Hollands und der deutſchen Schweiz zu denken. Eine Nation wie die deutſche wird, wenn ſie erſt wieder einmal zu ihrer vollen Kraft und Geſundheit gelangte, die früher abgelöſten Elemente zunächſt ethnographiſch, dann auch politiſch wieder zu ſich heranziehen. Wir ſind und bleiben vorbeſtimmt zu einem Bundesvolke, und da der alte Bund zerbrochen iſt, ſo kann ich mir eine große deutſche Zukunft nur in Geſtalt eines größeren und kräftigeren neuen Bundes denken, in welchem der Nordbund, der Südbund, Deutſch-Öſterreich, die deutſche Schweiz und Holland die organiſchen Glieder bildeten.

Holland liegt zwar im Norden, es wäre aber in dieſem Falle mit der Schweiz der natürliche Freund Süddeutſchlands, der Verbündete nämlich jenes Individualismus, auf welchen wir Oberdeutſche faſt ſo eiferſüchtig erpicht ſind, wie die Holländer, und der zur deutſchen Art eben ſo nötig gehört wie das Streben der Norddeutſchen nach Einheit.

Mag man jenen großen Bund der Zukunft ein phantaſtiſches Traumgebilde nennen: jedenfalls liegt ihm der ſehr reale Gedanke zu Grunde, daß die Größe einer Nation nicht in ihrer fortſchreitenden territorialen Verkleinerung ſich ausſprechen könne, ſondern im Gewinnen des Vollbeſtandes ihres nationalen Gebiets.

(Ich laſſe alle dieſe Sätze hier unverändert ſtehen, wie ich ſie im Jahre 1867 geſchrieben habe. Seit wir uns inzwiſchen zu einem Deutſchen Reiche geeinigt, ſeit wir Elſaß-Lothringen wiedergewonnen, erſcheint die erſte Hälfte derſelben wie eine erfüllte Prophezeiung; die zweite Hälfte wird der Realpolitiker für ein phantaſtiſches, ja bedenkliches Truggebilde erklären. Allein auch die Gefühlspolitik behauptet doch ihr ideales Recht, wenn wir uns den Vollbeſtand der Nation, an welcher unſer Herz hängt, in ſeiner ganzen, zunächſt unerfüllbaren Größe träumen.)

Drittes Kapitel

Streifzüge längs der Nordseeküste

Wir überschauten den friesischen Weg bisher im großen und ganzen, wie er sich eben auf der gewöhnlichen Landkarte darstellt. Da mußten wir Flußlinien, Landstraßen, Eisenbahnen und alte und neue Gebietsgrenzen kreuzen und fanden zuletzt nur im historischen Rückblick den großen Zug von Ost nach West, von Deutschland nach Holland, der sich auf der Landkarte nicht findet.

Ein ganz anderes Bild aber zeigt die geognostische Karte und die Sprachenkarte, ein Bild, welches uns dann am allerlebendigsten wird, wenn wir zunächst von der Karte ganz absehen und den Weg selber unter die Füße nehmen, Einzelzüge von Landesnatur und Volksart schrittweise aufspürend.

Ich gebe im folgenden eine kleine Probe, nicht sowohl um den Weg zu zeigen (andere wissen ihn viel besser), als um Gedanken zu zeigen, die am Wege liegen.

Von Hamburg führt uns die Eisenbahn nach Glückstadt. Dort bietet ein offenes Segelboot regelmäßige Fahrgelegenheit über die bereits meerbusenartig breite Elbe nach Hammelwöhrden ins Land Kehdingen. Als ich im Jahre 1857 das Schifflein benützte, ruhte der romantische Zauber auf demselben, daß es kurz vorher umgeschlagen und alle Passagiere ertrunken waren. Uns ergeht es aber nicht so schlimm. Der Schiffer sitzt am Steuer und kommandiert mit unablässigem Zurufen die beiden Jungen, welche an den Segeln arbeiten, die Wellen gehen heute gerade nur so mäßig hoch, daß man angenehm geschaukelt wird, große Seeschiffe dampfen und segeln an uns vorüber dem nahen offenen Meere zu, sie sind aus unserer Nußschale so von unten herauf doppelt stattlich anzusehen: es ist eine frische lustige Fahrt, ein prächtiger Eingang zur Küstenwanderung nach Holland.

Wie aber im Hochgebirge der Berg zum Berg unwiderſtehlich lockt, wie es uns in den Vorhügeln keine Ruhe läßt, daß wir vom Hügel zum Berg, dann hinauf zu Grat, Kamm und Spitze, bis endlich zu den Schneegipfeln vordringen möchten, ſo lockt auch in verwandtem Zauber ein Mündungstrichter zum freien Meeresrand und die offene Küſte zur hohen See. Wir möchten wohl lieber gleich eine frieſiſche Seefahrt nach Holland machen ſtatt einer Wanderung. In der Tat wäre eine ſolche Fahrt höchſt anziehend und lehrreich. Sie dürfte aber nicht in der Elbmündung beginnen, ſondern an der Nordweſtküſte Schleswigs bei den nordfrieſiſchen Inſeln (wo wir neben den Überreſten des alten Frieſentumes zuletzt auf Nordſtrand auch ſchon eine holländiſche Einwanderung des 17. Jahrhunderts fänden); dann ſchifften wir hinüber nach Helgoland, dem ſagenhaften äußerſten Vorpoſten der Nordfrieſen, dann nach Wangeroge und nun weiter von Inſel zu Inſel durch die ganze Kette bis zum Texel. Dieſer überaus merkwürdige Inſelweg würde uns niederdeutſches und niederländiſches Weſen aufs innigſte verbunden zeigen, aber auch zugleich in ſeiner äußerſten Abgeſchloſſenheit von feſtländiſcher Kulturentwicklung. Auf der Küſte zwiſchen Elbe und Ems hemmen die Naturwege der Flüſſe fort und fort unſeren Gang von Oſt nach Weſten, und ziehen uns ſüdwärts zum Binnenlande zurück oder nordwärts weit übers Meer hinaus; hier dagegen erkennen wir, daß niederdeutſche und niederländiſche Frieſen doch einer gemeinſamen Straße gefolgt ſind, dem Meere. Das Meer iſt der einzige Naturweg, welcher alle Frieſenſtämme verbindet, als ein echtes Küſten- und Inſelvolk. Allein auch dieſer Weg iſt jetzt nur eine ideale Linie, die nicht in den Kursbüchern für Reiſende verzeichnet ſteht, und ſchwieriger und umſtändlicher zu bereiſen wäre, als irgend ein anderer deutſcher Weg nach Holland.

So zieht er denn diesmal auch nur als ein Phantaſiebild mit den zum Meere hinausſegelnden Schiffen an unſerem Geiſt vorüber; wir erreichen auf unſerer Elbfahrt das linke Ufer, überſteigen den hohen Damm und befinden uns nun im Lande Kehdingen auf echt niederſächſiſchem Boden. Die Waſſergräben (Graften) rings um die Gehöfte erinnern uns bereits an die

holländiſchen Grachten, und zum erſten Male betritt unſer Fuß hier einen mit Backſteinen gepflaſterten Feldweg, das Vorſpiel der holländiſchen Klinkerwege. Dies und ähnliches ſind verwandte Einrichtungen, welche zunächſt nur durch die verwandte Natur des Bodens bedingt zu ſein brauchen.

Wir wandern der Elbmündung parallel zur Oſte und ſetzen bei Geversdorf über dieſen Fluß, der uns ſeinerſeits gleichfalls jene Verwandtſchaft holländiſch-niederdeutſcher Bodenbildung nahe rückt. Die Breite des Waſſers überraſcht uns. Der Binnenländer hätte bei einem Flüßchen von ſo kurzem Lauf eine Brücke, wohl gar einen Steg erwartet, allein die Oſte iſt hier an 600 Fuß breit und trägt mit der Flut ſchon Seeſchiffe. Wir lernen alſo zum erſten Male jene Küſtengewäſſer des Moor- und Marſchlandes kennen, die auf der Karte gar klein und verächtlich ausſehen; verfehlt aber der Fußwanderer, welcher ſich ſeinen Weg ſelber ſucht, Ort oder Zeit zur Überfahrt, ſo kann ihm ihre ſtille Tücke ebenſo ſchwer zu ſchaffen machen, wie ein tobender Bergſtrom im Hochgebirge. Das iſt dann wieder eine gute Lehre für Holland.

Jenſeit der Oſte beginnt das Land Hadeln, gleichfalls noch ein Stück echten Sachſenlandes. Betrachten wir zunächſt den hohen Damm längs der Elbmündung; er ſteigt bis zu 40 Fuß und bietet nicht nur unſeren Füßen einen Weg, ſondern auch unſeren Gedanken einen Wegweiſer gen Weſten. Es iſt gar luſtig oben auf dem Damm zu gehen, „op dem Dieck", wie die Leute ſagen, und auch der Holländer ſagt Dijk gleich dem Niederdeutſchen, während der Oberdeutſche nur aus Büchern weiß, daß Deich einen Damm bedeutet. Techniſch genau heißt aber der Oberteil des Deiches „die Kappe", Kap bei den Holländern. Wir ſehen an der Innenſeite des Dammes ein tiefes Waſſerloch, den Überreſt eines alten Dammbruches: es iſt ein „Kolk". Und dieſes Wort verſetzt uns ſamt Gracht und Diek mit einem Schlage nach Amſterdam und ruft uns dortige Straßen- und Platznamen ins Gedächtnis, welche wir auf dem ſelbſtgeſchaffenen frieſiſchen Wege ſchon im niederſächſiſchen Vorlande deuten lernen. Je weiter wir dann nach den Deichen fragen und den damit zuſammenhängenden Gebilden des Bodens, umſo frembartigere

Ausdrücke berühren unſer oberdeutſches Ohr. Wir hören da von Stakwerken, Schlickfängern, Poldern, Heldern und ähnlichen Dingen: allein wir brauchen nur unſer holländiſches Taſchenwörterbuch nachzuſchlagen, es gibt uns in den meiſten Fällen guten Beſcheid. Umgekehrt wird uns nachher in den Niederlanden manche bildliche Redensart des Holländers klar werden, wenn wir uns deſſen erinnern, was wir vom Deichweſen auf dem Wege durch die Elb- und Weſermarſchen gelernt haben. So ſagt z. B. der Holländer de spa steken (den Spaten ſtechen) und meint damit das Land verlaſſen oder einen Beruf aufgeben. Schon die Leute an der Elbmündung können uns aber den Sinn des Wortes aus ihrem alten Spatenrecht beim Deichbau erklären. Wer nicht beim Deichbau helfen will, der ſticht ſeinen Spaten zum Wahrzeichen in das mit der Deichpflicht belaſtete Grundſtück. Hiermit gibt er aber zugleich den Grundbeſitz ſelber auf, denn „wer nicht will deichen, muß weichen“. Warum uns aber das Holländiſche gerade auf dem Deiche ſo weit nach Oſten entgegenkommt, hat ſeinen Grund wohl mit darin, daß die Holländer unſere alten Lehrmeiſter im Deichbau waren und zu dieſem Zwecke ſchon im 10. und 11. Jahrhundert von den Erzbiſchöfen von Bremen in das Land zwiſchen Weſer und Elbe berufen wurden.

Hinter den hohen Deichen des Landes Hadeln liegt eine baumreiche Ebene. Man hat dieſen Baumwuchs oft geprieſen, vorab die ſtattlichen Erlen, Pappeln, Weiden. Sie ſind hochſchüſſig, üppig, ſaftig im Laub, aber leicht und ſchwammig im Holze, und eben in ihren leichten, ſchlanken, raſch aufgeſchoſſenen Formen unterſcheiden ſie ſich ſofort von den langſamer, karger, aber feſter, runder und voller gewachſenen Bäumen des Binnenlandes. Sie zeigen uns zum erſten Male im wirklichen Vorbilde, was wir im gemalten Bilde ſo oft geſehen haben. Die bis zur Manierthheit hochſchüſſigen Bäume des Sammt-Brueghel, die Bäume der holländiſchen Alleen. Es iſt ein Typus, der ſich nicht leicht unterſcheidend beſchreiben läßt, ein Landſchaftsmaler aber würde ihn ſofort mit wenigen Bleiſtiftſtrichen charakteriſtiſch aufs Papier werfen, und man würde ſagen: ſolche Bäume, vergleichbar einem jungen Manne, der ſo plötzlich in die Höhe

wächſt, daß er mit der Breite nicht nachkommen kann, ſtehen im Haag oder bei Utrecht oder Amſterdam, die Originale aber ſtanden diesmal bei Otterndorf im Lande Hadeln.

Wer jedoch meint, eine Landſchaft mit gar keinem Baum ſei noch viel holländiſcher als eine Landſchaft mit recht hohen Bäumen, der hat auch wiederum recht, und braucht dann nur aus Hadeln in das Nachbarland Wurſten zu gehen, ſo findet er auch hier ſchon diesſeits der Weſer baumloſe Flächen genug, wo der ewige Wind jeden aufſteigenden Strauch zerzauſt und niederhält, und er kann weſtwärts längs der Küſte eine lange Kette ähnlicher Szenerien verfolgen bis zum Bourtanger Moor, wo das Auge ſtellenweiſe nicht einmal einen Strauch mehr über den Boden ſich erheben ſieht, dem Wanderer zum Wahrzeichen, daß er jetzt wirklich auf echt nordoſt-holländiſchem Boden angelangt ſei.

Wir gehen aus dem Amte Hadeln ins hamburgiſche Amt Ritzebüttel, nach Cuxhaven. Hier wechſelt die Szenerie: die Marſch verſchwindet auf eine Weile ſamt den Deichen, die Geeſt ſchiebt ſich bis ins Meer vor.

Es iſt der einzige Punkt unſeres ganzen Striches, wo die Geeſt wie ein Vorgebirg unmittelbar ans Meer tritt. Zwar zeigen ſich auch noch weiter weſtwärts (z. B. im Jeverlande) Geeſtinſeln in der Marſch, allein ſie vermochten ſchon nicht mehr das Profil des Ufers ſelbſt zu beſtimmen, wie bei der Cuxhavener Landſpitze. Ich möchte überhaupt ſagen: das Land zwiſchen Niederelbe und Niederweſer iſt Geeſtland, geſäumt von einem Marſchenkranze; das Land zwiſchen der Niederweſer und der unteren Ems dagegen iſt Marſchland, durchwoben mit inſelartigen Geeſthügeln.

Geeſt iſt ein niederſächſiſches Wort, und die Sachſen als Geeſtvolk haben ſich im Elbweſerdreieck mit der Geeſt am weiteſten zwiſchen die Frieſen als Marſchvolk vorgedrängt. Der Holländer hat das ſächſiſche Wort nicht angenommen; er nennt die Geeſt hoogland oder in wörtlicher Überſetzung dor land (dürres Land — geeſt, güſt, wüſt); für ſeine Marſch dagegen hat er mehrere charakteriſtiſche Namen; polderland, laag land, drasland, und das deutſche Wort klingt wenigſtens in dem holländiſchen moeras nach.

Das Sachſenland zwiſchen Niederelbe und Niederweſer unterſcheidet ſich aber nicht bloß in dem anders geordneten Verhältniſſe zwiſchen Geeſt und Marſch von dem weſtwärts gelegenen heute noch frieſiſch grundierten Küſtenlande. Auch in den Marſchen ſelber liegt ein Unterſchied: zwiſchen Elbe und Weſer dominiert die Flußmarſch, zwiſchen Weſer und Ems die Seemarſch. Nur das Land Wurſten beſitzt eine ausgedehnte Seemarſch im Oſten der Weſer: dieſes Land bewahrt aber auch bis auf dieſen Tag die meiſten frieſiſchen Volksaltertümer unter allen Gebieten des ſächſiſchen Elb-Weſerdreiecks.

An dieſe Tatſache knüpft ſich eine weitere Gedankenkette. Während Friesland in älteſter Zeit von der Nordweſtküſte Schleswigs bis zum Weſtrande Hollands ein ununterbrochenes Ganzes bildete, haben ſich die Sachſen zwiſchen Elbe und Weſer wie ein Keil mitten hineingeſchoben und frieſiſches Weſen bis auf geringe Nachklänge vernichtet. Durch Jahrhunderte des Mittelalters zieht ſich hier dieſer Aufſaugungsprozeß frieſiſcher Art durch ſächſiſche; in der Neuzeit erſcheint er vollendet. Die Landkarte aber ſagt uns, warum die Sachſen gerade hier ſo gründlich aufräumen konnten. Im Elb-Weſerdreieck ſchiebt ſich nicht bloß die Geeſt am weiteſten nordwärts zum Meere, ſondern das ganze Gebiet iſt zugleich viel mehr Flußland als Seeland, es iſt ein Stück Meſopotamien, zwiſchen zwei großen Flüſſen und im Grundcharakter beſtimmt durch dieſe Flüſſe. Weſer und Elbe führten aus Binnendeutſchland zur Küſte und lenkten ins Binnenland zurück, und für Bremen und Hamburg, die feſten Mittelpunkte der erobernden ſächſiſchen Kultur, wäre weſtwärts der Weſer kein Boden geweſen. So wird nicht bloß der Pfad des forſchenden Wanderers durch die Flüſſe gekreuzt und von Holland abgelenkt: auch der Zuſammenhang des alten Volkstumes iſt durch ſie gekreuzt worden, und Nordholland würde bis auf dieſen Tag weit inniger mit Nordweſtdeutſchland verwachſen ſein, wenn Elbe und Weſer nicht wären.

Obgleich wir nun bei Cuxhaven Holland um etliche weitere Meilen näher gerückt ſind, ſo macht doch unſere Beobachtung hier einen Halt, ja ſie wird um ein Stück zurückgeworfen. Denn auch das moderne Bild Cuxhavens weiſt uns im Geiſte wieder

nach Hamburg zurück, oder anderseits über die See nach Helgoland und England, ähnlich wie einen Tagemarsch weiterfort Bremerhaven vielmehr als eine Station auf dem Wege nach Nordamerika denn nach Holland uns quer entgegentritt. Allein gerade diese Kreuzungslinien, welche unsere Straße gleichsam versperren und ablenken, geben ihr anderseits erst das eigenste Gepräge.

Denn unser friesischer Weg von Ost nach West ist höchst einsam, wenig begangen, ja genau genommen gehört es zu seinen Merkwürdigkeiten, daß er eigentlich gar kein Weg ist, sondern eine ideale Linie, quer durch dünn bevölkertes Land gezogen, keine größeren Städte berührend. Eben darum aber ist er ein ganz besonders passender, organisch vermittelnder Weg nach den drei friesischen Provinzen Hollands (Gröningen, Friesland und Drenthe), welche gleichfalls die einsamsten, am wenigsten bereisten, großenteils dünn bevölkerten Provinzen sind, mit größeren Städten und industriellem Leben nur sparsam ausgestattet, dagegen anziehend durch Moore, Heiden und allerlei nutzloses Sand- und Wasserland. Cuxhaven und Bremerhaven sind keine Stationen unseres Weges, sondern vielmehr Stationen der Süd-Nordstraße aus Deutschland nach England und Amerika. Der friesische Weg ist darum hier vom großen Verkehr gekreuzt, nicht bewandert; es ist Transitverkehr, die Reisenden fahren hindurch wie plombiertes Gut, und ahnen selten, was rechts und links liegt. Für den Fußgänger, der von Osten nach Westen zieht, um sich Holland schrittweise zu erobern, setzen aber gerade diese völlig fremdartig hereingeschneiten Stationen einer anderen Linie die Abgeschlossenheit des Landes kontrastierend in doppelt grelles Licht, und wo der Weg wieder recht einsam wird, da bekundet er sich auch als der richtige Weg nach Nordosthollland.

Erst jenseits der Landspitze von Cuxhaven erblicken wir das offene Meer. Der Binnenländer wird zwar die Deiche des Landes Hadeln schon für Seedeiche ansehen, allein dem Küstenbewohner sind das immer noch Elbdeiche, das scheinbar grenzenlose Wasser ist ihm dort noch nicht salzig genug, die Fische und Strandpflanzen sind ihm noch nicht ausschließend meerartig. Es geht mit dem Meere wie mit dem Sturm: wenn der Binnenländer schon vom Sturm spricht, redet der Seemann noch vom Wind;

es geht aber auch mit dem Meere wie mit den Alpen: wo der Norddeutsche schon Berge sieht, gewahren wir erst Hügel; wo er bereits Alpen entdeckt, finden wir erst Vorberge. Das Meer will gesucht sein, schrittweise und auf Übergängen ganz wie das Hochgebirg. In Holland lernt man das Meer suchen, und unser friesischer Küstenweg bietet vortreffliche Vorstudien dazu. Wenn wir in den Watten des Wurstener und Butjahdinger Landes genügend gesucht und gezweifelt haben, wo Land und Meer sich trennen, dann sind wir gerüstet für die großartigere Wattenszenerie Ost- und Westfrieslands, und wenn wir an der Elb- und Wesermündung hinreichend uns geirrt haben in der Unterscheidung von Fluß- und Meeresküsten, dann verstehen wir erst, was es heißt, in den labyrinthischen Wasserstraßen zwischen der Leck- und Scheldemündung Fluß und See zu scheiden.

Also kommen wir zum ersten Male zur echten Nordseeküste an der Landspitze jenseits Cuxhaven und in den angrenzenden Marschen des Landes Wursten, und können auf dem Watt schon möglicherweise einen Seehund jagen helfen. In diesen Gegenden trägt der Blick überall ins Weite, nicht bloß der Blick des leiblichen Auges, sondern auch der geistige. Das bestätigt schon der Name des Landes Wursten. Er rührt bekanntlich von den Wuhrden, jenen natürlichen und künstlichen Erdhügeln in der Marsch, auf welchen sich die ersten Ansiedler vor der Flut sicherten, bevor das Land eingedeicht war. Diese Wuhrden führen unser Auge sofort westwärts bis nach Westfriesland hinüber, wo man sie „Terpen“[1]) nennt, und wie in Wursten die ältesten Baudenkmale des Landes, die romanischen Granit- und Tuffsteinkirchen auf den Wuhrden emporragen, so gräbt man im holländischen Friesland die ältesten germanischen Kulturdenkmale aus dem Schoße der Terpen. Und die berühmte Stelle bei Plinius (hist. nat. 16, 1), welche die uralte Besiedelung der Wuhrden so anschaulich schildert, wird von den Holländern mit demselben Rechte auf ihr Westfriesland gedeutet, wie von deutschen Topographen auf das Land Wursten und Butjahdingen.

[1]) Die Holländer leiten sogar das Wort Dorf (dorp) von diesen Terpen oder Flußbergen (Vlietbergen) her.

Auf der geognoſtiſchen Karte bildet die niederländiſche und deutſche Nordſeeküſte ein Ganzes. Man kann dabei wohl eine Zweigliederung annehmen, und unterſcheidet alsdann die von Süd nach Nord ſtreichende Küſtenlinie der Dünen und des in Inſeln aufgelöſten Flußmündungslandes von der grauen Naſe bis Helder und anderſeits die von Weſt gen Oſten ſtreichende Wattenküſte mit den Meerbuſen und meerbuſenartigen Flußmündungen, welche unſeren frieſiſchen Weg begleitet. Allein, wie man ſieht, fällt dieſe Gliederung mit der holländiſch-deutſchen Grenze nicht entfernt zuſammen: die ganze Küſte vom äußerſten Weſtfriesland bis zur Elbmündung iſt ein weſentlich gleichartiges Gebilde. Das ſind allbekannte geographiſche Tatſachen. Neu dürfte es aber doch den meiſten Wanderern ſein, zu ſehen, wie ſich dieſer landſchaftliche Charakter ſo ſtetig, von Oſt nach Weſt vorſchreitend, vor ihren Augen entwickelt, daß man die Steigerung im Buche nicht ſchöner ordnen kann, als ſie ſich in Wirklichkeit geſtaltet.

So ſagen die Holländer: Gott habe das Meer gemacht, ſie ſelbſt aber das Land. Auf dem deutſchen Küſtenſtriche darf man jedoch bereits das gleiche Wort ſprechen. Und gehen wir aus dem Lande Wurſten über die Weſer etwas ſtromaufwärts zu den Stedingern, ſo kommen wir ſogar in ein Land, welches die Menſchen zu früh und alſo ſtellenweiſe ſchlecht gemacht haben. Denn das Stedingerland ſoll ſchon im zehnten Jahrhundert eingedeicht worden ſein, wodurch aber nach der Anſicht des beſten Führers in dieſen Gegenden, Hermann Allmers in ſeinem „Marſchenbuch“, das Land zu frühe den aufſchlammenden Fluten entzogen wurde, zu feucht und niedrig blieb und alſo nicht ſo gut geraten iſt, wie die ſpäter geſchaffenen Nachbarmarſchen. Die Streitfrage, ob ein oder das andere Stück Land gut oder ſchlecht gemacht ſei, ſpielt auch in Holland. So warf ſchon van Kampen in ſeiner Geſchichte der Niederlande die Frage auf: ob Druſus, der zuerſt den Rheinmündungslauf bedeichte, denn wirklich als Begründer des holländiſchen Flußdeichſyſtems ſo beſonderes Lob verdiene? Ob dieſe Flußdeiche nicht etwa das Land bloß für den nächſten Augenblick (d. h. für tauſend bis zweitauſend Jahre ſicherten, um es hinterher deſto gewiſſer zu verderben? Denn ſolche Gefahr drohe nachgerade durch die ſteigende Er-

höhung der eingeschnürten Flußbette, und van Kampen meint: man hätte vielmehr nach dem Muster der alten Ägypter die Überschwemmung befruchtend und bodenbildend ins Land leiten sollen. Jedenfalls ist hier die durch den Naturprozeß des Anschwemmens und Abnagens fortlaufend gebotene künstliche Landbildung und Wasserregelung ein Hauptproblem der gesamten Staatswohlfahrt. Im Binnenlande finden wir weite Landstriche geographisch geeint durch die Gebirgsformation, durch die „ewigen" Berge, die unantastbare Bodenplastik; der friesische Weg nach Holland durchzieht einen weiten Landstrich, welcher geeint ist im Wechsel, im Werden und Vergehen des festen Bodens, im steten Kampfe der Naturgewalten und der Menschenhand um die Grenzen von Land und Wasser.

Bekanntlich wurde das Harlemer Meer durch Dampfmaschinen ausgepumpt und in fruchtbares Land verwandelt. Dies geschah in den Jahren 1848 bis 1853. Die größte hiebei benützte Maschine hieß der „Leeghwater", zu Ehren eines Mannes, der über zweihundert Jahre vorher den ersten ausführlichen Plan zur Austrocknung jenes Meeres entworfen hatte. Leeghwater schlug damals Windmühlen zur Bewegung der Pumpen vor, und dieser Vorschlag ist wohl manchmal von Binnenländern als eine Naivität der alten Zeit belächelt worden. Wer aber den friesischen Weg nach Holland gegangen ist, der wird nicht darüber lächeln; er weiß, daß Leeghwaters Plan, obgleich er für jenen Fall auf dem Papiere stehen blieb, doch keineswegs ein bloß theoretischer Einfall genannt werden darf. Denn im Stedingerlande wird der Boden in der Tat durch zahlreiche wasserhebende Windmühlen trocken gelegt, und zwar ist dies nicht einmal eine altmodische, sondern eine moderne Einrichtung, und der Wind wirkt durch das Flügelrad auf eine archimedische Schraube. (S. Allmers, 299 f.) Also wird dem Reisenden das Stedingerland bereits zu einer Vorstudie für das Harlemer Meer.

Es schwebt aber ein eigener Humor über diesen wasserhebenden Windmühlen. Der freie Wind jagte die Sturmfluten ins Land, gab ihnen Kraft, selbst die Deiche zu zerbrechen, und wurde so, als Herr der Wogen, der ärgste Landverschlinger. Des Menschen Witz aber zwingt jetzt den gefesselten Wind, daß er sein eigenes

und fremdes Unheil wieder gut mache und das Waſſer, welches er unerbeten bringen half, auf der Fronde wieder über die Deiche in die Flüſſe hebe. Darin liegt eine höchſt anmutige poetiſche Gerechtigkeit, und der ungeſchlachte Brummbart Wind wird wie die Rieſen der alten Sage mit Ironie durch ſich ſelbſt geſtraft. Man hat vorgeſchlagen, die Urgeſchichte der Erde poetiſch zu behandeln, ein Epos zu dichten von den Schöpfungstagen, wie ſie die moderne Geologie aufſtellt, von den Revolutionen und Kämpfen in welchen die Gebilde des Baſalt und Porphyr, des Granit und Gneis, der Sandſteine, Kalke und Kreiden ſich erheben und untereinander verſchlingen, verſenken, zertrümmern. Das wäre in der Tat ein großartiges Thema, und da wir dieſe Urgebilde handelnd und leidend auftreten ſehen, ſo könnte ſie uns der Dichter im Humor und erſchütternden Ernſt wie perſönliche Weſen nahe führen, die mit ihrem Schickſal ringen. Ich wüßte aber ein noch beſſeres Thema dieſer Art, minder kühn die Phantaſie herausfordernd, doch dafür poetiſch tiefer, echter und reicher. Es ſpielt eben auf unſerem frieſiſchen Wege und dann weiter fort durch ganz Holland. Wir ſtehen hier auf einem Boden neueſter Bildung — Quartärformation — und das kosmogoniſche Epos würde rein in der Gegenwart handeln, nämlich, ſofern dem Geologen tauſend Jahre wie ein Tag ſind. Es erzählte uns die hiſtoriſchen Kämpfe zwiſchen Land und Meer, das Auftauchen und Verſinken des allerjüngſt geſchaffenen feſten Grundes, und malte aber auch die Verſtrickung des Menſchen in dieſen Kampf — handelnd und leidend — und zeigte uns in endloſer Perſpektive, den Blick weithin über alle Länder führend, wie der Menſch nicht erſt kam als die Erde vollendet war, ſondern vielmehr berufen ward, daß er die Erde vollende.

Das iſt das Eigentümlichſte unſeres Weges und Landſtriches, daß wir immer hinaus ins Weite getragen werden, ſo wie wir uns genauer ans einzelne heften, und daß ſich uns fort und fort Fernſichten öffnen, obgleich ſich uns nirgends Berge und Höhen bieten. So zeigen uns die waſſerhebenden Windmühlen des Stedingerlandes fern im Weſten das Harlemer Meer und erheben uns zu einem Epos von den jüngſten Wandlungen der Quartärformation. Man ſoll die wirkliche Fata Morgana zu-

weilen in dieſen Marſchen ſehen, noch mehr aber treibt hier die Fata Morgana ihr Zauberwerk vor unſerem Geiſte, doch hoffentlich ohne die am Horizont auftauchenden Türme und Bäume auf den Kopf zu ſtellen.

Als Siegesmale der alten Meereseinbrüche reihen ſich Buſen und Buchten längs unſerer Nordſeeküſte bis zum äußerſten Südweſtrande Hollands. Auch hier gibt es eine Steigerung von Oſten nach Weſten, welche uns den Weg zeigt. Zuerſt die Mündungstrichter der Elbe und Weſer, dann der Jahdebuſen, der Dollart, die Zuiderſee. Bei jenen breit geriſſenen Flußmündungen feſſelt uns mehr nur das geographiſche Intereſſe bei den darauf folgenden Meerbuſen tritt die Geſchichte als Schweſter der Poeſie hinzu, und erzählt uns von der Ohnmacht des Menſchenvolkes, welches hier in Scharen von dem wütenden Element verſchlungen wurde.

Wo ſolche Gewalt des Meeres zu bekämpfen iſt, da bedarf es auch beſonders ſtarker Dämme. Und ſo gewahren wir denn am Jahdebuſen zum erſten Male einen Deichbau, welcher verſtärkt iſt durch in Holzrahmen eingelaſſenes Mauerwerk. Das Eichenholz dieſer Rahmen iſt nicht im Lande gewachſen und die Bruchſteine ebenſowenig. Wir werden dabei an die Rieſendeiche des Helder in Holland erinnert, welche auf norwegiſchen Granit fundamentiert ſind. Fremdes Holz und fremde Steine, importiertes Baumaterial erſcheint für dieſe ganze deutſch-holländiſche Küſte nicht bloß techniſch, ſondern auch kunſtgeſchichtlich charakteriſtiſch. In den Elb- und Weſermarſchen gibt ſogar der fremde Urſprungsort der Steine einen Wink für das Alter der daraus erbauten Kirchen. Zuerſt kommen die Granitkirchen, dann die Sandſteinkirchen, dann die Tuffſteinkirchen und zuletzt die Kirchen aus Backſtein. Die Granitblöcke waren aus Skandinavien auf Gletſchertrümmern über das Meer hieher geſchwommen, der Sandſtein wurde auf der Weſer aus Weſtfalen herabgeführt, der Tuffſtein ſoll, wie die Volksſage erzählt, aus Schottland geholt worden ſein, indem man für jede Schiffsladung Steine eine Ladung Korn hinüber ſchickte. Das alles geſchah in der romaniſchen Zeit, und erſt in der gotiſchen Epoche wandte man ſich überwiegend zum heimiſchen Material, zum Backſtein, deſſen

Fabrikation heutzutage ein ausgezeichnetes Nebengewerbe größerer Gutsbesitzer bildet und nun wiederum teilweise auf die Ausfuhr berechnet ist.

Ähnliches gilt von Holland. Zwar weiß ich nicht, ob die Holländer Backsteine ausführen; allein während der Mittelrhein den Holländern durch Jahrhunderte Holz und Steine lieferte, und teilweise noch liefert, rauchen dort neuerdings Hunderte von kleinen Ziegelöfen nach holländischem Muster (sogenannter „Feldbrand"), in welchen ein jeder die Mauern seines Hauses gleich auf der Baustätte aus demselben Lehmboden brennt, den er für Keller und Fundament herausgeworfen hat. Und nicht bloß im Ziegelbrennen, auch im reinen Ziegelbau hat der Mittelrheiner während dieses Jahrhunderts von den Holländern gelernt. Die Bruchsteintechnik fuhr in alter Zeit zu Tal auf unseren großen Flüssen; dafür ist die Backsteintechnik in neuerer Zeit zu Berg gefahren.

Doch ist das nur eine kleine und späte Gegengabe, und so gewiß überhaupt mancherlei Austausch der Kultur zwischen dem städtereichen Rheindelta Hollands und dem rheinischen Binnendeutschland stattgefunden hat, so waren doch die bäuerlichen Marschen längs der nordholländischen und norddeutschen Seeküste in diesem Stücke immer viel mehr auf Einfuhr als auf Ausfuhr angewiesen. Das Volk war und blieb eigenartig in Stamm, Sprache und Sitte; Kunst und Wissenschaft und feinere Bildung erschienen importiert, gleich den Steinen zu den alten Kirchenbauten. Und als Holland selbständige Kultur in Kunst und Wissenschaft gewann, war der Zusammenhang mit dem stammverwandten Volkstum der deutschen Nordseemarschen durch politische Schranken abgeschnitten.

Ich nannte den Weg, dessen verborgene Merkwürdigkeiten ich fragmentarisch andeutete, den friesischen, zunächst aus historischen Gründen. Doch führt er uns auch noch in der Gegenwart von den dürftigsten Spuren friesischer Art schrittweise in immer reichere Überreste friesischen Volkstumes, je weiter wir von Ost nach Westen vordringen. Diese aufsteigende ethnographische Linie sei in wenigen Worten zum Schlusse noch skizziert.

Im Lande Kehdingen und Hadeln sitzt rein sächsisches Volk,

durch ſein rühriges Weſen und den vorwiegenden Bauernberuf von den ſchwerfälligeren Frieſen unterſchieden, welchen Viehzucht, Fiſcherei und Schiffahrt näher liegt als die Arbeit des Pfluges.

Im Lande Wurſten zeugen bereits die Ortsnamen von dem verſunkenen frieſiſchen Element. Dazu auch die Rechtsaltertümer. Das Wurſtener Landrecht war in ſeiner älteſten Abfaſſung frieſiſch, in der zweiten plattdeutſch, in der dritten hochdeutſch und lateiniſch. Frieſiſche Mundart behauptete ſich bis ins 17. Jahrhundert, mählich abſterbend; im Anfange des 18. ſollen nur noch einzelne alte Leute dieſe Sprache verſtanden haben. Jetzt zählt Hermann Allmers hier und in den benachbarten Weſermarſchen nur noch etwa fünfundzwanzig frieſiſche Wörter und eine faſt gleiche Summe gangbarer frieſiſcher Taufnamen und fortblühender Geſchlechtsnamen.

Oſterſtade und Wührden (gleichfalls rechts der Weſer) bewahren einen Reſt von Sagen und Sitten, der auf frieſiſche Grundlage deuten ſoll. Das Vieland um Bremerhaven trägt wenigſtens in ſeinem Namen (Vie, altfrieſiſch Sumpf) ein Denkzeichen der frieſiſchen Vergangenheit.

Weit ſchärfer behauptete ſich frieſiſcher Charakter auf dem linken Weſerufer. Die Stedinger ſind, abgeſehen von ihren reichen hiſtoriſchen Erinnerungen, ſozial bis auf dieſen Tag alter Frieſenart treu geblieben als Seeleute und Viehzüchter. Stadland und Butjahdingen gehörten als das Ruſtringen der früheren Zeit politiſch bereits zu den frieſiſchen ſogenannten „Freien Seelanden", welche unter dem Upſtallboom bei Aurich ihre Verſammlungen hielten. Hier beginnt dann auch ſchon die frieſiſche Bauart des Bauernhauſes, des ſogenannten „Berges", während zwiſchen Weſer und Elbe das ſächſiſche Haus allein herrſcht. Weiter nordwärts dagegen bei den Ditmarſen und im Eiderſtädtiſchen an Holſteins und Schleswigs Küſte erinnern die ſogenannten „Heuberge" wieder an den gemeinſamen Stamm.

So folgten wir den Spuren des Frieſenvolkes in Ortsnamen, Perſonennamen, in Überreſten der Sitte und Sage und in ſozialen und politiſchen Überlieferungen, bis wir zuletzt zu dem wichtigſten Trümmerſtück, zu der Sprache ſelber kommen, die im Munde des Volkes lebt. Auf den Inſeln weſtwärts von Butjahdingen redet man heute noch frieſiſch; allein wie dieſe

Inſeln, vom Meere benagt, teilweiſe zu verſchwinden drohen, ſo wird auch der alte Dialekt von dem übermächtigen Nachbardialekte benagt, ſtirbt ab und verſchwindet. Das Saterland bildet daneben den einzigen Winkel des deutſchen Feſtlandes, welcher nach Sprache und Sitte die letzte Zufluchtsſtätte frieſiſchen Volkstumes auf dem feſten Boden unſeres nordweſtlichen Küſtengebietes genannt werden mag.

Spricht man nun aber auch im deutſchen Oſtfriesland nicht mehr frieſiſch, ſo kreuzt ſich hier doch ſchon die niederdeutſche Mundart mit der holländiſchen, als einer reich mit frieſiſchen Elementen geſättigten Sprache. Man hat Oſtfriesland mit wenig deutſchem Selbſtbewußtſein „Deutſch-Holland“ genannt, richtiger wäre Holländiſch-Deutſchland, wie denn auch der Holländer folgerecht die Gegend von Arnheim und Nymwegen ſeinerſeits „Deutſch-Holland“ nennt. Die Grenzlinie der deutſchen und holländiſchen Sprache iſt in Oſtfriesland eine beſtrittene, verwiſchte, und in Emden gilt oder galt es ſogar als eine Art Glaubensartikel, daß das echt reformierte Bekenntnis in Kirche und Schule holländiſch gelehrt werde, während man von einem deutſchpredigenden Pfarrer ſagt: er lehrt lutheriſch.

Hiemit gewinnt aber auch die Beobachtung des Wanderers „auf dem Wege nach Holland“ ein ganz neues Ziel. Während er bis dahin die oft verhüllten und verſteckten Anzeichen des Zuſammenhanges mit Holland aufſpüren mußte, drängt ſich jetzt dieſer Zuſammenhang auch dem blödeſten Auge von ſelber auf, und es gilt nicht ſo ſehr das Fremde im Heimatlichen zu ſuchen, als gegenteils die oft unmerklichen Unterſchiede zu erkennen, welche deutſche Art von der holländiſchen trennt.

Überſchreiten wir aber den Dollart und kommen nun aus Deutſch-Holland ins wirkliche Holland, ſo verſichert uns wohl gar der echte Weſtfrieſe, daß wir nun erſt recht nicht in Holland ſeien; denn er ſcheidet Friesland und Holland ganz nach der Ausdrucksweiſe des 16. und 17. Jahrhunderts, und will ſich nicht zu den Holländern gerechnet wiſſen. Und bei dieſem landsmannſchaftlichen Individualismus wird uns dann auch jenſeit des Dollart gleich wieder ganz deutſch zu Mute.

Viertes Kapitel

Grundlinien des rheinfränkiſchen Weges

Ein völlig kontraſtierendes Bild bietet der rheinfränkiſche Weg. Er iſt nicht einſam, eine Linie, welche wir uns erſt ſuchen und ſchaffen müſſen, ſondern umgekehrt, er iſt die große Route, welche alle Welt fährt, zu Schiff und zu Wagen, und ſtatt eines Weges bieten ſich da gleich drei bis vier zur Auswahl.

Der verkehrsreichſte deutſche Strom, der Rhein, weiſt uns die Richtung zum rheiniſchen Holland. Und linksab führt die Maas in weit geſchwungener Parallele denſelben Weg. Nach Artikel 66 der Wiener Kongreßakte ſoll Preußen nirgends die Maas berühren, ſondern überall entlang des Fluſſes in einer Entfernung von wenigſtens achthundert rheinländiſchen Ruten reſpektvoll zur Seite bleiben. Man fürchtete wohl, wenn Preußen neben dem Rhein auch noch ein Stück Maas beſeſſen hätte, ſo wäre es gar zu ſehr auf den natürlichen Weg nach Holland geraten. Demgemäß bildete ſich dann ein langer, ſchmaler, dünn bevölkerter holländiſcher Grenzſtreifen auf dem rechten Maasufer. Im Norden bei der Ems iſt es umgekehrt. Dort läuft die holländiſche Grenze der Ems zur Seite, ohne ſie irgendwo zu berühren, und es bildet ſich dadurch ein langer, ſchmaler, gleichfalls dünn bevölkerter preußiſcher Grenzſtreifen auf dem linken Flußufer. Alſo ergibt ſich das ſeltſame Spiel des Zufalls (ſofern man bei Gottes Weltregierung im allgemeinen und bei der Diplomatie im beſondern von Zufall reden darf), daß im Rheinland, wo deutſche Art ſtärker auf holländiſchen Boden übergreift, der Grenzfluß wie zum Schutze holländiſch geblieben iſt, während in Oſtfriesland, wo holländiſches Weſen vielmehr die deutſche Grenze überſchritten hat, der Grenzfluß deutſch blieb.

Übrigens ziehen nicht bloß Rhein und Maas gen Nordweſten: in dem Lande zwiſchen beiden Flüſſen haben ſelbſt die

Nebengewässer, Roer, Erfft und Niers einen nach den Niederlanden weisenden Parallellauf, das ganze Land senkt sich zum holländischen Rheinmündungsdelta.

Schon diese hydrographischen Linien bestimmen mich, den Landweg des linken Rheinufers von Köln nach Nymwegen der Straße des rechten Ufers von Deuz nach Arnheim vorzuziehen, wenn es gilt, die Übergänge deutscher zu holländischer Art bei Land und Leuten schrittweise und recht naturgemäß zu erwandern, und vollends wenn man dabei den schärfsten, lehrreichsten Kontrast des rheinfränkischen zum friesischen Wege sucht.

Man betrachte beide Rheinufer auf der Landkarte. Auf dem rechten Ufer führt uns nur das Tal des Hauptstromes nach Holland; die Nebenflüsse (Sieg, Wupper, Ruhr, Lippe 2c.) kommen allesamt von Osten herüber, stoßen fast rechtwinklig auf den Rhein, kreuzen unseren Weg, und wenn wir ihre Täler verfolgen, so kommen wir nicht bloß in der Himmelsrichtung, sondern auch nach Landes- und Volksart immer weiter von Holland ab. Auf dem linken Rheinufer dagegen haben die Nebenflüsse zwischen Rhein und Maas den oben bezeichneten Parallellauf; sie deuten direkt auf unser Ziel so gut wie der Hauptstrom, und wir können sie in ihrer vollen Länge auf oder ab verfolgen, ohne aus dem Zusammenhang unserer holländischen Grenzstudien gerissen zu werden. Das ganze Land zwischen Rhein und Maas unterhalb Köln ist eine natürliche Straße nach Holland, während man auf der rechten Rheinseite doch nur den Uferſaum so nennen kann.

Eine Wanderung nach Belgien würde ich auf dem rechten Rheinufer beginnen, eine Wanderung nach Holland auf dem linken. Das erinnert vielleicht manchen an den Reiseplan des Hieronymus Jobs. Allein die geognostische Karte wird mich rechtfertigen, und man soll keinen Entwurf zu größeren Fußreisen machen, ohne vorher auch die geognostische Karte befragt zu haben. Von den Quellen der Diemel und Ruhr zieht sich die Kohlenformation ost-westwärts bis nahe der Ruhrmündung zum Rheintale, und das belgische Kohlenrevier von Aachen-Lüttich bis Charleroi erscheint wie die südwestwärts gebogene Fortsetzung jener Kohlenstrecke des rechten Rheinufers, allerdings

unterbrochen durch die jüngeren Gebilde der Stromebene zwiſchen Düſſeldorf und Aachen. Bei den Ruhrkohlen würde ich anfangen, in der naturwüchſigſten rheiniſchen Induſtrielandſchaft, um Vorſtudien zu machen für die Induſtrieſtädte des belgiſchen Kohlenbeckens und für das ganze Induſtrieland Belgien, welches freilich linksab vom Rheine liegt und doch dem rechten Rheinufer näher ſteht als dem linken.

Wenn wir aber auf jenem Wege nach Belgien die breite Talebene des linken Ufers wie eine fremdartig eingeſchobene Epiſode raſch durcheilen, ſo feſſelt ſie uns deſto mehr beim Wege nach Holland, ja ſie bildet hier den rechten Ausgangspunkt unſerer Wanderſchaft.

Schon der Umſtand, daß auf der linken Rheinſeite die Quartärformation des Küſtenlandes in breiteſter, tiefſter Bucht bis zu den Pforten des deutſchen Mittelgebirges heraufſteigt, und daß hier ſelbſt die kleinen Waſſeradern nordweſtlich führen, läßt uns den linksrheiniſchen Weg nach Holland vorziehen.

In ganz reizender Weiſe bietet aber das linke Ufer dazu vollends zwei Straßen, die zwar nahe nebeneinander laufen und dennoch unſere Anſchauungen und Gedanken nach entgegengeſetzten Richtungen lenken: einen Tiefweg durch waſſerreiches Flachland und einen Hochweg, welcher durch Hügelzüge und Höhenrücken bezeichnet iſt. Der Tiefweg geht über Neuß, Crefeld, Kevelaer zur Maas, der Hügelweg über Xanten, Calcar, Cleve, Nymwegen zur Waal. Gibt uns aber jener Tiefweg auf Tritt und Schritt zu bedenken, wie mannigfach verwandte Züge holländiſcher Art in unſerem Rheinland verſteckt liegen, ſo bietet der Hügelweg die letzten Nachklänge deutſcher Mittelgebirgsnatur bis zur Grenze, ja bis über dieſelbe. Hier iſt die letzte deutſche Stadt, Cleve, eine Bergſtadt, und die erſte holländiſche, Nymwegen, ſenkt ſich von der letzten Höhe zur Flußniederung herab, und der letzte große deutſche Wald, der Reichswald bei Cleve, gibt uns das Geleit zur Grenze, zu den Geeſthügeln bei Cranenburg. Wir verfolgen Deutſchland nach Holland, wenn wir dieſen waldigen Hügelweg gehen; wir ſpüren dagegen Holland in Deutſchland, wenn wir in den waſſerreichen Wieſengründen und zuletzt im Heideland jenes Tiefweges wandern. Und nicht bloß

die Natur des Bodens, auch die Physiognomie der Städte birgt auf beiden Straßen die gleiche fein unterschiedene Färbung.

Ich begann dieses Vorwort zum rheinfränkischen Weg mit dem Satze, daß er einen vollendeten Kontrast zum friesischen Wege bilde; ich schließe es mit Einzelzügen dieses Gegensatzes.

Längs der Nordsee gehen wir durch ehemals sächsische und friesische Bauernrepubliken zum holländischen Bauernlande; am linken Rheinufer wandern wir durch ein altes Land der Städte und der Adelsdynastien zum städtereichen und städtemächtigen Holland.

An der Nordsee fesselte uns uraltes naives Volkstum, reinster, abgeschlossenster Art; hier uralte Kultur, getragen vom Austausch der Stämme und Völker.

Wo am rheinischen Wege vordem ritterliche Herren herrschten, geistliche und weltliche Aristokratie, da waltet jetzt der kaufmännische und industrielle Bürger, und die ausebnende Macht des freien modernen Gewerbfleißes glättet und verwischt die vordem so scharf gegliederte Physiognomie von Land und Leuten. In den Marschen der Meeresküste dagegen sitzt noch immer der „Hausmann", der aristokratische Großbauer alten Schlages, ein halbwegs stecken gebliebener Edelmann; auch er hat sich häufig stark modernisiert in Sitte und Bildung, die sozialen Grundlagen des alten Volkslebens — in Arbeit, Sprache, Sitte, Sage — wurden aber dennoch im großen und ganzen wunderbar treu behauptet.

Der friesische Weg führt durch protestantisches Land, und an der Grenze — in Emden — gewinnen wir zunächst den Eindruck, daß Holland ein Stammsitz des reformierten Bekenntnisses gewesen. An der rheinfränkischen Straße wohnt überwiegend katholisches Volk, auch jenseit der Grenze berühren uns zunächst noch katholische Elemente, und wir erinnern uns, daß Holland schon in alter Zeit eine Zufluchtstätte der verschiedensten Konfessionen war. Vorstudien dazu bieten unterwegs vor allen Crefeld und Kevelaer.

Endlich erstreckt sich dieser Gegensatz aber auch auf die politische Territorialgeschichte. Am linken Rheinufer gibt es einen bedeutenden Grenzstrich (preußisch Geldern), der ehemals zu den

Niederlanden gehörte, dann aber deutſch geworden iſt, die Grenze war hier vielfach verſchoben, oft genug beſtritten, und in der burgundiſchen Zeit wurde die Erweiterung der burgundiſchen Niederlande gerade auf dieſer Linie mit Macht verſucht. An Ems und Dollart hingegen war ſeit der Gründung der holländiſchen Selbſtändigkeit eine im weſentlichen feſtſtehende Grenze. Das verwandte Volkstum verband ſich hier friedlich, während es am Rheine in Kampf und Gebietswechſel ſich vielmehr aufſog und gegenſeitig aufhob.

Doch genug der allgemeinen Sätze. Ich führe jetzt den Leſer auf den doppelten rheinfränkiſchen Weg, nicht indem ich ihn von Stamm zu Stamm, von Land zu Land geleite, wie es an der Nordſee ſich von ſelbſt ergibt, ſondern von Stadt zu Stadt. In einer Reihe kleiner Städtebilder ſuche ich die Züge auf, welche uns den Zuſammenhang und die Wechſelwirkung deutſcher und holländiſcher Art verkündigen. Und alſo ſchildere ich die Städte nicht, um die Städte zu ſchildern; ich gehe vielmehr nur auf einer Straße zum einen Tor hinein und zum anderen hinaus auf der Straße nach Holland.

Fünftes Kapitel

Der Tiefweg von Neuß nach Krefeld

1. Die Mauern von Neuß

Neuß lockt zunächst den Freund der Kunst und der Geschichte. Der eine wird sofort zur Quirinskirche eilen; dem anderen empfehle ich einen beschaulichen Gang durch die Wallanlagen. Dem Handlungsreisenden bietet Neuß wenig Interesse, außer er müßte etwa in Öl machen, und neben den bunt bewegten Nachbarstädten Köln, Düsseldorf, Elberfeld gilt ihm das alte Novesium für tot und langweilig. Dennoch führt das Neußer Intelligenzblatt zugleich den Titel eines Handelsblattes. In einer oberdeutschen Stadt von gleich geringer Einwohnerzahl gäbe es ganz gewiß kein Handelsblatt, auch wenn die Getreidemärkte den ansehnlichen Neußer Kornhandel noch weit übertrafen. Allein wir bewegen uns hier eben in einem Lande der großen Handelsstraßen, auf dem Weg zum Meere.

Beginnen wir mit einem Rundgang längs der alten Stadtmauern, um in den großen Erinnerungen des fünfzehnten Jahrhunderts die kleine Stadt vorerst groß zu sehen. Ein Stück des mittelaltrigen Mauerwerks steht noch; der massive Unterbau von Basaltblöcken mit übergewaltigen Strebepfeilern zeigt die ehemalige Festigkeit, andere Teile liegen in Trümmern oder sind völlig verschwunden. Die schönsten Überreste ragen malerisch versteckt aus dem dichten Grün parkartiger Anlagen, und während im Vordergrunde Wall und Graben als anmutiges Motiv von Hügel und Tal der modernen Gartenkunst dienen mußten, schnaubt hinten die Dampfmaschine einer Fabrik neben Türmen und Bollwerken, die gleich einer Burg an der Ringmauer aufsteigen. Ein gotisches Stadttor ist noch wohl erhalten; den Turm schmücken in Stein nachgeahmte und gleichsam halb in

die Mauer geſchoſſene Stückkugeln, ein ſeltſames aber charaktervolles Ornament, welches uns ſofort an die ruhmreichſten Tage der Stadt, an die Belagerung von 1474 erinnert. Durch dieſes Tor, und nicht von der offenen Seite des Eiſenbahnhofes her, ſollte der Reiſende einziehen, welcher im erſten Eindrucke gleich ein volles und bedeutendes Bild der Stadt Neuß gewinnen will.

Wer aber mit dem hiſtoriſchen Sinne zugleich geographiſchen Blick verbindet, dem erzählen die Mauern von Neuß nicht bloß von der erprobten Wehrhaftigkeit deutſcher Bürger im Mittelalter, ſondern ſie ſagen ihm auch, eben als ſtumme Zeugen jener Belagerung durch Karl den Kühnen, daß er hier ein Grenzgebiet betritt, auf welchem deutſche und niederländiſche Geſchicke mehr als einmal entſchieden worden ſind.

Karl der Kühne von Burgund, bereits im Beſitze der geſamten Niederlande, wollte ein großes Reich zwiſchen Frankreich und Deutſchland ſchaffen, langgeſtreckt von den Alpen, wohl gar vom Mittelmeer bis zur Nordſee. Es galt, die Rheingrenze zu gewinnen und alſo zunächſt die niederrheiniſchen Städte zu beugen. Karl rückte im Juli 1474 vor Neuß mit ſeinem aus allerlei Volk geworbenen Heere von 18000 Mann, darunter auch Engländer, Italiener, Savoyarden. Elf Monate währte die Belagerung, und ſelbſt der Winter ſetzte ihr, was damals unerhört war, keine Schranke. Allein obgleich der Burgunder ſiebzehn Türme brach und dreihundert Häuſer zuſammenſchoß und die Belagerten derart aushungerte, daß ſie zuletzt ihre eigenen Pferde verzehrten, mußte er doch im Juni 1475 wieder abziehen, und Tauſende, die mit ihm gekommen waren, kamen niemals wieder heim. Die elf Monate vor Neuß waren die Vorboten der Tage von Granſon, Murten und Nancy. Es bildet dieſe Belagerung ein merkwürdiges Datum in der Geſchichte der Niederlande und des rheiniſchen Deutſchlands, wie auch weiterhin Frankreichs und der Schweiz. Vor allem aber bezeichnet Karls des Kühnen ſeit 1475 fort und fort mißglückter Eroberungsplan einen großen Wendepunkt in der niederländiſchen Geſchichte. Holland, Geldern und Seeland mußten damals ſchwere Steuern zahlen, um die burgundiſche Armee vor den Mauern von Neuß zu unterhalten, obgleich der Kampf mittelbar auch gegen die Freiheiten der

Städte dieſer Provinzen gerichtet war. Denn der burgundiſche Herzog war ein heftiger Gegner des freien und ſelbſtändigen Bürgertums, und wie er verſchiedenen holländiſchen Städten ihre Privilegien nicht wieder erneuerte, andere durch neue Steuern bis zum Aufruhr erbitterte, ſo ſuchte er bei Neuß ohne Zweifel auch einen Streich gegen das verhaßte Städteweſen überhaupt zu führen. Allein hier am Niederrhein ſollte ſein Herrſchgelüſten vor dem Mute der Bürger und ihren feſten Mauern zu Schanden werden, wie ſpäter vor der Tapferkeit der eidgenöſſiſchen Bürger und Bauern in offener Feldſchlacht.

Die mannhaften Bürger von Neuß waren ſtolz auf ihre feſten Mauern und hatten Freude an denſelben, ſie ſchmückten ſie mit allerlei feiner Kunſt, wie uns jener Torturm und dürftige kleinere Überreſte heute noch bezeugen. Es hat ſich aber auch noch ein anderes Denkmal der berühmten Belagerung erhalten, gleichfalls „serc kunstlich vnd meysterlich“, das iſt die Reimchronik des Chriſtian Wierſtraat, weiland Stadtſchreibers von Neuß. Unter dem friſchen Eindruck der miterlebten Ereigniſſe ſchilderte er ſchon im Jahre 1475 die ſchwerſten und ruhmreichſten Tage ſeiner Vaterſtadt in mehr als dreitauſend Verſen „mit manigerley manier der rymen“ treuherzig, wahr und warm.

Wie ſich aber faſt endlos Glied an Glied reiht, wenn wir in dieſem Lande einmal beginnen, niederländiſche Bezüge auf deutſchem Boden zu ſuchen, ſo ruft uns Wierſtraats Buch ein verwandtes älteres Werk ins Gedächtnis, welches eine Entſcheidungsſchlacht darſtellt, die, in naher Nachbarſchaft geſchlagen, gleichfalls der niederländiſchen und niederrheiniſch deutſchen Geſchichte gemeinſam angehört. Das iſt Johann van Heelus Reimchronik von der Schlacht bei Woringen (1288). Hier ſiegte bekanntlich Herzog Johann I. von Brabant über den Erzbiſchof Siegfried von Köln. Der Sieger pflegt redſelig zu ſein, der Beſiegte ſchweigt und ſpart ſeine Reime; darum begreift ſich's, daß wir über die Belagerung von Neuß kein burgundiſches, ſondern ein Neußer Gedicht beſitzen, und über die Schlacht von Woringen gegenteils keine Reimchronik eines Kölners, ſondern eines Brabanters. Denn Johann van Heelu befand ſich am Schlachttage nicht nur unter den Leuten des Herzogs von Brabant, ſondern ſtammte auch aus Südbrabant — er heißt auch

„broder Jan van Leuwe“. Wehmütig berührt es uns, wenn er gleich im Eingange erzählt, er habe seine Chronik nebenbei auch darum geschrieben, daß Herzog Johanns Schwiegertochter, Margareta von England, Lust bekomme, die deutsche Sprache zu lernen. Heutzutage schreiben die Brabanter keine Bücher mehr, damit englische Prinzessinnen Deutsch lernen, und je näher uns die niederländischen Schriftsteller der Zeit nach rücken, um so ferner rücken sie uns in der Sprache.

Deutsche und niederländische Geschichte kreuzt sich auf unserem jetzigen deutschen Grenzgebiete zwischen Maas und Rhein, deutsche und niederländische Augenzeugen schilderten die Ereignisse in alter Zeit; allein auch in der Gegenwart hat deutsche und niederländische Quellenforschung diesen unseren Boden gemeinsam bearbeitet.

Wierstraats Reimchronik ist von einem deutschen Gelehrten, E. von Groote, neu herausgegeben worden, während wir die deutsche Chronik Johann van Heelus in der „Collection de Chroniques Belges inédites, publiée par ordre du gouvernement (1836)“ suchen müssen. Die deutschen Lokalhistoriker des Niederrheins haben gar mancherlei Material ans Licht gestellt, was auch dem holländischen Nachbar dienen mag, und gegenteils brachte der unlängst verstorbene holländische Gelehrte Nyhoff in Arnheim in seinen zahlreichen Urkundenbeiträgen und Regesten kaum weniger Quellenstoff für die historische Topographie unseres niederrheinischen Grenzgebietes als seiner eigenen politischen Heimat.

Als die belgische Malerschule in der Gegenwart einen neuen nationalen Aufschwung nahm, griffen die Künstler nach großen Stoffen der vaterländischen Geschichte. Eines der frühesten dieser epochemachenden Bilder versetzt uns auf denselben deutschen Boden, auf welchem Johann van Heelus Reimchronik handelt, es war de Keysers „Schlacht von Woringen“.

2. Architekturzone

Die Stadt Neuß hat ein Doppelgesicht, einen Januskopf, dessen eine Hälfte nach Holland hinaus, dessen andere nach Deutschland hereinschaut. Da, wo die alten Stadtmauern noch am

höchsten ragen, von Büschen und Bäumen begrenzt, umgibt uns ein echt deutsches Landschaftsbild, so wie wir aber nach der anderen Seite um die Ecke biegen, öffnet sich ein weites Flachland, Schiffsmasten und Segelwerk ragen mitten aus den Wiesen, wir stehen am Nordkanal, der, unvollendet, vom Rheine zur Maas, von der Maas zur Schelde führen, der Köln mit Antwerpen verbinden sollte.

Der Geschichtsfreund, welcher die Mauertrümmer betrachtet, wird im Geiste da und dort nach den Niederlanden geführt; der Kunstfreund, welchen die Quirinskirche fesselt, schweift dagegen rheinaufwärts, um diesen merkwürdigen Bau aus der rechten historischen und örtlichen Perspektive zu fassen; ihn zieht es nach Köln zurück, und er denkt, daß Neuß doch noch gar weit von Holland entfernt sei.

Die Stadt war kölnisch. Erzbischof Anno (1056—75) gab ihr die wichtigsten Freiheiten und hob sie aus tiefem Verfall. Es ist der heilige Anno, der Held jenes Annoliedes, der Maere von Sente Annen, welches uns Opitz gerettet und dadurch so frühe schon für die aufkeimende deutsche Literaturgeschichte fruchtbar gemacht hat, des Annoliedes, welches die Brücke vom mittelaltrigen Volksepos zur Legendendichtung schlägt und in seinen ersten Versen noch ans Nibelungenlied anknüpft — und Neuß liegt auf dem Wege von Siegfrieds Heimat, Xanten, nach dem heiligen Köln.

Doch ich wollte von der Quirinskirche reden, die in anderem Sinne Neuß, Xanten und Köln als drei verbundene Punkte zeigt. Neuß ist ein Vorposten jener wunderbar reichen romanischen Architekturzone, deren Mittelpunkt Köln bildet; Xanten ein äußerster Vorposten der großen kölnisch-niederrheinischen Gotik. Beide Kirchen aber zu Xanten und Neuß stehen in einem ebenso auffallenden als vorteilhaften Gegensatze zu den meisten mittelaltrigen Baudenkmalen Hollands.

Die Quirinskirche in Neuß ist kunstgeschichtlich längst gewürdigt; ich spreche von ihr an diesem Orte nur als von einem Marksteine der kulturgeschichtlichen Landeskunde. Der kühne Bau aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, also spätromanisch, überrascht durch seine fast übermütige Originalität,

die ſich uns namentlich im Aufbau und Schmuck der Weſtfaſſade blendend entgegendrängt. Aus der mannigfachen Verbindung von Frieſen und Bogenſtellungen geſtaltet ſich hier ein ganz phantaſtiſches Geſamtbild, wobei alles ſelbſtändige Skulpturwerk und plaſtiſch durchgeführte Ornament wie mit Abſicht vermieden iſt, gleich als habe der Architekt uns zeigen wollen, wie bunt und reich er mit den einfachſten konſtruktiven Elementen zu ſchmücken vermöge. An den Seitenſchiffen und der Kuppel über der Kreuzung ſpielt er geradezu mit den abenteuerlichſten Fenſterformen in Geſtalt eines Fächers, ja eines Kleeblattes, und ſetzt im Innern aus freier Laune Kragſteine an, welche ſicherlich niemals etwas zu tragen hatten. Der Meiſter war ein gefährlicher Mann, ein Originalitätsgenie, das Großes vollbrachte, wunderliche Wege und Abwege gehend, auf welchen geiſtloſere Nachtreter völlig hätten verderben müſſen. Allein der Spitzbogen, welcher bereits da und dort hervorlugt an der Quirinskirche, verkündet uns auch, daß ein neuer Geiſt neue Formen bringen, daß der Romanismus nicht in der hier bereits vorgedeuteten Willkür und Manier ſtecken bleiben ſollte, ſondern ſich auflöſen in die ſtrenge jugendfriſche Kunſt der Frühgotik.

Wenn ich nun aber freie, ja überkühne Originalität als den Grundcharakter der Quirinskirche bezeichne, ſo erſcheint ſie ſchon dadurch in engem Zuſammenhange mit den romaniſchen Denkmalen Kölns. Denn keine andere deutſche Stadt beſitzt ſo vielartige Kirchen dieſes Stiles, die nicht nur untereinander äußerſt verſchieden ſind, ſondern zumeiſt auch durch ihre phantaſievolle Eigenart ſelbſtändig aus dem Kreiſe des geſamten deutſchen Romanismus hervotreten.

Was dann aber Köln im kleinen Raume und gleichſam in einer Zuſammenſtellung der verſchiedenſten Muſterbilder dieſer Art bietet, das wiederholt ſich in der ganzen weiten Architekturzone von Limburg an der Lahn, Koblenz und Laach bis Neuß herab, jenes freiere Formenſpiel der romaniſchen Schluß- und Übergangszeit — und kontraſtiert entſchieden gegen den ſtrengeren, ſymmetriſchen älteren Romanismus des Oberrheins, der in Mainz, Worms und Speyer ſeine Mittelpunkte fand. So wird ſich alſo der Kunſthiſtoriker in Neuß keineswegs ſchon auf

dem Wege nach Holland fühlen, im Gegenteil: es zieht ihn nach Köln, in das Herz des niederrheiniſch-deutſchen Kunſtlebens, zurück. Und nicht bloß, was er in der Quirinskirche mit Augen ſieht, ſondern was er dort leider nicht mehr ſehen und nur noch in Gedanken ſich vorſtellen kann, gemahnt ihn an rheiniſch-deutſche Kunſt. Denn eben im Chor und in der Kuppel dieſer Kirche war es, wo Cornelius, der Sohn des benachbarten Düſſeldorf, Engelchöre und Moſes und David, Petrus und Paulus gemalt hatte, ſeine erſte größere Kompoſition, die nun übertüncht und mit neuer Malerei überzogen iſt. Es waren jene Bilder zwiſchen 1806 und 1808 entſtanden, im Zuſammenhange mit den früheſten von Köln aus angeregten Beſtrebungen, unſere Mittelaltertümer zu retten und wiederherzuſtellen, und allerorten erinnern uns heute Reſtaurationen und neuer ſtilgemäßer Kirchenſchmuck in dieſem Grenzſtriche, daß Köln in der Gegenwart ebenſo ſehr ein Zentrum der erneuten und erneuenden mittelalterlichen Kunſt geworden iſt, wie es dies vor Jahrhunderten hier für die ſchaffende Kunſt des kirchlichen Stiles war.

Ich nannte die Quirinskirche einen Markſtein. Auf dem Wege nach Holland nehmen wir mit ihr von den großen Denkmalen des rheiniſchen Romanismus Abſchied. Zwar findet ſich romaniſche Kunſt auch noch weiter abwärts an den Kirchen zu Mehr und Wiſſel, an der Weſtfaſſade der Xantener Viktorskirche, an Chor und Krypta der Kollegiatkirche zu Emmerich, an der Stiftskirche auf dem Eltenberge; das ſind aber zerſtreute, zum Teil bloß fragmentariſche Überreſte, herrſchend erſcheint jetzt unterhalb Neuß die Gotik, wie ſie auch in Holland und Belgien herrſcht.

Schon das Baumaterial der Neußer Quirinskirche ſpricht es charakteriſtiſch aus, daß ſie auf einem Vorpoſten ſteht, hart am Übergange. Man baute nämlich die romaniſchen Kirchen des Niederrheins am liebſten aus Tuffſteinen, welche vom Brohltal oder vom Laacher See kamen; bei den gotiſchen Bauten weicht dagegen der Tuff den Ziegeln, und ſo ſind denn auch die gotiſchen Kirchen Hollands meiſt aus Ziegeln aufgeführt. Bei der Quirinskirche, örtlich auf einen Übergangspunkt, zeitlich in eine Übergangsperiode geſtellt, findet ſich nun eine höchſt bezeichnende

Verbindung der Backstein- und Bruchsteintechnik: die Wandflächen bestehen aus Tuffsteinen, welche aber so klein und gleichförmig behauen sind, daß sie ganz wie Backsteine wirken. Von weitem glaubt man vor einem Ziegelbau zu stehen, erst aus der Nähe erkennt man die Bruchsteine; der Werkmeister ahmte künstliche Steine in natürlichen nach, er antizipierte die Technik der anbrechenden neuen Stilperiode im Material der ablaufenden alten. Die Bänder, Rahmen, Gesimse sind dann aus dem größeren Block gehauen und fügen solchergestalt die scharfen Profile des gemeißelten Steines zu der gleichmäßigen Füllung der nachgeahmten gebrannten Steine.

Beim chronologischen Überblick der Baudenkmale des Landes zwischen Rhein und Maas stoßen wir übrigens noch auf eine Tatsache, die ich nicht am Wege liegen lassen darf. In dieser altkultivierten und vorab kirchlich so früh entwickelten Gegend mit ihren vielen den Gründungsjahren nach uralten Klöstern und Pfarreien befremdet es, daß von frühromanischen Werken und gar von Monumenten der altchristlich vorromanischen Kunst kaum eine Spur mehr vorhanden ist.

Denn da das angebliche Baptisterium Karls des Großen am Valkenhofe zu Nymwegen sicherlich einer viel späteren Zeit angehört, so bleibt meines Wissens nur die Chornische der Pfarrkirche zu Ryndern, Kreis Cleve, übrig, welche nach dem Urteile kundiger Forscher aus dem achten Jahrhundert stammen soll. Ich habe sie nicht gesehen.

Als Grund für das völlige Verschwinden der ältesten Denkmale macht man aber geltend, daß die Normannen bei ihren Raubzügen vom Meere stromaufwärts dieselben zerstört hätten. Das ist auch wieder ein historischer Zug, der uns den Zusammenhang unseres Landstrichs mit der Meeresküste ins Gedächtnis ruft. Bis Bonn läßt Regino im Jahre 881 die Normannen verwüstend den Rhein heraufdringen, dort schwenkten sie rechts ab; sie gingen also bis zum großen Portal des mittelrheinischen Landes, bis zum Siebengebirg; sie verfolgten die Kölner Rheinbucht bis zum innersten Winkel, bis zur Grenze der Quartärformation des niederdeutschen Nordseeküstenlandes, gleich als ob es ihnen nur so lange heimlich gewesen wäre, geradeaus ins

Innere Deutschlands vorzudringen, als sie sich auf der gemeinsamen geognostischen Basis befanden, welche den deutschen Niederrhein mit Holland zu einer natürlichen Einheit verbindet.

Wenn der oberdeutsche Wanderer zwischen den letzten Höhen des Siebengebirges hervor in die Rheinebene tritt und gar bei Bonn die erste Windmühle erblickt, so kommt ihm die Landschaft schon ganz holländisch vor. Der Holländer lächelt darüber, denn er fühlt sich gegenteils schon bei Cleve mitten im Binnenlande. Allein der Oberdeutsche kann sich auf die Normannen berufen, welche doch auch gute Kenner Niederlands waren und ihre Verbindung von Land- und Seeräuberei mit richtigem Instinkt gerade bis zur Bonner Windmühle erstreckten.

3. Crefeld. Cornelius de Greiff

Neuß versetzt uns ins Mittelalter; in Crefeld atmen wir die Luft der neueren Zeit. Die Stadt verdankt ihr Aufblühen seit dem siebzehnten Jahrhundert der religiösen Duldung und dem Gewerbfleiße, einem Geschwisterpaar, welches gar häufig Hand in Hand geht.

Crefeld gehörte zur Grafschaft Mörs, welche im Jahr 1600 an das Haus Oranien-Nassau fiel. Schon dadurch ward die Stadt Holland nahe gerückt; die Oranier übten als Grafen von Mörs jene Toleranz, welche sie als Erbstatthalter von Holland nachgerade üben gelernt hatten, Crefeld wurde eine Zufluchtsstätte der in Jülich und Berg verfolgten Reformierten, Mennoniten und Separatisten und erwuchs im siebzehnten Jahrhundert zu einem gewerbfleißigen Flecken, im achtzehnten unter preußischer Herrschaft zu einer Industriestadt von 6000, im neunzehnten von 50 000 Einwohnern.[1]). Aber nicht bloß durch das alte bunte Gemisch von

[1]) Neuerdings ist freilich nahezu Stillstand eingetreten in der Volkszunahme Crefelds. Im Jahr 1864 zählte die Stadt 53 412 Seelen, 1867 53 837, zeigte also nur eine Zunahme von $^5/_6$ Prozent, während das benachbarte Düsseldorf gleichzeitig um $30^1/_2$ Prozent gewachsen war. Das Stillestehen Crefelds hängt wohl mit der relativ geminderten Bedeutung seiner Industrie zusammen. (In dem Zeitraum, welcher zwischen der zweiten und dritten Auflage dieses Buches liegt, haben sich diese

anderswo unterdrückten religiösen Bekenntnissen erinnert Crefeld an holländische Städte, sondern auch durch den Umstand, daß das Gedeihen seiner Manufakturen, keineswegs von der Ortlichkeit begünstigt, nur durch den zähen Fleiß des Volkes der widerstrebenden Lage abgerungen werden konnte.

Die äußere Physiognomie Crefelds als Industriestadt sticht merklich ab von den Städten der benachbarten zwei großen Industrieviere zwischen Ruhr und Wupper auf dem rechten Rheinufer und zwischen Roer und Maas, an der belgischen Grenze, wo die Kohlenformation das Land charakterisiert, Kohlenstaub den Boden deckt, Kohlenrauch die Luft erfüllt, riesige Schlote und große konzentrierte Fabrikgebäude die Herrschaft der Dampfmaschine verkünden. Man erfülle sich mit diesen Eindrücken in dem wenige Meilen entfernten Essen und Ruhrort und fahre dann nach Crefeld herüber, um des Gegensatzes inne zu werden. Die Crefelder Seiden- und Samtweberei macht weder so viel Staub und Rauch, noch so viel Geräusch, sie bewahrte dem Ort das Gepräge einer alten Manufakturstadt, und während wir in jenen großen Fabrikplätzen bereits auf dem Sprunge nach Belgien stehen, werden wir in dem stillfleißigen reinlichen Crefeld nach Holland versetzt. Kleine und mittelgroße, zum Teil sehr elegante Familienhäuser erfüllen die Stadt, und ringsum schlingt sich ein weitgezogener Kranz von Gartenhäusern, Villen, Landwohnungen, zerstreuten Wirtschaftsgebäuden, dann aber auch von Bauernhäusern, in welchen der Webstuhl geht. Das Hausgewerbe ist hier noch mit der Industrie verwachsen und zerstreuet die Siedelungen.

Breit und regelmäßig ins Geviert gebaut mit den hellen, geradlinigen zum Verwechseln gleichförmigen Straßen, erscheint Crefeld als das niederrheinische Mannheim. Während jedoch bei Mannheim Fürstenlaune den Grundplan so symmetrisch nach Lineal und Zirkel entwarf und solchergestalt, wie man damals ausdrücklich sagte, die Stadt nach holländischer Art anlegte, ist die verwandte Gestalt Crefelds vielmehr durch die innere Ge-

---

Verhältnisse freilich bedeutend zu Gunsten des mächtig aufgeblühten Crefeld geändert, und die hier mitgeteilten Zahlen bieten nur noch historisches Interesse.)

ſchichte des Ortes und ſeine geographiſche Lage gerechtfertigt. Langweilig angelegt ſind beide Städte, allein wir ertragen weit eher jemanden, der von Natur als der aus Grundſatz langweilig iſt.

Am Oſtwall zu Crefeld erhebt ſich eine hohe Säule zum Gedächtnis eines berühmten Crefelder Bürgers neuerer Zeit, des Cornelius de Greiff (geb. 1781, geſt. 1863), der durch ſeine großartigen Stiftungen einen ſeltenen bürgerlichen Gemeinſinn bewährt hat. Die Säule mit glänzend poliertem Schaft iſt ſchmuck und modern elegant, die Alleen rechts und links ſind zwar noch klein und jung im Wuchs, aber wohlgepflegt und von netten Gartenbeeten umgeben, und dieſe Alleen werden dann wiederum von zwei langen Reihen anmutiger Familienhäuſer eingerahmt, welche mit ihren blinkenden Spiegelfenſtern und den glitzernden ſchwarzglaſierten Dachziegeln die höchſten Lichter auf das durchaus heitere Geſamtbild ſetzen. In ſolcher vernünftig geordneten, behäbig reinlichen und freundlichen Umgebung, in ſolcher Anmut der Proſa iſt das Denkmal eines wohltätigen reichen Bürgers der Gegenwart ohne Zweifel ganz an ſeinem Platze, und das Geſamtbild charakteriſiert den Mann, welchen die Säule ehren ſoll.

Und doch findet man ein noch bezeichnenderes Denkmal als jene ſchöne Säule am Oſtwall. In Form einer recht dilettantiſch gezeichneten Lithographie hängt es da und dort in den Häuſern unter Glas und Rahmen, als ein Bild, welches eigentlich für den Spaß zu trocken und für den Ernſt zu geſchmacklos iſt. Aber das Bild ſpricht. Wir ſehen da den unterſetzten Mann mit ſcharf geſchnittenem Profil, eine feſte, echt bürgerliche, wenn man will, ſpießbürgerliche Geſtalt im altmodiſchen Rocke, die Schirmkappe auf dem Kopf, den Regenſchirm unter dem Arm, die Zigarre in der Hand. Das iſt Herr de Greiff, wie er leibte und lebte, ſagen die Crefelder, ſo ging er durch die Straßen. Hinter ihm aber erhebt ſich eine Pyramide in ganz neuem Stil, aus unten großen, nach oben immer kleineren viereckigen Kaſten aufgebaut, und auf denſelben ſtehen ſeine ſämtlichen Stiftungen zu Gemeindezwecken derart verzeichnet, daß der unterſte Kaſten mit der breiten Grundlage eines Vermächtniſſes von 100 000 Talern anhebt, dann verjüngen ſich die Summen und Kaſten höher und immer höher,

bis die Spitze mit einer kleinen Schatulle von 1000 Talern abschließt. Dies kindlich kunstlose Gedenkblatt rührte mich mehr als die polierte Steinsäule auf dem Ostwall mit dem feingebildeten Erzkapitäl. Es gibt uns den nüchternen tätigen Bürger, den schlichten Mann voll Arbeitskraft, Wohlwollen und Gemeinsinn, und ich dachte, dieser Bürger möge zugleich ein echter Typus für den historischen Gesamtcharakter der ganzen Stadt sein.

Aber nicht bloß der Stadt, er ist auch weiter ein niederdeutscher Typus. Die oberdeutschen Reichsstädte hatten ähnliche in Reichtum und Wohltätigkeit großartige Gestalten, allein die gingen anders einher als der Crefelder mit seiner Schirmmütze. Und wenn ich nun vollends die ganze Mischung von Tatkraft, Nüchternheit, Gemeinsinn und naiver Geschmacklosigkeit zusammenfasse, wie sie aus dem lithographierten Bilde spricht, und den Tauf- und Familiennamen des Cornelius de Greiff dazu, so kann ich mich wiederum des Gedankens nicht erwehren, daß Crefeld eben auf dem Wege nach Holland liege.

4. Maasländisches Tuch und maasländische Holzschuhe

Crefeld ist eine neue Stadt, und auch seine Betriebsamkeit, obgleich altertümlicheren Gepräges als so manche Nachbarindustrie, an und für sich doch nicht vom ältesten Datum. Allein das ganze Land, in welchem wir hier wandern, unser nördliches Grenzgebiet zwischen Maas und Rhein, ist altes Industrieland. Es war schon im früheren Mittelalter ein Sitz weitberühmter Tuchwebereien, später auch bedeutender Leinwandmanufakturen und bildet in der Gewerbegeschichte gleichsam eine große industrielle Provinz mit Flandern und den angrenzenden holländischen Gebieten.

Dieser kulturhistorische Zusammenhang ist natürlich wiederum Wasser auf meine Mühle. Zur klaren Erkenntnis desselben ändern wir nur ein wenig unsern Beobachtungspunkt, indem wir uns von Crefeld um fünf Eisenbahnstationen vorwärts nach Goch versetzen und dann in Goch um fünf Jahrhunderte rückwärts ins Mittelalter. Dieses Goch, jetzt ein unbedeutender Ort, war damals ein ähnliches Zentrum für die Wollweberei zwischen Maas und Rhein wie heutzutage Crefeld für die Weberei in Samt und Seide.

Bekanntlich ſtehen die Frieſen als Tuchweber weit voran in der deutſchen Gewerbegeſchichte, der freie Frieſe wob für Kundſchaft und Handel ſchon zu einer Zeit, wo bei anderen deutſchen Stämmen nur erſt Frauen und Hörige für den nächſten Hausbedarf Gewebe bereiteten. Und dieſe Kunſt der Frieſen, im „Friestuch“ auch ſprachlich bezeugt, behauptete ſich durch lange Jahrhunderte. Von der Veluwe herüber, im ſüd- und weſtfrieſiſchen Lande am Rhein und Yſſel, verbreitete ſich die Wollarbeit auch in das fränkiſche Land zwiſchen Maas und Rhein, und da man beim älteſten Gewerbebetrieb jener Frieſen auch ſächſiſchen Einfluß annimmt, ſo kreuzt ſich ein frieſiſcher, ſächſiſcher und fränkiſcher Weg ſogar in der Tuchmanufaktur. Nur möge man dieſen frieſiſchen Weg nicht mit unſerem vorbeſchriebenen längs der deutſchen Nordſeeküſte verwechſeln, denn in den dortigen Marſchen wurde ſchwerlich viel Tuch fabriziert.

Im vierzehnten Jahrhundert blühte die Weberei in Gelderland; pannus mosanus, maasländiſches Tuch, nannte man damals das Gewebe, welches im gelderiſchen und cleveſchen Rhein-Maas-Dreieck verfertigt wurde; jetzt deutſche und holländiſche Städte, wie Emmerich und Arnheim, hatten ihre Weberſtraße, Goch, Geldern und Venlo ihre bedeutende Weberzunft, und ſelbſt auf den Dörfern ging damals der Webſtuhl ebenſo fleißig, wie er heutzutage in den Bauernhäuſern um Crefeld ſchlägt; lombardiſche Kaufleute ſaßen als Geldwechsler in Goch, und die weitgedehnten Heiden bei dieſem Orte wie auf dem ganzen rechten Maasufer bis über Nymwegen hinaus dienten als Schafweiden der Wollerzeugung.

Heutigen Tages ſind dieſe Heiden zumeiſt in Ackerland verwandelt, die Wollweberei von Goch nahm ab im ſechzehnten Jahrhundert und erſtarb im achtzehnten. Doch iſt das Gedächtnis des ruhmreichen Gewerbefleißes der Vorfahren dort noch immer nicht ganz erloſchen. Nach dem Zeugniſſe eines eifrigen Lokalforſchers, des Dr. Bergrath, der in den Annalen des niederrheiniſchen Geſchichtsvereines über das „Wüllenamt“ zu Goch geſchrieben hat, erinnern ſich noch einige alte Leute der letzten Tuchweber, und in ſcherzhaften Beinamen klingt das Andenken der alten Induſtriegröße auch weiter in der Umgegend nach: die

Gocher heißen im ganzen cleveſchen Lande heute noch Gochſche Weber, Gochſche Spulkinder und der Pfarrer von Goch der Weberpaſtor.

Aber ſelbſt das Erſterben der Wollweberei ſollte den induſtriellen Zuſammenhang des Landes mit Holland nicht ſofort und völlig löſen. Am Ausgange des ſechzehnten Jahrhunderts kam in Goch, wenn auch nur für kürzere Zeit, die Leineweberei in Schwung, ein Abſenker der berühmten holländiſchen Leineninduſtrie, und als der Dreißigjährige Krieg auch dieſen Betrieb lähmte, wanderten Leineweber, Bleicher und Leinwandhändler großenteils nach Haarlem.

Crefeld und Goch liegen an der Niers, alſo im Maasgebiete, und das „maasländiſche Tuch" führte uns gleichfalls an die Maas und weit maasabwärts, dann auch über die Waal durch die Betuwe und über den Rhein bis zur Veluwe. Als Münchener wurde ich in Crefeld aber auch noch durch ein anderes lebendiges Altertum an die Maas geführt und maasabwärts, ja noch viel weiter über ganz Holland und Belgien nach Nordfrankreich hinaus.

Im erſten Saale der Münchener Pinakothek hängt ein Bild Hans Schüleins. Es ſtellt den heiligen Servatius dar und zeigt linker Hand ein Wappenſchild mit drei Holzſchuhen, rechts eine Aufſchrift, in welcher der Heilige alſo ſpricht:

„Zu Lüttich den Glauben leret ich
Servatius, do warff man mich
Mit Holzſchuchen zutodt auff der fart,
Zu Mastric ich begraben wardt."

Ich ging eines Nachmittags durch die Straßen von Crefeld, als ſich eben eine ſtark bevölkerte Elementarſchule entleerte. Gleich einem Waſſerfall ſtürzte die Kinderſchar die inneren Treppen herab und zur Türe heraus, und polterte dann über das Straßenpflaſter mit hunderttönigem Geklapper, denn die Kinder trugen faſt alleſamt Holzſchuhe bis zu den Kleinſten, allerliebſte Miniaturholzſchuhe. Nun aber ging's an ein Wettlaufen und Balgen in der wimmelnden Schar, und die Knaben ſprangen und hüpften mit bewundernswerter Virtuoſität in ihren Holzſchuhen, faſt ſo gelenk wie unſere Tänzerinnen, wenn ſie ein niederländiſches Holz-

ſchuhballett tanzen. Einige Jungen vornehmeren Schlages trugen jedoch Lederſchuhe und gewannen's dadurch vor den anderen im Ringen und Laufen; es kam zum Streit: da zogen ein paar der entſchloſſenſten ihre Holzſchuhe aus, warfen ſie den Lederbeſchuhten zwiſchen die Beine, und die Holzſchuhe flogen herüber und hinüber und wurden geſchwungen als Geſchoß und Handwaffe. Es war eine prächtige Rauferei, zum Malen ſchön, und alte Niederländer haben wirklich zum öfteren eine Prügelei mit Holzſchuhen gemalt. Ich aber dachte nicht an Genremalerei, ſondern an Hans Schülein und den heiligen Servatius, welcher durch ſein Martyrium das Maasland zum klaſſiſchen Boden der Holzſchuhe gemacht hat: hier ſtand ich jetzt auf maasländiſchem Boden, Maſtricht und Lüttich ſind nicht weit entfernt, ich ſtand an der Schwelle des Niederlandes. Und in der Tat merkte ich nun erſt recht auf, wie der gemeine Mann, alt und jung, hier bereits Holzſchuhe trägt, hier „Klompen" genannt.

Holzſchuhe bezeichnen ein ebenes, feuchtes Land. In den Bergen kann man ſie nicht tragen, und im trockenen mittelrheiniſchen Flachland gehen die geringen Leute barfuß. Für rechtes Sumpfland taugen die Holzſchuhe aber auch nicht, man würde ſtecken bleiben, darum trägt der Bauer in den bayriſchen Moosflächen hohe Wadenſtiefel, und der kleine Knabe erſcheint durch ſeine hohen Stiefel dem Fremden dort ebenſo komiſch wie hier durch ſeine Diminutivholzſchuhe. Dann paſſen Holzſchuhe aber auch nicht für die fette, humusreiche Fruchtebene, der klebrige Boden würde ſie einem von den Füßen ziehen; alſo trägt auch der Ungar keine Holzſchuhe, ſondern Stiefel. Er trägt ſie anderſeits gleich dem Altbayern, weil er Pferdezüchter iſt und am liebſten reitet. Man ſieht, die Holzſchuhe gedeihen nur in einer ganz beſtimmten Art ebenen und waſſerreichen Landes und ſetzen obendrein ein gewiſſes Phlegma des Volkscharakters voraus, welches ſie dann ihrerſeits wieder fördern und erhalten. Am beſten paßt der Holzſchuh einem Schiffervolk, in ſandigem, waſſerreichem, aber kanaliſiertem Lande, und ſo verkündet ſein allgemeiner Gebrauch, daß wir bereits aus den Pforten des Binnenlandes getreten ſind. Wir ahnen im Holzſchuh die Meeresküſte.

Wer übrigens die fürs Gedeihen der Holzſchuhe bereits ſo

günſtige Bodenbeſchaffenheit Crefelds aus der Ferne näher kennen lernen will, dem empfehle ich das einſchlagende Blatt in v. Deckens trefflichem geognoſtiſchen Atlas des Rheinlands und Weſtfalens und dazu E. v. Schomburgs Monographie über die Schlacht von Crefeld. Hier beſiegte nämlich Herzog Ferdinand von Braunſchweig (am 23. Juli 1758) die Franzoſen unter Clermont dadurch, daß er einen Fehler gegen die Grundregeln der Strategie beging. „La plan du duc Ferdinand à la bataille de Crefeld est contre la règle," ſagte Napoleon auf St. Helena. Denn der Herzog teilte ſeine beiden Flügel dergeſtalt, daß ſich der Feind in den unverbundenen Zwiſchenraum hätte einſchieben können. Trotzdem ſiegte der Herzog, weil er einerſeits Charakter und Kampfweiſe des Gegners, dann aber auch die Bodenbeſchaffenheit bei ſeinem ſchulwidrigen Plan meiſterhaft in Rechnung brachte. Das Schlachtfeld beſtand zum Teil aus einer großen Heide, dann aber aus Kulturland, mit zahlreichen einzelnen Gehöften, die von Waſſergräben umzogen ſind, überhaupt aus einem Lande, welches durch Waſſerrinnen, Hecken, bewachſene Dämme, zerſtreute Wäldchen aufs bunteſte durchſchnitten wird, und durch Wege verbunden, die wegen der zur Seite laufenden tiefen Waſſergräben ein Ausweichen weder nach rechts noch links geſtatten. Ein herrliches Terrain für Holzſchuhe und für gewagte Manöver und kecke Handſtreiche. Und ſo war es denn auch gerade dieſer bei Neuß und Crefeld beginnende niederrheiniſch-holländiſche Übergangsboden, durch deſſen genaue Kenntnis und Benützung der Herzog einen theoretiſchen Fehler in den praktiſchen richtigen Griff verwandelte. Er hatte berechnet, daß die Crefelder Landſchaft bereits auf dem Wege nach Holland liegt.

5. Aus der deutſchen und holländiſchen Kirchengeſchichte (Kempen und Goch.)

Der Leſer wird ſchon bemerkt haben, daß ich zunächſt der Eiſenbahnlinie Köln-Cleve folge. Jede Station bietet hier ein neues Intereſſe, und doch fügen ſich dieſe zerſteuten, frembartigen Dinge wieder ganz von ſelbſt in unſeren Geſamtplan. In Neuß fanden wir politiſche Geſchichte, Kunſt- und Literaturgeſchichte,

in Crefeld Gewerbegeſchichte und Kriegsgeſchichte; in Kempen, nur anderthalb Meilen weiter nordwärts, erwartet uns Kirchengeſchichte — immer wieder im Zuſammenhange mit Holland.

Thomas Hemmerken, der Sohn eines Bauern und Gürtlers, ward im Jahre 1379 oder 80 zu Kempen geboren, der Verfaſſer der „Nachfolge Chriſti“. Der Vaterſtadt dankte er den Namen Thomas von Kempen, doch könnte man in tieferem Sinne ſagen, daß Kempen vielmehr dem Thomas ſeinen „Namen“ danke, indem er dieſe Stadt erſt namhaft gemacht hat vor aller Welt. Es gibt viele Männer, große und kleine Größen, welche von ihrem Heimatsorte den Namen gewannen, ſpäter aber in ihrem Namen dem Orte ſelbſt wieder einen rechten Namen gaben, nämlich einen bedeutſamen, weittragenden. Das Mittelalter und die Renaiſſance waren beſonders reich an ſolchen namengebenden Männern, weil ſich damals die Familiennamen vielfach erſt aus den Ortsnamen bildeten oder umbildeten — in ſeltſamem Wechſelſpiel, denn in der älteſten Zeit hatten ſich umgekehrt zahlloſe Ortsnamen aus Perſonennamen gebildet. Allein auch in der Gegenwart gibt es Männer, welche ſich wenigſtens einen Beinamen von ihrem Heimatsorte nahmen und dadurch den Ort ſelbſt erſt in aller Leute Mund brachten. Das iſt alſo eine ſehr lange und bunte Reihe von Perſönlichkeiten; denn ſie reicht von Fieſole und Thomas a Kempis und weiter her bis Schulze-Delitzſch und Hoffmann von Fallersleben. Nur daß letztere ſich nicht den Lokalnamen gaben, weil es an Familiennamen mangelte, ſondern weil deren ſo viele geworden ſind, daß ganze Maſſen derſelben gar kein Unterſcheidungszeichen mehr bieten.

Einen kleinen Tagemarſch nordweſtwärts von Kempen liegt Goch und einen Nachmittagsſpaziergang oſtwärts von Goch Calcar. Verbinden wir dieſe drei Punkte, ſo gibt es ein Dreieck, welches die Übergangsnatur unſeres Maas-Rheinwinkels in engem, aber ziemlich vollſtändigem Auszuge umſchließt. Dieſe drei Punkte ſind aber auch verbunden durch drei Männer, welche eng zuſammenhängend von ihnen die Namen trugen: Heinrich Eger von Calcar, Thomas von Kempen und Johannes von Goch. Heinrich von Calcar, ein halber Heiliger, leitete Thomas von Kempen auf jenen Weg der Askeſe und des beſchaulichen Lebens, wo er den

Beruf fand, das Volk (nach Haſes treffendem Worte) „aus der römiſchen Kirche in die Kirche des Herzens zu führen“. Johannes von Goch, der jüngſte von den dreien, gehört ſchon nicht mehr bloß wie Thomas zu den Männern der aufbauenden, ſondern auch der proteſtierenden Reform, und ſchreibt gar manchen Satz von der „chriſtlichen Freiheit“ und von den „vier Irrtümern“ des damaligen Kirchentums, den Luther könnte geſchrieben haben. Dieſe ganze vorbereitende kirchliche Bewegung aber hatte örtlich einen Ausgangspunkt und Zuſammenhalt am Niederrhein gefunden in den Häuſern der „Brüder vom gemeinſamen Leben“. Dieſe Brüderhäuſer verbreiteten ſich von den Niederlanden über das nördliche Deutſchland, und ſo finden wir in Goch ſchon ſeit 1365 einen Verein gemeinſam lebender Kleriker ähnlich dem Bruderhauſe zu Deventer, wie auch in den Städten Geldern und Goch eine Genoſſenſchaft der fratres lugentes, der niederländiſchen Lollharden, welche den Brüdern vom gemeinſamen Leben vorangegangen waren, und ein „Beginnenhof“ bei Kamp erinnert heute noch an die gleichfalls den Niederlanden entſprungenen Beghinen, welche ihrerſeits wieder den Lollharden zum Vorbild gedient hatten. Ortskundigere Forſcher werden ohne Zweifel noch viel mehr Punkte der örtlichen Erinnerung nachweiſen können, die uns hier den großen Zuſammenhang der religiöſen Bewegung von den Beghinen bis zu Johannes von Goch ſignaliſieren, zugleich aber das Auge fortwährend von unſerem deutſchen Maas-Rheinwinkel auf die heutigen Niederlande lenkend.

Thomas von Kempen blieb nicht in ſeinem rheiniſchen Geburtslande; er zog auf den Agnesberg bei Zwoll in Oberyſſel, wo er das ſtille, aber ſo weittragende Wirken ſeines ereignisloſen Lebens entfaltete. In Deutſchland ſtand ſeine Wiege, in Holland liegt ſein Grab. Ähnlich Johannes von Goch, welcher das Kloſter Tabor in Mecheln gegründet und dort die Arbeit ſeiner letzten vierundzwanzig Lebensjahre vollbracht hat. Wie darum Proteſtanten und Katholiken Anſpruch auf beide Männer erheben, ſo anderſeits auch Deutſche und Niederländer. Sie ſtehen im Übergange zweier Länder und zweier Konfeſſionen, und zwar derart, daß zu ihren Lebzeiten das Land noch gemeinſam deutſch war und die Kirche einheitlich, im Jahrhundert nach ihrem Tode

aber hier wie dort die Trennung eintrat, und nun die Nachkommen Doppelansprüche auf diese Männer erheben, welche die Zeitgenossen nicht geahnt haben. Holländische und deutsche Schriftsteller teilen sich namentlich in die moderne Spezialliteratur über Thomas von Kempen. Insofern Thomas aber der erste Biograph des Gerhard Groot war und der Chronist des holländischen Stammbruderhauses zu Windesheim, gibt er selber uns einen Wink, wie die gegenseitigen Ansprüche Deutschlands und Hollands in den Tatsachen bereits geschildert seien. Gerhard Groot, der berühmte Bürgermeistersohn von Deventer, gab uns die still reformierenden Brüder vom gemeinsamen Leben, dafür gaben wir Holland den Thomas von Kempen, der in der Lebensluft dieser Bruderschaften die Stellung als deutscher Mystiker gewann, welche ihn vor allen auszeichnet. Denn tiefer, phantasiegewaltiger und reicher im Geiste waren je nach ihrer Art die älteren Mystiker Eckard, Tauler, Ruysbroek, Suso, aber an volkstümlich praktischer, weittragender Wirkenskraft überragt sie alle doch Thomas von Kempen.

Wie über die Landsmannschaft des Thomas, so hat man auch über die Autorschaft seines berühmtesten Buches, der „Nachfolge Christi", gestritten und zuletzt gar zwei Thomas von Kempen entdecken wollen, wobei es sich dann fragte, welcher von beiden eigentlich der Rechte sei und jenes Buch geschrieben habe? Die Kemper aber meinen, das sei ihnen ganz gleichgültig, denn da beide von Kempen, so habe ihre Stadt doch jedenfalls den Rechten geboren.

Örtliche Erinnerungen an Thomas und Johannes haben sich weder in Kempen noch in Goch erhalten. Das begreift sich leicht bei Männern der stillen Geistesarbeit, vorab im Mittelalter, wo die Kluft zwischen Volksbildung und wissenschaftlicher Bildung viel breiter war als heutzutage. Doch gehörte wenigstens Thomas von Kempen zu den Männern, welche diese Kluft zu überbrücken begannen, auch hierin ein Vorbote Luthers. Und eben dadurch ward die ganze Stadt Kempen, welcher er einen Weltnamen schuf, wiederum zum örtlichen Erinnerungsmale seines Namens. Auf Johannes von Goch deutet nur noch eine längst verhallte, aus den Akten neuerdings wieder ans Licht gezogene Über-

lieferung in seiner Geburtsstadt. Noch im Jahre 1517 hieß ein Haus „Pupperserff", Puppers Erbe (Erff holländisch = Erbe) nach seinem Namen, welcher ursprünglich Pupper oder richtiger Capupper lautete. Jener Hausname verschwand aber auch bald wieder, denn die Familie, wohlhabende und angesehene Leute, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in dem gewerbfleißigen Städtchen eingewandert, soll gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bereits wieder von dort hinweggezogen sein. Jetzt kann man die Stätte nicht mehr finden, wo Pupperserff gestanden hat.

6. Boden und Landschaft bei Geldern

Zwischen Kempen und Goch liegt die Stadt Geldern, der Stammsitz der einst so mächtigen Herzöge, die namengebende Stadt für eine jetzt zum größeren Teile holländische, zum kleineren deutsche Provinz.

Man erwartet demnach wohl auch architektonische Denkmale, Trümmerzeichen des alten Dynastenhauses der Grafen und Herzöge von Geldern zu finden, welche bis 1843 hier residierten. Allein darin täuscht man sich, es müßte denn jemand, wie es anfangs meinem ungeübten oberdeutschen Auge erging, das Mauerwerk der verlassenen großen Windmühle an der Wallpromenade für einen turmartigen Überrest des mittelalterlichen Gelderns halten. Das bedeutendste historische Denkmal der Stadt ist ohne Zweifel ihr Name. Lediglich um ihres Namens und der damit verknüpften alten Geschichte willen dürfen die Holländer es bedauern, daß die unscheinbare Stadt Geldern jetzt innerhalb der deutschen Grenzen liegt. Die Einwohner sprechen übrigens diesen Namen noch nach der holländischen Schreibart „Geldre", wie man hierzuland auch nicht Cleve, sondern „Kleef" spricht, und nicht Xanten, sondern Santen (Sanctum bei Widukind II, 17, Santen im Nibelungenliede), ganz wie es die Holländer schreiben.

Für den Mangel denkwürdiger Trümmer entschädigt jedoch angesichts unseres Wanderzieles die moderne Physiognomie der Stadt und der Charakter der umgebenden Landschaft; denn beide zeigen unverkennbar, daß wir Holland um ein gutes Stück näher gerückt sind.

176995A

Geldern ist eine nüchterne Landschaft mit breiten, stillen Straßen und kleinen Häusern, die größtenteils zu sauber sind, um von Armut zu zeugen, und zu beschränkt, um Reichtum zu verraten, zu altmodisch, um elegant zu sein, und zu neu, um irgend malerisch anzusprechen. Also ein vollkommenes Bild der Prosa und des Mittelmaßes. Die gotische Hallenkirche aus Backstein mit auffallend breiten Seitenschiffen, doch stattlicher Perspektive des Innern, zeigt bereits nächste Verwandtschaft mit den holländischen Architekturen. Sie setzt wenigstens einen bestimmten Drucker auf den blassen niederrheinisch-niederländischen Lokalton der inneren Ansicht der Stadt.

Aber noch klarer wirkt in diesem Betracht die Staffage, welche wir am Sonntag vor der Kirche erblicken. Es sind da bunte Gruppen von Landleuten versammelt. Scharf und bedachtsam prüfen sie die augenfällig seltene Erscheinung des Reisenden von Kopf zu Fuß, doch niemand redet ihn an. Der Gelderländer ist neugierig mit den Augen, nicht mit dem Munde. Er erscheint uns schweigsam, schwer beweglich; dem noch viel gemesseneren Holländer dagegen gilt er für lebendig. Wie Gestalten aus vergangener Zeit rauschen die Frauen an uns vorüber in schwarzen Kleidern von schwerem Seidenstoff, geziert mit mancherlei Goldschmuck und vorab mit einem goldenen Kreuze auf der Brust, und die rotwangigen Gesichter schauen aus breiten blütenweißen Sonntagshauben, hinten mit Spitzen besetzt, welche die Nähe Brabants verkünden, und die schönsten dieser Hauben sollen wirklich Brabant gesehen haben und mit sieben Talern nicht zu teuer bezahlt sein. Leider fehlen neben diesen Frauengestalten die bedächtigen, schwarzbemäntelten Männer „mit weißen Halskrausen und Ehrenketten und langen Degen und langen Gesichtern", sonst würden wir ganz in jene Vision einer altniederländischen Stadt versetzt, wie sie Heine in seinem „Seegespenst" gemalt hat. Allein wie die Frauen überhaupt treuer sind als die Männer, so haben auch bloß die Bäuerinnen von preußisch Gelderland Kostümtreue bewahrt, die Bauern sind neumodisch geworden.

Ich sage preußisch Geldern, ich könnte ebensogut österreichisch oder spanisch Geldern sagen, und die goldenen Kreuze am Halse

der Frauen reden heute noch von der alten spanischen Zeit. Volkstrachten haben, abgesehen vom malerischen Reize, meist nur tiefere Bedeutung als Wahrzeichen des sozialen Volkscharakters; selten erinnern sie an die politischen Schicksale des Landes. Dies ist hier der Fall. Die Tracht dieser geldrischen Frauen ragt fremdartig in das preußische Rheinland; indem wir aber ihrem zeitlichen und örtlichen Ursprunge nachdenken, zieht jenes großartige Wechselspiel der Gebietsherrschaft an unserem Geiste vorüber, welchem diese Gegend zwischen Maas und Rhein im Laufe der Jahrhunderte preisgegeben war. Es ist ein Wechselspiel ohnegleichen. Manche kleine Länder haben vielleicht noch öfter ihre Herren gewechselt, allein ich kenne kein deutsches Land, das so fremdartigen und verschiedenen Herren unterworfen und von einer europäischen Macht zur anderen, von einem nationalen Zentrum zum anderen hin und her gezerrt worden wäre. Lothringisch, unter eigenen Dynasten, burgundisch, österreichisch, niederländisch, spanisch, französisch, preußisch, mußte Obergeldern seine Hauptstadt in Madrid, Brüssel, Wien, Paris, Berlin suchen, immer eine Grenzprovinz, lag es bald an der Ost-, bald an der Westgrenze eines großen Staates, und ist doch immer gut deutsch geblieben.

Als Stammsitz der Herzöge von Geldern führt uns die unbedeutende Stadt mit dem berühmten Namen in jenen mittleren Strich der Niederlande, wo das Feudalwesen überwucherte und unter dem Einflusse der Ritter und Herren weder ein altdeutsch selbständiges Bauerntum sich behaupten konnte, wie im friesischen Norden, noch ein großartiges Städteleben aufkam, wie im belgischen Süden. Es ist darum ein neckisches Spiel der Geschichte, daß heute in der preußischen Stadt Geldern die Alleen auf den niedergelegten mittelalterlichen Wällen mit Plakaten versehen sind, auf welchen ein Graf aus einem alten westfälischen Geschlechte als Bürgermeister von Geldern die Anlagen dem Schutze des Publikums empfiehlt.

Diese Anlagen überraschen uns aber auch in anderer Weise: durch eine stattliche Allee hochschüssiger Buchen. Im inneren Deutschland ist die Buche als regelrechter Alleebaum unerhört; nur im feuchten Niederungslande mag der harte, eigensinnige

Waldbaum zu ſo gleichmäßig ſchlanken Stämmen mit oben breit ſchattendem Laubdach nach Pfahl und Schnur herangezogen werden.

Noch lebendiger zeigt ſich dieſer Charakter des Waſſerlandes bei einem Gange vor die Stadt. Gärten, von kleinen Waſſergräben rings umrahmt, mit Portalen und Schattengängen von barock verſchnittenem Taxus geſchmückt, verraten bereits die Nähe Hollands. Hinter den Gärten beginnen friſche Wieſen, und am jenſeitigen Wieſenſaume lockt ein hoher Eichwald. Wir eilen hinüber, um dort im Schatten zu lagern, aber am Rande angelangt, entdecken wir erſt, daß auch der Wald rings von einem breiten Waſſergraben umzogen wird; wir gewahren eine kleine, höchſt zierliche Brücke, allein ſie iſt durch eine ebenſo zierliche Gattertüre abgeſperrt, und daneben ſteht eine Tafel mit der Aufſchrift „Privatweg“. Ein Gärtner, welcher eben den Waldpfad mit dem Rechen bearbeitet, erlaubt uns übrigens einzutreten. Das Innere des Wäldchens iſt wieder von zahlreichen kleineren Waſſergräben rechtwinklig durchſchnitten, ſo daß wir uns ſtreng auf dem ſauberen Wege halten müſſen; wir ſuchen vergebens den Wald im Walde, denn zum Wald gehören nicht bloß Bäume, ſondern vor allen Dingen auch Wildnis und Freiheit. Zwar gibt es auch noch wirklichen Wald an dieſer deutſch-holländiſchen Grenze, aber er kommt nur da, wo Bodenplaſtik und Landſchaftscharakter ausnahmsweiſe einmal nicht holländiſch ſind, und gerade das Flachland an der Niers zeichnet ſich aus durch ſein herrliches Grün und ſeine großen Baumgruppen, welche täuſchende Kuliſſen eines Waldes, aber keinen wirklichen Wald bilden. Gar oft winkt von fernher ſolch ſcheinbarer Wald, kommt man aber näher, ſo iſt es nur eine Zeile dicht verwachſener Bäume längs eines Kanals, und ſucht man Raſt in ihrem Schatten, ſo fällt derſelbe ganz gewiß jenſeit des Waſſers. Setzte ich mich doch bei Kevelaer, nachdem ich lange von Baumgruppe zu Baumgruppe gegangen und immer wieder in der eben bezeichneten Weiſe getäuſcht worden war, zuletzt derart am Waſſerrande nieder, daß ich Schuhe und Strümpfe auszog und die Füße ins Waſſer hängen ließ, weil ich einzig in dieſer Stellung ein ordentliches Stück Schatten genießen und das Kevelaerer Wallfahrtsbüchlein, welches ich mir zur Nachmittagslektüre in

die Taſche geſteckt, mit Behagen ſtudieren konnte. Erſt weiter weſtwärts gegen das Heideland zur Maas hinüber gab es wieder trockenen Schatten.

Wald- und ſchattenloſes Land verdrießt den echten Fußgänger nicht, aber durch ein waldgrünes Land zu wandern, welches mehrenteils nur den täuſchenden Schein von Waldesfreiheit und Waldesſchatten bietet, das iſt verdrießlich. Früher war es auch in dieſen Niederungen anders, ſie beſaßen großen echten Wald: allein die Zeit iſt längſt vorbei, wo (im 13. Jahrhundert) auf einem Hofe bei Crefeld noch die Pflicht laſtete, daß der Bauer alljährlich zum Domkirchweihfeſt nach Köln eine Kuh und ein Wildſchwein liefern mußte, und wenn man jetzt etwa in Crefeld oder Geldern einen Rehbraten ißt, ſo ſtammt er aus dem Reichswalde bei Cleve, das heißt aus jenem Hügellande, wo die Gegend zum Schluſſe noch einmal mitteldeutſch wird und echten Wald gewinnt.

Das ſtädtereiche rheiniſche Holland iſt ein Land des ausgeteilteſten Privateigentums. Wer gleich mir die unbegrenzte Wegfreiheit des bayeriſchen Hochgebirges gewöhnt iſt, wo Wald und Wieſe und Feld, ja ſelbſt der Durchgang durch Hof und Garten dem Fuße des Wanderers offen liegt und die Schonung fremden Eigentums zunächſt dem allgemeinen Billigkeitsgefühle anheimgegeben bleibt, dem ſchmeckt es freilich ſchlecht, ſich überall auf einen Weg gebannt zu ſehen, ja nicht einmal jeden Weg gehen zu dürfen. Zwar ſteigt die Zone der Flurſchützen und Feldwächter hoch nach Süden hinauf, denn ſie beginnt überall da, wo Obſt- und Weinkultur herrſcht und intenſiver, wohl gar gartenmäßiger Feldbau und Stallfütterung. Wo man dagegen überwiegend Wieſenland mit Weidevieh ſieht, da erwartet der denkende Menſch Wegfreiheit und wenige oder gar keine Flurſchützen. Allein wenn zahlreiche Verkehrslinien ſolches Weideland kreuzen und das Privateigentum an Grund und Boden ſeit alter Zeit ſcharf ausgemeſſen war, dann ſchwindet der freie Weg auch bei Wald und Wieſe.

Dem gemeſſenen Wege des Menſchen entſpricht der gemeſſene Weg des Viehes in unſerem Grenzſtrich. Wer mit dem flüchtigen Dampfwagen durch die Landſchaft fährt, der ſieht hier ſchon

überall frei weidende Kühe, prächtige Tiere von bunten Farben, rechte Holländerkühe. Aber bei langſamerem Gang entſchwindet dem genauer betrachtenden Auge ein gut Stück ihrer Freiheit. Nicht nur, daß die Wieſen durch Hecken und Gräben begrenzt ſind, auch auf engere Bezirke iſt das Weidevieh wiederum durch geſpannte Drähte abgeſperrt. Darum trägt es auch keine Glocken, denn wenn ſich die Kuh nicht verlaufen darf, dann braucht ſie auch nicht zu läuten. (Dagegen läuten die Fuhrmannspferde hier zu Land.) Von jener Romantik unſeres Hochgebirges, wo man Nachts mitten auf offener Landſtraße wider ein paar ſchlafende Pferde prallen kann, oder auf gangbarſtem Fußſteige plötzlich in Zwieſprach mit einem einſam luſtwandelnden Stier gerät, der brummend ſeinen dicken Kopf ſchüttelt, indem er uns den ſchmalen Weg vertritt, — von ſolcher Romantik habe ich hier keine Spur gefunden. Graſten einzelne Kühe ja an der Landſtraße, dann ſah ich ſie am langen Strick gehalten, der wohl um ſo feſter ſein mußte, da der Führer in Holzſchuhen zu nicht ganz gleichem Wettlauf gerüſtet geweſen wäre. Ich dachte dabei unwillkürlich an die ſinnreiche Methode, die mein Hauswirt in Brunnbüchel bei Kreut einſchlägt, um ſeine in den weiten Wäldern verlaufenen Kühe möglichſt raſch wieder aufzuſpüren. Er wartet ab, bis wenigſtens eine Kuh von ſelbſt wieder heimkommt, jagt ſie dann ſofort wieder in den Wald zurück, und ſchreitet ſpähend und horchend hinter ihr drein, denn er weiß ſicher, daß ſie ihm zeigen wird, in welcher Wildnis auch die übrigen zu finden ſind. Dieſe Wegfreiheit ſogar fürs liebe Vieh eröffnet uns eine weite kulturgeſchichtliche Perſpektive. Sie iſt nur denkbar, wo es keinen nennenswerten Feldbau mehr gibt und der Holzwuchs auch des üppigſten Waldes nur äußerſt karg rentiert; ferner ſetzt ſie voraus entweder weit verſtreute Hofſiedlungen oder bei kleineren Weilergruppen eine eigentümliche Gütergemeinſchaft, welche in einzelnen Fällen noch darin beſteht, daß Wald- und Weideland Gemeingut des Weilers iſt, ein Beſitzunterſchied aber doch derart ſich abſtuft, daß der größere Bauer mehr Vieh, der kleinere weniger zu halten berechtigt iſt. Das kann dann weiden wo es will, und Morgens und Abends kommt es zum Melken pflichtlich ſchon von ſelbſt ans Haus. Ja ſein

Erſcheinen iſt oft der einzige regelmäßige Zeitmeſſer des primitiven Hirtenvolkes.

Der wirtſchaftsgeſchichtliche Gegenſatz zwiſchen den weidenden Kühen Hollands und des Niederrheines und anderſeits unſerer inneren Alpentäler lockt aber auch zu einer kunſtgeſchichtlichen Parallele. Die alten Holländer malten das Vieh meiſt in der Ruhe oder doch nur in läſſiger Bewegung; die neueren ſchweizeriſchen und oberdeutſchen Tiermaler hingegen ſtellen es mit Vorliebe in der Leidenſchaft, oder auch im grotesken Spiel, in ſeiner humoriſtiſchen Tölpelei dar, ſie charakteriſieren und dramatiſieren, während jene mehr ruhige Stimmung gaben. Dieſer Grundunterſchied erklärt ſich meines Erachtens nicht bloß daraus, daß der Oberdeutſche bewegterer Natur iſt als der Niederländer, und darum geneigter, das Bewegte zu geſtalten, und daß anderſeits die moderne Kunſt überhaupt affektvoller geworden iſt. Der Münchener Maler hat das Tier in ſeiner Freiheit zum Vorbilde, der Niederländer das Tier, welches gleich ſeinem ganzen Land von Schranken und Grenzwehren umſtellt iſt, innerhalb derſelben aber durch den täuſchenden Schein behaglicher Freiheit anmutet.

Mächtiger vielleicht wirkt aber noch ein anderes Verhältnis des Tieres zur Landſchaft. Auf der weiten ebenen Wieſenfläche Hollands heben ſich die ſcheckigen Kühe als der einzige plaſtiſche Gegenſtand ab, der Form und mannigfaltiges Kolorit in die einförmige Szenerie verwebt, ſie erſcheinen in ihrem trägen Behagen ſelber wie ein landſchaftliches Naturgebilde, erfüllen ſchon in ihrer Ruhe höchſt bedeutſam den Vorder- und Mittelgrund und machen eine ſolche Wieſenlandſchaft überhaupt erſt malenswert. Es ruht die Gegend mit dem Vieh. In den Alpen dagegen iſt ſelbſt bei dem fragmentariſchen Hintergrund eines Viehſtückes die Natur ſo gewaltig und reich in Form und Farbe, daß ſie das Vieh erdrücken würde, wenn man es bloß in ſeinem paſſiven Daſein als einen Teil der Landſchaft behandelte. Berg und Wieſe und Wald haben da für ſich ſchon dramatiſche Bewegung, und die Tiere treten erſt kräftig und harmoniſch hervor, wenn der Künſtler auch ſie in ſelbſtändige Handlung ſetzt und durch den Reiz pſychologiſcher Effekte dem landſchaftlichen Aufbau überordnet.

7. Drei Wunder von Kevelaer

Jeder gebildete Deutſche kennt die Wallfahrt nach Kevelaer — aus Heines Gedichten. Von Kevelaer ſelbſt erfährt er dort freilich nichts. Denn obgleich Heine gar wohl die Kunſt verſtand, in drei Zeilen eine Örtlichkeit zu zeichnen und Lokaltöne aufzuſetzen, ſo hat er es diesmal doch verſchmäht, und die rührende Geſchichte, welche er von ſeiner Wallfahrt erzählt, könnte ebenſogut bei jedem anderen Gnadenbilde ſpielen als bei der Muttergottes von Kevelaer. Es führt aber dieſe Madonna einen unterſcheidenden Namen vor anderen Madonnen, ſie heißt die Tröſterin der Betrübten, „Consolatrix afflictorum“, wie an ihrer Kapelle zu leſen ſteht, und ſo gehört denn Heines Geſchichte doch eben gerade nach Kevelaer: die consolatrix afflictorum war es, welche dem Jüngling die Hand aufs kranke Herz legte, um es zu heilen — durch den Frieden des Todes.

Übrigens iſt Kevelaer auch ohne Heines Verſe einer der merkwürdigſten deutſchen Wallfahrtsorte, und ich rechne es zu meinem beſonderen Reiſeglück, daß mir's vergönnt war, einen ganzen ſchönen Auguſtſonntag dort zu verweilen, als gerade die Wallfahrer zu Tauſenden von allen Seiten zuſammenſtrömten.

Kevelaer hat eine Kapelle, vier Kirchen und beiläufig dreitauſend Einwohner. Ich ſetze gegen alle geographiſche Regel die Kirchen vor die Einwohner und die Kapelle vor die Kirchen; denn ohne die Kapelle wären weder ſo viele Kirchen da noch ſo viele Einwohner, und Kevelaer wäre ein ganz obſkures kleines Dorf. Dieſe ſechseckige Kapelle ſtehet aber mitten im Orte auf einem mäßig großen freien Platze. Hier und in den nächſtliegenden Straßen ſammelt ſich das ganze wogende Menſchengewimmel.

Es war ein prächtiger Anblick. Der Platz von hohen, ſchlanken Bäumen überſchattet, deren Wipfel in den wolkenloſen Himmel ragten, rechts im Vordergrunde die große gotiſche Wallfahrtskirche, ein ſchöner dreiſchiffiger Neubau, daneben die Beichthalle und das Gebäude des Oratoriums mit der ſinnigen Auf-

ſchrift: Christo peregrinanti in terris, links die alte Pfarrkirche, in der Mitte die Gnadenkapelle, im Hintergrund eine Reihe ſchmaler kleiner Giebelhäuſer, echt holländiſch mit den lebhafteſten Farben gemalt, dann im Vordergrunde verſtreut Buden mit Heiligenbildchen, Roſenkränzen, Wallfahrtsbüchlein und allerlei anderer bunter Ware — und nun der ganze Raum erfüllt von Andächtigen, die zu Hunderten betend auf den Knieen liegen oder in großen Chören ſingen, zu den Kirchen aus und ein ſtrömen, und ſelbſt im äußeren Ring des Platzes langſam, gemeſſen, faſt lautlos durcheinanderwogen. Das ganze formenreiche Bild belebt ſich dazu durch eine wahre Pracht derb kontraſtierender Farben, wie ſie kein Maler ſchöner und geſättigter zuſammendichten kann: die grünen Bäume, der blaue Himmel, der lichte Steinton der neuen Kirche, der dunkle, geſchwärzte der alten, die heiteren Farben der Wohnhäuſer, und dazu die bewegte Menge, faſt ganz in Schwarz gekleidet, vorab die Frauen im glänzend ſchwarzen Seidenkleid, von welchem ſich mancherlei Goldſchmuck und die weißen breiten Brabanter Hauben wundervoll abheben.

Weit auffallender als die grellen Farbengegenſätze hier an der Schwelle der Niederlande, wo ſonſt Landſchaft und Staffage vielmehr in abgedämpfte Mitteltinten getaucht iſt, erſcheint dem Süddeutſchen jedoch ein anderer Kontraſt: daß eine ſo gedrängte Menſchenmaſſe ſo ſtill ſein kann und daß die Straßen ſo vollgepfropft von Menſchen ſind und die Wirtshäuſer ſo leer. Ich ging aus dem Gewühl der Kirchen und Straßen in das beſte Gaſthaus zum Mittagstiſch: dort war es ſo leer wie anderswo in der Kirche bei einer Nachmittagspredigt. Wir ſetzten uns etwa zu Zwölfen zur Tafel, der Wirt und die Wirtin führten patriarchaliſch den Vorſitz, ein kleines Töchterchen ſervierte, jeder ſprach im ſtillen ſein Tiſchgebet; die meiſten Anweſenden waren Wallfahrer. Man hatte durchaus den Eindruck, als ob man in einer ehrbaren Bürgerfamilie vom guten alten Schlag zu Gaſte ſei. In den geringeren Wirtshäuſern ging es wohl etwas lebhafter zu; allein auch dort waren auffallend wenige Leute im Vergleich mit dem Menſchenſtrom, welcher vor den Fenſtern auf und ab flutete. Ich dachte an *manche* oberdeutſche Wallfahrt,

wo es mit zur Würze des Tages gehört, daß man im erdrückenden Knäuel der durstigen Andächtigen eine halbe Stunde lang um einen Krug Bier oder eine Wurst kämpfen muß; in der Kirche wird das Adagio gespielt und nebenan im Wirtshause folgt dann das Menuett wie in einer richtigen Symphonie, heller volksfestlicher Jubel mit Trinkgelagen und Kegelpartien; am Morgen zerschlagene Herzen und am Abend zerschlagene Köpfe. Und endlich des Nachts das gemeinsame Übernachten halber Gemeinden, Mann und Weib, in Scheunen und eigens aufgebauten Bretterhütten, wo die malerische Konfusion zuzeiten auch in etwas moralische Konfusion übergehen soll. Ich sage, das kommt bei oberdeutschen Wallfahrten manchmal vor und verwahre mich dagegen, daß man mir dieses „manchmal" für „immer" lese, denn man kann heutzutage nicht deutlich genug schreiben. Die Regel bleibt aber doch der heitere volksfestliche Charakter, welcher sich im Süden mit dem asketischen Werke der Wallfahrten verbindet. Das ist nun in Kevelaer ganz anders, wie uns auch im dortigen Wallfahrtsbüchlein gedruckt versichert wird. Große Prozessionen kommen und gehen, ohne im Orte weiter einzukehren, sie bringen ihren Proviant selber mit, und den Zug beschließen mit Linnen gedeckte Wagen, in welchen die Müden unterschlupfen können. Längs der Wände des Schiffes der neuen gotischen Kirche aber hat man umlaufende Bänke angebracht: dort rasten Nachmittags Hunderte von Wanderern beschaulich in langen Reihen, und diese stille Rast in der schweigenden Kirche kam mir fast frommer vor als das laute Singen und Beten draußen unter den Bäumen vor der Kapelle.

Es ruhet ein puritanischer Geist auf der Wallfahrt von Kevelaer, und der lautlose Ernst der gläubigen Menge erinnert uns, daß wir hier schon auf dem Boden der ehemaligen spanischen Niederlande stehen, während uns das tirolische und südbayerische Wallfahrtsgetümmel gar leicht über die Berge in das benachbarte Italien entrückt.

Jene echt niederdeutsche gemessene Haltung des Volkes bei einer katholischen Wallfahrt war für mich das erste Wunder von Kevelaer.

Das zweite fand ich in der Geschichte des Gnadenbildes

ſelber. Die Muttergottes von Kevelaer entſtammt dem Dreißigjährigen Kriege. Sie iſt nichts weiter als ein Papierblatt mit der Abbildung der Muttergottes von Luxemburg, welches ein heſſiſcher Soldat im Jahre 1642 von dort herüber gebracht hatte. Urſprünglich auf eine Holztafel geklebt, wurde das Bild ſpäter mit einem vergoldeten Silberrahmen und anderem koſtbarem Schmuck umgeben. Allein obgleich das Wunderbild von ſo gar unſcheinbarem Stoffe, ja nur die Kopie eines anderen war, und obgleich die Kriegsfurie das kleine Kevelaer erſt 1635 erſchrecklich heimgeſucht und noch im vorgedachten Jahre 1642 ſelber in nächſter Nähe (Schlacht bei Kempen am 7. Januar) getobt hatte, ſo ſtrömten doch alsbald Tauſende von Gläubigen herbei und der Zulauf der Pilger wuchs dergeſtalt raſch, daß ſchon am 22. Oktober 1643 der Grundſtein zu der jetzigen großen Kapelle gelegt werden konnte und ſchon 1646 Oratorherren von Mecheln hieher zogen, um die Wallfahrt zu leiten und ſich dauernd in Kevelaer anzuſiedeln. Solch raſches Aufblühen in ſolcher Zeit erſcheint mir eigentlich als das merkwürdigſte Wunder des Bildes und gibt zugleich einen höchſt bedeutſamen Wink für die Charakteriſtik des Volkes dieſer Gegend.

Wie die Muttergottes ſelber aus Luxemburg herübergebracht wurde, ſo ſcheint im erſten Jahrhundert auch die größere Schar der Pilger aus dem heutigen Holland gekommen zu ſein, in der Liſte der älteren Mirakel finden ſich viele holländiſche Namen, und die Wallfahrtsbüchlein ſind von 1647 bis zur franzöſiſchen Revolution ſämtlich in holländiſcher Sprache verfaßt; obgleich Kevelaer doch ſchon ſeit 1713 politiſch zu Preußen gehörte. Allein kirchlich gehörte es zum Bistum Roermonde (jetzt zu Münſter), und auch heutigen Tages ziehen noch immer zahlreiche Wallfahrer aus dem benachbarten Brabant und aus holländiſch Geldern nach Kevelaer, es wird ab und zu holländiſch gepredigt und das auf einige Beichtſtühle mit Kreide geſchriebene Wort „hollandsch“ erinnert uns, wie nahe wir bereits der Grenze gekommen ſind.

Das dritte Wunder von Kevelaer iſt ein politiſches und kann weit ſicherer rationell erklärt werden als die kirchlichen. Kevelaer fiel durch den Utrechter Frieden 1713 an Preußen, und

im sechsten Friedensartikel ist den Bewohnern des ehemaligen Oberquartiers Geldern die katholische Religionsübung samt den öffentlichen Prozessionen und Wallfahrten nach althergebrachter Weise ausdrücklich gewährleistet. Als nun im Jahre 1714 König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in dieses neuerworbene Gebiet und auch nach Kevelaer kam, ließ er sich eine Schachtel voll Rosenkränze schenken, betrachtete dann die großen zum Opfern bestimmten Kerzen und wählte die größte für sich selber aus, um sie darzubringen und, wie er vor vielen Hundert Menschen sagte, „anzünden zu lassen zu Ehren der seligen Mutter Gottes". Dann forderte er den erstaunten Superior der Oratorherren auf, sich eine Gnade zu erbitten. Derselbe bat zunächst um Schutz für Kevelaers kirchliche Privilegien, worauf der König sprach: „Protegam, fovebo, manutenebo!" Das war preußische Realpolitik, und wo es galt, in einem neuerworbenen Lande festen Fuß zu fassen, da opferte der reformierte Fürst die größte Kerze zu Ehren eines wundertätigen Muttergottesbildes, dachte aber bei den lakonischen drei Worten neben den Privilegien von Kevelaer ohne Zweifel auch in anderem Sinne an ganz preußisch Geldern und an seinen neuen Besitz des Landes: protegam, fovebo, *manutenebo!*

Im Jahre 1738 kam derselbe König noch einmal nach Kevelaer, begleitet von dem Kronprinzen (Friedrich II.); damals nahm er nur einige Dutzend Rosenkränze und Gebetbücher mit zum Geschenk für seine Lieblinge, für lange Soldaten, natürlich katholischen Glaubens. Als im 19. Jahrhunderte wiederum ein künftiger König von Preußen, der Kronprinz Friedrich Wilhelm (1833) Kevelaer besuchte, opferte er keine Kerze mehr, sondern betrachtete nur das Gnadenbild, die Kerzen und das Wappen seines Ahnherren, und erwies sich, wie der Bericht lautet, „sehr freundlich und wohlwollend". Politische Mirakel waren damals in der Tat nicht mehr nötig, preußisch Geldern gehörte bereits zu den „älteren Provinzen".

Merkwürdigerweise gehen auch die im Wallfahrtsbüchlein (von 1858) verzeichneten kirchlichen Wunder des Bildes genau nur bis zur französischen Revolution. Der Verfasser, Pfarrer Krickelberg, erklärt uns dies dadurch, daß bis 1788 nun eben

Wunder genug beglaubigt worden ſeien, und daß derjenige ſelbſt wunderlich ſei, der noch weitere Wunder fordere. Es ſcheint alſo eine Ökonomie der Übernatur zu geben, ähnlich wie eine Ökonomie der Natur, welche, wie bekannt, ja auch nichts Überflüſſiges macht. Demgemäß wurde dann auch die preußiſche Politik neuerdings haushälteriſch in Wundern — namentlich friſch annektierten Ländern gegenüber.

Sechstes Kapitel

Die Höhenstraße von Xanten nach Nymwegen

1. Sage und Geschichte

Ich verlasse die neue Eisenstraße, welche uns durch das Tiefland der Erfft und Niers hart an die Maasgrenze führt, und verfolge vom Rheine herüber noch die Richtung der alten Römerstraße, die auf einem flachen Höhenzuge von Xanten über Cleve nach Nymwegen ging. Diese Linie ist in doppeltem Sinne von der Natur vorgezeichnet, einmal durch die Hügelkette, dann durch eine Strecke des ehemaligen Rheinlaufes am Fuße der Hügel, das sogenannte „Kirmesdael".

Hier ragt deutsche Landschaft und deutscher Städtecharakter am tiefsten westwärts ins Niederländische hinein, während umgekehrt auf dem bisher beschriebenen Wege holländische Art am weitesten in deutsches Land vorgreift.

Drei Städte fesseln hier besonders unsere Aufmerksamkeit; eine jede derselben liegt auf einer Anhöhe und bietet einen charaktervollen Aussichtspunkt, welcher je ein anderes geographisches Gebiet beherrscht: vom Turme der Viktorskirche in Xanten überblicken wir den untersten deutschen Rheinlauf; vom Schwanenturm der Burg zu Cleve schauen wir hinüber zur Schenkenschanze, dem (wenigstens historischen) Teilungspunkte des holländischen Rheindeltas; von der Trümmerstätte der alten Kaiserpfalz zu Nymwegen liegt die Betuwe vor unserem Auge gebreitet, die alte Bataverinsel zwischen Waal und Leck. Aber auch drei Fernsichten anderer Art erschließen sich uns beim bloßen Klang des Namens dieser drei Städte: bei Xanten gedenken wir der deutschen Heldensage im Nibelungenlied, bei Cleve der ritterlichen Dichtung im Lohengrin, bei Nymwegen steigen mächtige Kaisergestalten der Karolinger- und Salierzeit vor unserem Geiste empor.

Xanten ſteht auf uralt fränkiſchem Boden und war früher ſchon der Sitz fränkiſcher Großer. Als Colonia Trojana (nicht Trajana, denn eine Römerkolonie war hier wohl nicht vorhanden) führt es uns zu jenem merkwürdigen, oft belachten zweiten Kapitel des Fredegar, wo die Franken als Sprößlinge der flüchtigen Trojaner geſchildert werden, die ſich nach langer Irrfahrt am Ufer des Rheines niederließen, „und begannen unfern des Fluſſes nach dem Muſter von Troja eine Stadt zu bauen, die ſie auch Troja nannten“. Die ſeltſame Sage klingt dann weiter durchs ganze Mittelalter.

Erinnert Xanten uns Deutſche an eine dunkle Stammſage, ſo ſieht der Holländer in dieſer Stadt eine Gedenkſtätte aus der älteſten Geſchichte ſeines Volkes. Er ſucht nicht die Colonia Trojana, ſondern die Castra vetera in oder bei Xanten, berühmt durch die Freiheitskämpfe der Bataver unter Civilis gegen die Römer. Und wenn dieſe Erhebung zunächſt auch mißlang, ſo erblickt der patriotiſche holländiſche Hiſtoriker in ihr doch ein großartiges Vorbild der Freiheitskämpfe, welche ſein Volk anderthalbtauſend Jahre nachher ſiegreicher gegen ein anderes weltbeherrſchendes Reich gefochten hat und vergleicht beide Revolutionen, geiſtreich ſpielend, wohl gar im einzelnen, wozu ſchon Schiller den Weg deutete.

Das erſte Abenteuer des Nibelungenliedes führt uns nach Worms zu Kriemhilde, das zweite nach Xanten zu dem jungen Siegfried — „der ſtarke Sifrit, der helt von Niterlant“, wie der Text ſagt. Worms und Xanten liegen weit auseinander, jenes bei den „Burgonden“, dieſes im „Niederlande“, Kriemhilde und Siegfried konnten wohl von dort und hier zuſammenkommen, aber man ſollte meinen, zwiſchen den beiden Orten ſelbſt ſei kein weiterer Zuſammenhang. Dennoch iſt dem alſo. Die moderne Forſchung entdeckte Urkunden (ſie ſind ſchon bei Schannat und in Würdtweins hiſtoriſchen Subſidien abgedruckt) aus dem Jahre 1237, alſo nicht viel jünger als der Zeitpunkt, in welchen wir die gegenwärtige Redaktion des Nibelungentextes ſetzen, denen zufolge die Xantener Viktorskirche in der Wormſer Gegend begütert war und vermutlich die Viktorskirche zu Guntersblum bei Worms gegründet hat. Der hl. Viktor von

Marſeille, der Sieger, als Drachentöter abgebildet, erinnert aber ſelbſt wieder in Name und Tat an Siegfried, den Drachentöter, und bekanntlich führt auch die Stadt Worms einen Lindwurm als Schildhalter ihres Wappens. Welch rätſelhafter Dämmerſchein von Sage und Geſchichte, der Nahes und Fernes mit gleichem Farbentone übergießt, nicht aufklärend, ſondern verwirrend und die Phantaſie verlockend zum keckſten Spiele! Und dennoch ruht im dunklen Hintergrunde wieder etwas mehr als bloßes Phantaſieſpiel. Mancherlei alter Verkehr zwiſchen Xanten und Worms iſt nachgewieſen; das Kloſter Lorſch z. B., Worms gegenüber auf dem rechten Rheinufer, Lorſch, in deſſen Kirche Frau Ute, Kriemhildens Mutter, begraben ward, beſaß Güter nicht gar weit von Xanten in der Grafſchaft Geldern.

Solch zerſtreute Winke der urkundlichen Ortsgeſchichte mögen Xanten und Worms, die von der Sage verbundenen Städte, einander näher rücken. Überraſchend verwandt iſt aber auch der Charakter der weit entfernten Landſchaft, welche hier und dort die beiden Punkte umrahmt. Bei Worms wie bei Xanten hat der Rhein, im Flachland ſtrömend, mannigfach ſein altes Bett verlaſſen, von welchem nur noch Altrheine Kunde geben oder ſumpfige Niederungen; bei beiden Orten regeln Steindämme den neuen Stromlauf, hier wie dort verwandte Bodenformation, von neueſter Bildung für den Geognoſten, aber uraltes Kulturland für den Hiſtoriker, kurzum im ganzen und einzelnen verwandte Szenerie. Man kann eben den niederrheiniſchen Charakter gleichſam epiſodiſch vorgebildet finden an den Rheinufern zwiſchen Mannheim und Oppenheim, holländiſch iſt er nicht, aber auch die Rheinlandſchaft bei Xanten wird demjenigen kaum holländiſch erſcheinen, der von Geldern und Kevelaer herüberkommt.

Fragen wir freilich die Leute aus der Gegend von Xanten und Worms, wie ſie jene beiderorts ſo ähnlichen vom wechſelnden Rheinlauf geſchaffenen Bodengebilde heißen, ſo erhalten wir dort und hier ganz verſchiedene Namen und werden bei Xanten alsbald wieder erinnert, daß wir auf dem Wege nach Holland ſind. Hier nennt man die Altrheine „Strangen“ (holländiſch strang), die abgeſchnittenen teichartigen Flußüberreſte „Maare, Mehre oder Meere“, ein Name, der ſich auch zur Maas und nach Hol-

land hinüberzieht, die verſumpften Stromüberbleibſel „Donke“ (auch bei Ortsnamen öfters auftauchend), die durch Deichbruch ausgewühlten Waſſerlöcher „Kolke“ wie in Holland und an der deutſchen Nordſeeküſte, die Inſeln „Wurde“, holländiſch waard, mittelrheiniſch Wörth, die Landſpitzen „Spei, Spyk“, ein Name, welcher dem Oberrheiner völlig fremd iſt, und nur bei Koblenz in dem Ortsnamen Oſterſpei, Oberſpei und Niederſpei noch einmal auftaucht.

2. Die Xantener Viktorskirche

Xanten iſt eine kleine ſtille Landſtadt; ſie würde uns nur in Gedanken feſſeln, wenn nicht die St. Viktorskirche, all das umliegende zwergenhafte Bauwerk mächtig überragend, unſer Auge ganz gefangen nähme, — außer dem alten Stadttore an der Straße nach Calcar der einzige augenfällige Überreſt des Mittelalters.

Die Kirche zeigt nach Stil und Zeitalter dreierlei Kunſt; romaniſche Bauweiſe an der Weſtfaſſade, aufkeimende und blühende Gotik am Chor und den Schiffen und Spätgotik mit Übergang zur Renaiſſance im Oberbau der Türme und bei mancherlei architektoniſchem Schmucke des Innern. Die romaniſche Faſſade hat überwiegend kunſthiſtoriſches Intereſſe, der herrliche gotiſche Hauptbau künſtleriſches, der ſpätgotiſche Turmbau ethnographiſches. Die Türme ſtellen uns nämlich einen populären niederrheiniſchen Typus dar, welcher hier bei ſehr vielen Dorfkirchen wiederkehrt und ſolchergeſtalt auch den landſchaftlichen Charakter mit beſtimmen hilft, einen Viereckbau, worauf die niedrige Schlußpyramide ohne vermittelndes Achteck unmittelbar aufſitzt. Am Mittelrhein hat man ein mäßiges Achteck, in Bayern ein übermäßiges, weshalb ſo viele alte Kirchtürme am Niederrheine vierſchrötig erſcheinen, während die mittelrheiniſchen häufig wohlproportioniert ſind, die bayriſchen nicht ſelten überſchlank, — man denke an St. Martin in Landshut — wie Spargeln aufgeſchoſſen.

Doch an dergleichen Dinge denkt man nicht beim Anſchauen der Viktorskirche, ſondern erſt lange nachher. Der unmittelbare

Eindruck war für mich nicht einmal ein überwiegend architektonischer, sondern ein poetischer. Erst wenn man des romantischen Zaubers Herr geworden ist, der auf dem Gesamtbilde ruht, vermag man die Schönheit der architektonischen Gebilde ruhig auf sich wirken zu lassen. Die Stadt ringsum ist neu und klein, die große alte Kirche thront in ihr wie ein königlicher Gast aus einer fremden Welt. Allein sie erhebt sich trotzdem nicht in unvermitteltem Kontraste aus der neuen Umgebung; von altertümlichen, zum Teil trümmerhaften Vor- und Nebenbauten umlagert, die einst zu ihr gehörten, ist sie doch auch wieder abgeschlossen, sie ruhet in sich, und der Eingang durch diese Vorgebäude mit manchem Reste seines künstlerischen Schmuckes versetzt uns in die Poesie der alten Zeit zurück, bevor sich noch die Kirchentüre öffnet. Die Ruinen erzählen uns, daß das altberühmte St. Viktorsstift in der französischen Revolution zu Grunde ging, während die Kirche selbst wunderbar erhalten wurde.

Gerade im Gegensatz zu diesen Zeugen der Zerstörung ergreift uns dann das voll und treu bewahrte Bild vergangener Tage im Innern und Äußern der Kirche mit doppelter Kraft. Sie wurde weder durch Krieg, Raub und Brand verwüstet, noch durch den kaum minder gefährlichen blinden Restaurations- und Säuberungsfanatismus. Wie sie erwachsen ist, so steht sie da, ein echt historisches Denkmal; denn die Geschichte ist nicht Altertum, die Geschichte ist Werden und Wachsen. Alle kunstgeschichtlichen Epochen seit dem 13. Jahrhundert steigen vor unseren Augen empor: St. Viktor ist ein wahres Museum von Kunstaltertümern, aber nicht ein absichtlich hinterher angelegtes, sondern von selbst entstanden. Und im Anschauen der Fülle großer und kleiner Denkmäler des Innern — Skulpturen, Tafel- und Glasgemälde, Teppiche, Geräte 2c., sehen wir die Vorfahren leibhaftig an uns vorüberziehen mit ihrem Glauben und Aberglauben, Fürchten und Hoffen, Geschmack und Barbarei, Stolz und Demut. Das ist ja die poetische Weihe der allmählich erwachsenen und samt den bunten Zutaten der Jahrhunderte bewahrten mittelaltrigen Kirchen, welche keine noch so korrekt einheitliche Restauration, kein noch so vollendet stilgemäßer Neubau zu gewinnen vermag. Es gibt künstlerisch bedeutendere und gibt

noch beſſer erhaltene Kirchen als die Xantener, allein ich kenne keine, welche ſo ſchön und ſo vollſtändig erhalten zugleich wäre, das Dauernde im Gang der Zeiten verkündend und dann umgeben von einem Trümmerkranze, der, ein Wahrzeichen der Wandelbarkeit, uns nicht minder klar Geſchichte predigt.

Eine Kirche, deren Inneres wie ein abſichtslos gewordenes Muſeum vieler Jahrhunderte erſcheint, hält uns auf deutſchem Boden feſt; denn in den meiſten Kirchen Hollands hat der Bilderſturm gründlich aufgeräumt, ſie ſind nur allzu oft kahl, leer, verbaut im Innern und nur der architektoniſche Rahmen bewahrte noch das urſprüngliche Bild.

Darum fehlt es aber doch nicht an einzelnen Eindrücken, welche uns auch in der Xantener Kirche erinnern, wie nahe wir den Niederlanden gerückt ſind. Das Altargemälde, von Bartholomäus de Bruyn, einem Meiſter der kölniſchen Schule, gemalt im Jahre 1536, zeigt uns nicht bloß, wie tief der Einfluß der Eyckſchen Kunſtweiſe am Niederrheine griff, ſondern auch wie lang und nachhaltig derſelbe hier das Feld behalten hat. Und wie wollte man überhaupt unſere altniederrheiniſche Malerei verſtehen und die weſtfäliſche des 15. und 16. Jahrhunderts dazu, wenn man ſie nicht im untrennbaren Zuſammenhange mit der altniederländiſchen erfaßte?

Bei dem inneren Schmuck der Xantener Kirche (wie auch in Cleve und anderen Nachbarorten) überraſcht den Fremden die auffällige Verwendung blanken Meſſings nicht bloß zu maſſiven Kronleuchtern und ähnlichen Geräten, ſondern auch zu allerlei rein architektoniſchem Ornament. Auch hierin ſpürt man die Nachbarſchaft Hollands, wo das glänzend polierte, allezeit rein geſcheuerte Meſſing von Kirche und Haus bis hinab zu den Milchwagen auf der Straße mit ihren weithin blinkenden großen Meſſinggefäßen eine ſo charakteriſtiſche Rolle ſpielt.

Der Stil des gotiſchen Hauptbaues der Viktorskirche bezeugt den Zuſammenhang mit der Kölner Bauhütte wir ſtehen noch auf dem Boden der Kölner Architekturzone und blicken rheinaufwärts, wie man vom Werke des Schülerkreiſes auf den Großmeiſter der Schule blickt. Allein dabei dürfen wir nicht vergeſſen, daß auch der Dom zu Utrecht von Jüngern der Kölner

Hütte erbaut sein soll, und daß der Kölner Dom selber auf einem stilistischen Übergangsgebiete steht, nicht zwar zwischen Niederrhein und Holland, wohl aber zwischen Westdeutschland und Ostfrankreich. Also Grenzlage aller Orten.

Man hat äußerst langsam an der Xantener Viktorskirche gebaut — vom Jahre 1213 bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts. Xanten ist klein und war auch im Mittelalter keine reiche oder bedeutende Stadt, dennoch brachte sie in Geduld und Ausdauer eine so große, reichgeschmückte Kirche zu stande, und man kann sagen, die Xantener haben sich ihre Kirche langsam geschaffen, aber sie haben sie sich selbst geschaffen.

Es gibt ein kleines, wohl nur sehr wenig gekanntes Büchlein: „Auszüge aus den Baurechnungen der St. Viktorskirche zu Xanten von H. C. Scholten." Der Inhalt ist scheinbar trocken genug und nur für den Fachmann lesbar: ein paar hundert Auszüge aus lateinischen Kirchenrechnungen des 14. bis 16. Jahrhunderts nebst fragmentarischer Einleitung des Herausgebers. Liest man sich aber hinein in die Hieroglyphen dieser oft wunderlich genug latinisierten und mit deutschen Flickwörtern ergänzten Rechnungen, dann gestaltet sich uns doch zuletzt ein lebensvolles Genrebild zwischen den Zeilen: Meister, Palier, Gesellen und Lehrlinge arbeiten vor unseren Augen, schaffen das Material herbei und fassen ihren Lohn, und wir entdecken nicht bloß, woher man Holz, Blei und Steine, sondern auch, woher man das Geld zum Bau genommen hat; wir sehen die Kirche, welche uns als stetig erwachsenes Werk von vier Jahrhunderten so tief anspricht, nun auch baulich emporwachsen — alles in naiv mittelalterlicher Weise — und da der letzte Meister Johannes Langenberg im Jahre 1522 stirbt, vermacht die Witwe seinen zwölf Lot schweren silbernen Zollstab der Kirche, das Kapitel aber schenkt der Witwe zu des heimgegangenen Meisters Ehren auf Lebenszeit ein Haus.

So taucht ein anmutendes Gemälde altväterischer Arbeitsweise aus diesen dürren Rechnungen. Sie reizen unsere Phantasie, sie reizen aber auch nicht minder unser Nachdenken. Was an der Kirche und für die Kirche geschieht, das deutet auf die Stadt selbst oder ihre nähere Nachbarschaft rheinaufwärts: nur in wenigen Fällen werden wir gegen Niederland gewiesen: auch

jene Kirchenrechnungen ſind ein Wegweiſer für unſere Straße längs den Hügeln, die mehr nach Deutſchland zurück als nach Holland hinüber führt.

Unter den Xantener Baumeiſtern der gotiſchen Zeit waren zwei aus Köln, zwei aus Cleve, drei aus Weſel, zwei aus Calcar, einer aus Kranenburg, einer aus Mainz und einer aus Utrecht. Sie ſtammten alſo ſämtlich aus nächſter Umgegend bis auf den Mainzer und Utrechter; allein auch dieſe gehören noch in die weitere Peripherie der Kölner Bauhütte, deren Einflüſſe man ja rheinaufwärts bis Wimpfen und Oppenheim, rheinab bis Utrecht erſtreckt.

Die Gelder zum Bau floſſen aus dem Orte ſelber, aus Renten auf Häuſern in Xanten, einer Kanonikatspräbende und anderen Gefällen, aus dem Verkauf von Grabſtätten, aus Vermächtniſſen, dem Opferkaſten und freiwilligen Gaben. Nur eine kleine Beiſteuer aus der Ferne wird erwähnt: ſie wurde gegeben von holländiſchen Pilgern, die durch Xanten nach Aachen zogen. Alſo bauten ſich die Leute von Xanten ihre Kirche mit größtenteils landsmänniſchen Meiſtern und aus eigenen Mitteln, und die Lateinſchüler haben zu guter Letzt die Dachſchiefer vom Schiffe zur Bauſtätte getragen, doch nicht ſchlechthin um Gottes willen, ſondern für ein Butterbrot mit Käſe auf Rechnung des Kirchenfonds. Als im Jahre 1492 der letzte Meiſter, eben jener Johannes Langenberg, an den Bau kam, betrug die für des Baues Fortführung zu verwendende Jahresſumme zwar nur 1214 Mark, was Scholten auf 1900 Taler heutigen Geldwertes berechnet, manchmal ſtieg ſie aber auch bis 7000 Taler. Für eine Stadt, welche bloß durch den mythiſchen und poetiſchen Glanz ihres Namens reich war, gewiß keine kleine Summe! Dazu kam, daß man ſich nicht mit einem Ziegelbau begnügte, wozu die Steine beim Orte ſelbſt gebacken werden konnten, ſondern, auch hierin dem Muſter des Kölner Domes folgend, die Steine vom Drachenfels kommen ließ, dann auch aus dem Münſterſchen, von der Ruhr, ja ſogar von Namur (naemensteyn); das Blei zu den Dachrinnen bezog man von Weſel, das Holz teils aus der Nachbarſchaft, teils vom Oberrheine.

Die mittelaltrigen Baudenkmale ſind tiefer in dem Boden

gewurzelt, auf welchem sie stehen, als die Architekturen der Renaissance und der Neuzeit; der Gau, das Land bestimmt und bannt die Schule, und so führen uns diese Werke immer wieder auf die örtliche Volksgeschichte und den individuellen Stammescharakter zurück, sie sind nicht bloß Kunstdenkmale, sondern zugleich Kulturdenkmale des Volkes. Einseitige Verehrer der Renaissancekunst suchen neuerdings wieder ganz besonders den pfäffischen Charakter und die phantastische Barbarei der Feudalzeit im gotischen Stile und bedenken nicht, daß gerade während der gotischen Zeit die bürgerlichen Meister und Genossenschaften es waren, welche die neue Kunst den Händen des Klerus entwandten. In der geistlichen und ritterlichen Kulturepoche hatte man romanisch gebaut; die Gotik mag auch weiterhin zur Verherrlichung der Kirche dienen, sie verherrlichte aber doch zugleich das freie hochaufstrebende Bürgertum. Man spricht der Gotik national-deutschen Charakter ab und betont dabei die Priorität der nordfranzösischen Gotik, deren maßgebende Einflüsse wir im Kölner Architekturgebiete am wenigsten leugnen werden. Allein das Mittelalter übte überhaupt nicht im modernen Sinne nationale Kunst, so wenig wie eine nationale Politik. Dennoch bleibt gewiß, daß wir uns die gotische Weise durch individuellste örtliche Durchbildung ganz gründlich verdeutscht, daß wir sie zu selbständiger Höhe entwickelt und in den germanischen Ländern weit treuer und ausdauernder bewährt haben als in den romanischen. Je ferner dem deutschen Zentrum, um so willkürlicher wird die Gotik und um so kürzere Frist behauptet sie das Feld gegen die aufkeimende Renaissance.

Seit Schnaase zog man die örtliche Kulturgeschichte erläuternd und begründend in die mittelalterliche Kunstgeschichte; allein auch umgekehrt kann der Volksforscher in den mittelaltrigen Kunstdenkmalen einer Gegend unterscheidende Anhaltspunkte für die örtlich historische Charakteristik des Volkes finden. Die Bauwerke des Mittelalters haben allezeit ein anregendes und orientierendes Objekt meiner Wanderstudien gebildet. An einer alten Kirche würde der Kundige gar oft schon erraten, ob er sich in Franken, Schwaben, Bayern, an der Ostsee, am Niederrhein befände, wenn man ihn aus der Luft so plötzlich dorthin

verſetzte. Das kann er wohl auch bei romaniſchen Werken, aber er vermag es nicht bei Bauten der Renaiſſance oder der Neuzeit. Aus dieſen ſpricht die Individualität des Künſtlers und die nicht an Stamm und Gau gebundene Schule. Bei mittelaltrigen Bauten fragt man vorab nach Ort und Zeit, bei ſpäteren nach dem Meiſter. Die Renaiſſance iſt und war von Anbeginn weltbürgerlich, die Gotik volkstümlich individualiſtiſch, und ich glaube faſt, weil ſie ſo individualiſtiſch war, haben die allezeit ſondertümlichen Deutſchen dieſe Kunſtweiſe ſo gern gehabt. Die Renaiſſance iſt ein Produkt gelehrten Studiums; die Gotik erwuchs naiv mit unſerer Bildungsgeſchichte, ſie erwuchs aus dem Volksgeiſte. Darum wirkt die Renaiſſance nur, wo ſie groß oder reich, zierlich oder fein iſt, wo ſie ein durchgebildetes Kunſtwerk gibt; die Gotik kann uns auch bei einer rohen Dorfkirche noch liebenswürdig anmuten, wie ein Volkslied mit allen ſeinen falſchen Reimen, Knüttelverſen und Gedankenſprüngen, während eine ſapphiſche Ode derlei wildwüchſiges Weſen nicht im mindeſten verträgt.

Das ſage ich von der echten alten Gotik; mit der Neugotik ſteht es anders. Sie iſt ſelbſt wieder eine Art Renaiſſance, das heißt gelehrte Wiedergeburt der Kunſtweiſe einer vergangenen, unſerem Leben fremd gewordenen Zeit. Darum mißrät ſie ſo leicht nach zwei Richtungen; entweder man ahmt falſch nach, weil man das Weſen des alten Stiles überhaupt nicht verſtanden hat, wie es im Anfange der wiedererweckten Gotik ſo häufig geſchah, oder man verdirbt den Stil, weil man original ſein möchte, wo man doch nur etwas in ſich Fertiges nachahmen kann, und dies iſt gegenwärtig der gangbarſte Mißgriff. So verkehrt es nun wäre, die alte Art auf Gebäude völlig moderner Beſtimmung anzuwenden und alſo eine gotiſche Eiſenbahnhalle zu bauen oder gotiſche Fabriken oder Parlamentshäuſer, ſo wird doch eine gotiſche Kirche nach gutem altem Muſter oder ein gotiſches Rathaus auch als Neubau zu rechtfertigen ſein, denn hier iſt der Stil ſelber ein Denkmal der alten Kirchenherrlichkeit und der alten Bürgermacht. Und kommt ein ſolcher Neubau vollends in altertümliche Umgebung, ſo kann der nachgeahmte mittelalterliche Stil geradezu geboten erſcheinen, weil der Neubau dann ſelber

nur als Vollendung und Abschluß eines älteren Ganzen wirkt, nämlich der Straße, des Platzes, des Stadtviertels.

Doch ich gerate auf Nebenwege. Mögen die Künstler sich streiten über Mittelalter oder Renaissance: wer Land und Leute erforschen will, der wird die maßgebende Bedeutung unserer mittelaltrigen Denkmale für die Erkenntnis des historischen Volkscharakters allezeit fest im Auge behalten und dieselben mit unermüdeter Liebe und Hingabe studieren müssen.

3. Rast in Calcar

Zwischen Xanten und Cleve gönnen wir uns noch kurze Rast in Calcar.

Ich rechne Calcar zu den „dankbaren" Städten, das heißt zu den Städten, welche auf engem Raum ein klares, aus wenigen, aber bedeutsamen Zügen zusammengesetztes Bild geben. Wir durchwandern sie mit leichter Mühe, sind sofort orientiert und wissen schon nach den ersten Eindrücken das Charakteristische herauszufinden und zu gestalten. Wir beherrschen eine solche Stadt leicht und sicher, während es andere Städte gibt, worin man sich erst in Tagen und Wochen nicht gerade nach dem äußeren Plan, wohl aber geistig zurecht zu finden vermag. Die Größe oder Kleinheit bedingt nicht schlechthin diesen Unterschied: wir haben verworrene und zerfahrene Kleinstädte und anderseits Großstädte von so breiten, scharf geprägten Zügen, daß sie sich ganz von selbst zur schlagenden Darstellung bieten.

Umkreisen wir Calcar, so verkünden die kleinen, äußerst ländlichen Häuser neben den unbedeutenden Resten von Mauer und Graben eine Landstadt, welche sich dem Dorfe nähert, dringen wir dagegen ins Innere, auf den Marktplatz, so erzählt uns das einfach schöne gotische Rathaus (ein merkwürdiges Gegenstück zu dem reichen und zierlichen Rathause in Wesel), die vielen alten Giebelhäuser und vorab die gotische Kirche, daß wir eine Stadt von wirklich städtischer Geschichte vor uns haben, eine Stadt sogar von kunstgeschichtlichem Namen. Neben der Kirche steht endlich aber ein bescheidenes Haus mit der Inschrift: „Hier wurde Seydlitz geboren am 3. Februar 1721." Den Marktplatz ziert dann ein

Denkmal des berühmten Heerführers. Alſo gehet auch die preußiſche Geſchichte bereits nicht mehr leer aus in Calcar.

Die gotiſche Hallenkirche mit unvollendetem Turme iſt von außen nach ihrer Art kaum minder ſchlicht wie das Rathaus, überraſcht aber im Innern durch die edlen Verhältniſſe und den gleichartigen und dennoch reichen Schmuck der Altäre mit unbemaltem Schnitzwerk, überhaupt durch das leicht faßliche, einheitliche Geſamtbild im Gegenſatz zu dem verwirrenden Reichtum der Kirche von Xanten. Calcar hatte ſein eigenes vielgeſtaltiges Kunſtleben in Baukunſt, Bildnerei und Malerei, wovon auch die Xantener Kirchenrechnungen Zeugnis geben. Den Höhepunkt dieſer künſtleriſchen Betriebſamkeit bezeichnet ein großer Maler ohne Namen, der anonyme „Meiſter von Calcar", ein Jünger oder mindeſtens ein naher Verwandter der Eyckſchen Schule aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Und wie er in ſeiner Richtung ganz dem örtlichen Grenzgebiet der niederrheiniſch-niederländiſchen Kunſt angehört, ſo hat er auch ſein Hauptwerk dem Heimatsorte gewidmet, das große Altarbild in der Kirche zu Calcar; und daß er nicht bloß *für* Calcar ſondern auch *in* Calcar gemalt, beweiſt die Tafel mit der Auferweckung des Lazarus, wo wir das Calcarer Rathaus, wie es heute noch ſteht, im Hintergrunde erblicken. So war es eben im Mittelalter, als die Kunſt noch im örtlichen Boden feſtwurzelte; ein hieſiger Meiſter der Renaiſſancezeit dagegen, Johann von Calcar, trägt von der Stadt nur noch den Namen, ſeine Bilder, Nachahmung von Tizians Kunſt und Art, könnten ebenſogut von einem Johann von Nürnberg oder von Buxtehude gemalt ſein.

Damit ich jedoch nicht bloß Kunſtdenkmale als Wegweiſer nach Holland aufführe, will ich noch von meinem Abendeſſen in Calcar erzählen und von meinem Mittageſſen in Nymwegen.

Ich trete gegen Abend zu Calcar in ein Wirtshaus — nicht ein Hotel war's, ſondern halb bürgerlich, halb bäuerlich, wie ſich's für das Städtchen ſchickt — und begehre und erhalte Quartier; — ich frage was ich zu eſſen haben könne? — „nun das wird ſich ja wohl finden!" entgegnet der Wirt mit unnachahmlichem Phlegma, und weiter war nichts herauszubringen. Ich will noch einen Rundgang durch die Stadt machen und beſtimme ſieben Uhr

als die Zeit, wo ich zum Essen zurückkehren will. Der Wirt schaute mich an, als verstehe er mich nicht, und ich gehe meiner Wege. Nach zwei Stunden, Punkt sieben Uhr heimgekehrt, finde ich keine Spur eines Essens. Ich frage danach. „Das wird ja wohl schon kommen," erwiderte der Wirt und schneidet jede weitere Gegenrede ab, indem er mich aus der Schenkstube in ein zierlich und reinlich herausgeputztes Familienzimmer führte, wo ich einsam zurückbleibe, bis die Kinder des Hauses kommen, eines nach dem anderen, und mich artig und zutunlich ansprechen, als sei ich ein bekannter Hausfreund. Das dauert wieder eine Weile, dann wird noch ein anderer Gast in dieses Wartezimmer geführt, ein Handlungsreisender, der zum ersten Male diese Gegend besucht. Auch er wartet schon seit einer halben Stunde auf ein Gericht, welches ihm niemand nennen will, und wird im übrigen damit vertröstet, daß sich alles finden werde.

Und es fand sich wirklich. Punkt acht Uhr wurden wir zu Tisch gerufen, das heißt zum Familientische des Wirtes, an welchem wir beide den Ehrenplatz als die einzigen wirklichen Gäste erhielten. Ein jedes sprach sein stilles Tischgebet und bald entspann sich auch ein rechtes Tischgespräch, nicht von Nachbar zu Nachbar, sondern ein Gespräch fürs Ganze. Wir aßen eine gut und mannigfach besetzte Tafel durch, weit mehr Gerichte als ich außerdem hätte essen mögen, bis der Edamer Käse den Beschluß machte. Und am anderen Morgen beim Frühstück ging es ebenso. Wir waren eben die Gäste unseres Wirtes im alten patriarchalischen Sinne, und der Wirt hatte mich Tags vorher gar nicht verstanden, als ich mir ein besonderes Gericht hatte auswählen und eine Essensstunde für mich privatim hatte festsetzen wollen. Der Reisende ißt nicht was und wann er essen will, sondern was und wann „gegessen wird".

Wäre ich aus Holland herübergekommen, statt erst nach Holland hinüberzugehen, so würde ich dem Wirt und der Wirt würde mir kein Rätsel gewesen sein. Denn was hier in Dorf und Kleinstadt beim bäuerlichen und schlicht bürgerlichen Wirtshause sich bewahrt hat, das gilt dort auch noch in der Großstadt und im Hotel.

In Nymwegen trat ich wenige Tage später um zwölf Uhr in ein Gasthaus und fragte, scharf hochdeutsch wie aus dem

Buche geleſen, damit mich der Holländer verſtehe: „Kann ich etwas zu eſſen bekommen?“ Der Wirt antwortete — ebenſo buchgerecht hochdeutſch: „Ja.“ — „Was kann ich haben?“ — „Um drei Uhr wird gegeſſen.“ — „Kann ich jetzt nichts haben?“ — „Nein!“ — Ich verſuchte mein Glück in einem zweiten Hauſe und erhielt ähnlichen Beſcheid. Nun ging ich in ein Bierhaus, wo ich auch wirklich ohne Rückſicht auf landesübliche Trinkzeit ſofort ein Glas Bier bekam. Es war zwar völlig untrinkbar, doch das focht mich wenig an, da ich das Bier bloß gefordert hatte, um ein Stück Brot dazu verlangen zu können. Allein das Stück Brot bekam ich wiederum nicht, man hatte bloß Bier. Alſo ließ ich mein Bier ungetrunken ſtehen, ging in einen Bäckerladen, kaufte mir dort etliche Roſinenbrote, ſetzte mich vor den Turm des Herzogs von Alba, genoß die herrliche Ausſicht auf die Waal mit ihren Segeln und Kähnen und mein frugales Mittagsmahl dazu, und ſchrieb dann zum Deſſert in mein Notizbuch:

„Man ziehe auf der Landkarte eine gerade Linie von Nymwegen nach Preßburg, von der deutſch-holländiſchen Grenzſtadt nach der deutſch-ungariſchen, und kehre im Geiſte hier und dort in einem Gaſthofe ein. Welch äußerſter Kontraſt! In Holland patriarchaliſcher Tiſchzwang durch einen Landesbrauch, welcher aus der Familienſitte erwachſen iſt, ein Nachklang der guten alten Zeit auch im modernen Hotel. In Ungarn feſſelloſe individuelle Freiheit, ſo ganz im neueſten Geſchmack. Ich miete im Preßburger Gaſthofe mein Zimmer und zahle es beſonders, ich gehe in den Speiſeſaal, eſſe wann und was mir beliebt und zahle nach jeder Mahlzeit, denn die Reſtauration iſt wieder ein Geſchäft für ſich, von Gaſttafel iſt keine Rede und ob der Wirt Familie hat oder nicht, bleibt mir völlig unbekannt. Ich trinke meinen Kaffee zwar unter demſelben Dache, aber doch in einem anderen Lokal, welches unter ſeinem beſonderen Eigentümer oder Pächter ſteht. Alles iſt vereinzelt, das Gaſthaus ein Konglomerat von Einzelgeſchäften, niemand kümmert ſich um mein Tun oder Laſſen, ich lebe in unbedingter Freiheit. Ähnliches gilt bekanntlich auch von Wien. Eine Strecke nordweſtwärts, in Bayern, geſtaltet ſich der Brauch ſchon etwas anders. Die Galatafel begegnet uns hier bereits als verbreitete vornehmere Ausnahme, im allgemeinen

aber lebt und ſpeiſt ein jeder noch nach freier Wahl (ſelbſt auf dem Dorfe), obgleich auch der größte Gaſthof ein einheitliches Ganzes bildet. Am Mittelrhein kommt die regelmäßige Gaſttafel mindeſtens des Mittags, neben freier Wahl, die der ſelbſtherrliche Gaſt aber vor der allgemeinen Tafelſtunde oft teuer genug bezahlen muß. In den eigentlichen Dorfwirtſchaften ißt man dort wohl auch ſchon am Familientiſche des Wirts, doch meiſt nur in armen, abgelegenen Dörfern. Am Niederrhein dagegen iſt der Familientiſch keineswegs ein Zeichen dürftiger Wirtſchaft, ſondern vielmehr der Behäbigkeit und gediegener altväterlicher Sitte, während man in den größeren, rein ſtädtiſchen Gaſthöfen nach der Karte oder an der Gaſttafel ſpeiſt wie am Mittelrhein. Bei den Holländern endlich wird der aus dem Familientiſch erwachſene Tafelzwang ſelbſt in den großen Gaſthöfen derart die Regel, daß der Reiſende in eine Reſtauration gehen muß, um nach freier Wahl eſſen zu können was und wann es ihm beliebt.

Man ſieht, dies iſt eine aufſteigende Skala von der Freiheit zur Bindung, und obgleich Nord und Süd die äußerſten Gegenſätze bilden, ſo beanſpruchen doch beide je für ihre Weiſe das beſondere Lob der Gemütlichkeit. Den am meiſten idealen und poetiſchen Standpunkt behauptet hiebei jedenfalls der proſaiſche Holländer und der Niederrheiner, und als Verfaſſer der ‚Familie, müßte ich ihnen laut und unbedingt zuſtimmen; materialiſtiſcher und nüchterner geſtaltet ſich der Ungar, Öſterreicher und Bayer ſein Reiſeleben im Wirtshauſe. Als Fußgänger, der vor allen Dingen freier Herr ſeiner Zeit und ſeines Geldbeutels ſein will, halte ich es darum ganz heimlich dennoch mit den letzteren.“

4. Über Cleve nach Nymwegen

Zwiſchen Calcar und Cleve, rechts der Landſtraße, in der Ebene liegt ein ſtattliches Luſtſchloß mit ſchattigem Park von Waſſergräben umrahmt, wahrſcheinlich der Landſitz eines reichen Holländers, während links unſer Hügelzug anſteigt mit Tannen und Eichen bewachſen und Mynheer, welcher da unten noch ganz in holländiſcher Umgebung ſitzt, braucht nur ein paar Schritte

vor seine Gartentüre zu tun, um den deutschen Waldberg mühelos zu ersteigen.

Wir befinden uns hier bereits in einer Gegend, welche von Holländern vielfach zum Landaufenthalte gewählt wird, gewiß mit aus dem Grunde, weil ihnen dieses Übergangsgebiet noch so heimatlich und doch so fremd zugleich ist. Sie leben im schönen Deutschland und brauchen ihr schönes Holland nicht aufzugeben. Nirgends tritt uns dieser Gedanke näher als in der Stadt Cleve selbst, die eine ganze holländische Kolonie beherbergt, und wo der bedeutendste neuere niederländische Landschaftsmaler B. C. Koekkoek lebte. Cleve liegt an und auf dem Berge, die letzte Stadt echt deutscher Physiognomie; am Fuße des Berges aber zieht sich eine lange Reihe holländischer Villen mit fein und reich geschmückten Gärten, dann weiterhin der Tiergarten mit seinen hochschüssigen Bäumen und Alleen, von Kanälen begrenzt, auf deren stiller Flut grell durchbrechende Sonnenlichter mit dunklem Laubschatten wechseln. Es gibt deutsche Grenzstädte von weit ausgesprochenerem niederländischem Charakter wie Cleve, aber wohl keine, welche solch ein vollendetes Doppelbild gäbe: deutsche Art auf dem Berge und holländische im Tale.

In dieser Doppelnatur ruht das Geheimnis der Schönheit Cleves, und ich rechne diese reizende Stadt zu den schönsten deutschen Städten. Sie birgt aber ein Doppelgesicht auf gar vielen Punkten.

Cleve liegt in der Ebene und auf dem Berge, am Altrhein und am Walde, als Eisenbahnstation gehört es zu den Städten jenes Tiefweges, welcher zwischen Maas und Rhein nach Holland führt, anderseits kreuzt aber hier auch der Xantener Hochweg, die alte Römerstraße vom Rheine zur Bataverinsel, den modernen Schienenstrang. Und während dieser im Tale bleibt, steigt der Römerweg durch die Schlucht („Gruft") östlich vom Heiberge in die Höhe hinan.

Kommen wir auf der Tiefstraße von Goch und Kevelaer und steigen den Clever Berg hinauf, so finden wir uns um viele Meilen rheinaufwärts zurückversetzt, kommen wir dagegen von Calcar und wandern etwa zum Tiergarten hinüber, so sind wir um ein gutes Stück gegen Holland vorgeschritten.

Als Bergstadt erhebt sich Cleve auch wiederum auf zwei Bergen oder richtiger Vorhügeln, dem Hartenberg und dem Heiberg, und die beiden Hauptwege zu dieser Doppelhöhe erscheinen als zwei Schluchten, eben jene „Gruft" mit der alten Römerstraße und dann die jetzige Hauptstraße der Stadt, welche als ehemalige Schlucht eine besonders malerische Perspektive bietet. Gar anmutig buckelig heimelt sie uns an, als seien wir in einem Bergstädtchen zwischen Bingen und Koblenz. Allein die Klinker, mit welchen der Fußweg gepflastert ist, die halb deutschen, halb holländischen Aufschriften an verschiedenen Häusern, die holländischen „Nationallieder", welche neben den „Zündnadelblitzen" an einem Buch- und Musikladen ausgestellt sind, versetzen uns wieder an die Schwelle von Holland. Übrigens fängt das schönste jener Nationallieder bekanntlich mit dem Verse an: „Wilhelmus von Nassaue bin ich, von deutschem Blut!"

Der Schloßberg, die Akropolis der Stadt, wird bekrönt von dem alten Schlosse mit dem Schwanenturm, da aber ganz nahe seitab auf fast gleicher Höhe die gotische Stiftskirche thront, so gewinnen wir selbst hier wiederum ein architektonisches Doppelbild. Übrigens ist Cleve (wie alles Originelle und Poetische) eine Stadt der Rätsel, der Gegensätze und fesselnden Widersprüche und auch darin dualistischer Art. Man sollte meinen, der Schloßberg (Hartenberg) mit Turm und Schloß und der benachbarten alten Kirche sei der älteste Teil von Cleve. Dies ist aber (nach Dederichs Ausführung in den Histor. Annalen) gegenteils der Heiberg mit einer Windmühle und dem Mennonitenbethause. Man sollte auch meinen, hier auf den zwei Vorbergen, die als ein Wahrzeichen weit ins Land schauen, ehemals vom Rheine bespült, müsse einer der früheste bekannten Kulturmittelpunkte der Gegend zu suchen sein, älter noch, weil zur Besiedlung verlockender und zur Abwehr bequemer als selbst Xanten und Nymwegen. Allein Cleve, obgleich gewiß uralt, tritt doch viel später als jene beiden Städte in die Geschichte. Der Name Cleve, Clive, kommt nicht vor dem 11. Jahrhundert vor und erst im Jahre 1162 wird die Burg oder zunächst wenigstens der Burgvogt urkundlich erwähnt.

Wir betreten die von großen Bäumen beschattete Höhe des

Schloßberges und betrachten das alte Gebäude und den Schwanenturm mit dem Schwan als Wetterfahne, wir versenken unser Auge in das Bild der weitgebreiteten Rheinebene und gedenken der Sage von Lohengrin. Die phantasiegewaltige Kunst selber kann zu der reizenden Dichtung keine schönere Szenerie ersinnen, als sie hier Natur und Geschichte, zwei absichtslos malende Künstlerinnen, geschaffen haben. Allein die preußische Schildwache, welche das Schloß umkreist, weckt uns aus dem Traume: da drinnen sitzen Gefangene. Auswendig Lohengrin und inwendig ein Zuchthaus. Und der Schwanenturm, so malerisch und scheinbar so alt, ist eigentlich nicht besonders alt; er wurde erst 1439 an der Stelle des zusammengestürzten alten Turmes erbaut, und auch das Schloß, obgleich an der Stätte, wo seit langen Jahrhunderten die alten Grafen von Cleve residierten, stammt in seinem jetzigen Bau erst aus dem 16. Jahrhundert.

Wer sich Cleve von der Rückseite, von der Höhe nähert, der glaubt durch die großen alten Lindenalleen zur Kuppe des Kirch- und Schloßbergs hinüber in eine kleine mittelbeutsche Residenzstadt der Rokokozeit einzuziehen; wer im Tale die Nymweger Landstraße kommt, der erblickt in den zierlichen Landhäusern zunächst die moderne Fremdenstadt, wer vom Rheine zum Rheinkanal, die Handelsstadt; wer aber seinen Standpunkt vorzugsweise in den belebten Straßen des Innern nimmt, dem erscheint Cleve als altertümliche Gewerbestadt. Der Fabrik- und Gewerbebetrieb selber zeichnet sich jedoch wiederum nicht durch kompakte Großartigkeit aus, sondern durch das bunte Vielerlei der mannigfaltigsten Artikel. Und so fesselt uns Cleve überall durch die Fülle seiner Gegensätze, durch seinen Dualismus, durch seinen Übergangscharakter.

Wir sind vorbereitet für die nächste holländische Stadt, für Nymwegen, welches dem Holländer hinwieder eine dualistische Übergangsstation ist, den Deutschen aber dennoch überrascht durch seinen ausgeprägt fremden Typus, auch wenn er noch so gründlich und langsam unsere rheinfränkische Straße gewandert wäre, Holländisches in Deutschland suchend, und nun umgekehrt Deutsches in Holland aufspürte.

Schon aus der Ferne begrüßt uns das Glockenspiel vom

Kirchturm, Bauersleute in maleriſcher Volkstracht ziehen unſeres Weges oder fahren auf jenen breiten, zweirädrigen Karren, die uns ſchon vom Mittelrheine her bekannt ſind und immer größer in den Rädern werden, je weiter wir rheinabwärts kommen. Hier aber ſind ſie vollends mit grellen Farben bunt bemalt. Stattliche Heuwagen begegnen uns, von Eſeln gezogen, fremde Sprachklänge ſchlagen an unſer Ohr. Wir pilgern von der Landſeite durch die altmodiſchen Feſtungswerke zum Tore herein: ein Blick auf die Häuſer und mehr noch durch die Türen und hellen Fenſterſcheiben ins Innere läßt uns bereits eine neue Art des ſozialen Lebens erraten, die Kaufläden, der Markt mit ſeinem bunten Gewimmel neue Formen des Verkehrs, wir geraten in Seitengaſſen, deren Schmutz und Elend in ſchneidendem Widerſpruche ſteht mit der blendenden holländiſchen Reinlichkeit und dem Wohlſtande der Hauptſtraßen. Wir gehen an einer gotiſchen Kirche vorbei, deren geköpfte und verſtümmelte Heiligen vom Bilderſturme erzählen und gelangen endlich zum Hafen hinab, in deſſen Nähe uns zum erſten Male die abgeſchmackte Fratze des „Gaapers“ an einer Apotheke, ein bekanntes holländiſches Wahrzeichen, mit grinſendem Lachen und herausgeſtreckter Zunge begrüßt. Die Trümmer alter Befeſtigungen am unteren Ende des Hafens mit ihren maleriſch zerbröckelnden Backſteinmauern ſchauen uns ſo befreundet an, denn wir glauben ſie ſchon einmal auf irgend einem niederländiſchen Architekturbilde des 17. Jahrhunderts geſehen zu haben, die ungleich reicheren und ſchöneren Trümmer aber auf der Höhe oberhalb des Hafens im Valkenhofe gemahnen uns wehmütig an die Zeit, wo Niederland noch deutſches Land in jedem Sinne war und deutſche Kaiſer in Nymwegen Hof hielten.

Doch es treibt uns wieder hinab zur Waal und über den Fluß, daß wir eine rechte Vorderanſicht der amphitheatraliſch aufſteigenden Stadt gewinnen. Wir beſteigen die fliegende Brücke, den „Pont“ (auch ſchon am deutſchen Niederrhein gebraucht man dieſen Ausdruck); in Holland, wo alles individuell und mit Namen benannt iſt, trägt ſelbſt dieſe Fähre ihren Namen, ſie heißt paſſend „Zelden Rust“ — Selten-Ruhe —, mit unbeſchreiblichem anmutigem Phlegma tritt der Fährmann während

der Fahrt zu uns heran und ſagt zu jedem Paſſagiere bloß „Mynheer!“ und die dargeſtreckte Hand erklärt das weitere: Was hätte nicht ein Mittelrheiner im ſelben Augenblicke uns alles zu ſagen und in der Geſchwindigkeit zu fragen gehabt! Aber der Holländer iſt träge, wortkarg und langſam, nicht aus Trägheit, ſondern aus weiſer Sparſamkeit. So fahren auch ſeine Schiffe langſamer als die Schiffe anderer Völker, und wenn man auf dem Rheine ein Dampfboot recht langſam herankommen ſieht, ſo ſagen die Leute, noch ehe ſie Form und Farben erkennen: das iſt ein Niederländer. Dennoch kommen die langſamen Schiffe ſo weit und weiter wie andere. Auch „Zelden-Ruſt“ bringt uns gemächlich ans jenſeitige Ufer. Wir betreten die Betuwe, die alte Stammінſel des Volkes, auf welches der moderne Holländer ſo gerne ſeine nationale Selbſtändigkeit zurückführt; hinter hohen Dämmen verſteckt ſich das tiefe Flachland und hinter den vorgepflanzten verſchnittenen Bäumen die echt holländiſchen Häuſer des Dorfes, deren Giebel ſich in der regungsloſen Flut der umgebenden kleinen Kanäle und Teiche ſpiegeln. Meine Wanderung *auf dem Wege nach Holland* iſt zu Ende; ich bin ohne Zweifel in Holland ſelber.

Wer Schritt für Schritt wandert, der kommt langſam vorwärts, aber er kommt in der Regel weiter als er will und hoffen durfte. So habe ich hier auch den Leſer weiter geführt als ich urſprünglich beabſichtigte.

Anfangs wollte ich durch meinen „Weg“ nur dartun, wie viel jene verlieren an Kenntnis und Genuß, welche von Kontraſt zu Kontraſt, von einem Höhepunkte der dichtenden und geſtaltenden Natur, von einem Zentrum der Volkskultur zum anderen eilend, alle ſogenannten „unintereſſanten“ *Zwiſchenſtrecken* im Schlafe durchfliegen. Gerade dieſe Gegenden des Überganges und der ſcheinbaren Indifferenz lehren uns erſt die Länder und Völker als Organismen erkennen, Glied mit Gliede verbunden; ſie eröffnen uns erſt den rechten Verſtand für die Totalität des Volkslebens.

Ich wurde aber unvermerkt weiter geführt und ſchilderte zugleich, wie untrennbar auch heute noch Holland mit Niederdeutſchland verwachſen iſt.

Obgleich ich mich dabei in vielerlei Einzelzüge verlor, ſo gab ich ſchließlich doch nur eine leicht umriſſene Skizze, die ſich unendlich vertiefen und vervollſtändigen ließe. Denn man müßte eine zuſammenhängende Geographie, Ethnographie und Kulturgeſchichte des ganzen nordweſtlichen Deutſchlands ſchreiben, um alle ſeine verſteckten Verbindungen mit Holland bloßzulegen. Neben meinem frieſiſchen und rheinfränkiſchen Wege würde dann auch ein niederſächſiſch-weſtfäliſcher in ſein volles Recht treten und ein flämiſcher dazu, welcher von Aachen durch Limburg und Nordbrabant zöge mit Ausflügen in die weit gedehnten flämiſchen Nachbarſtriche des heutigen Königreichs Belgien. Denn man kann gar nicht vollſtändig zeigen, wie deutſch Holland iſt, wenn man nicht zugleich dartut, wie deutſch auch der größere Teil Belgiens bis auf den heutigen Tag genannt werden muß. Beim Wandern merkt man erſt, wie groß die Länder ſind und wie grenzenlos weitgedehnt die Volkskunde.

Wenn alle Holländer, die über Deutſchland und alle Deutſche, die über Holland reden und ſchreiben wollen, auch nur einen jener Grenzwege vorher zu Fuße begingen, ſo würde in beiden Ländern ſolch ein feſtes Bewußtſein unlösbaren Zuſammengehörens entſtehen, daß auch die politiſche Stellung von Land zu Land über kurz oder lang eine bundesbrüderliche werden müßte. Nicht die Natur hat uns getrennt, ſondern die Politik. Von den Zentren beider Länder aus merkt jeder gar leicht den ſeit Jahrhunderten hervorgekünſtelten Unterſchied; an den Peripherien finden wir — und das iſt ſchwieriger — den natürlichen Zuſammenhang. Alle wahre Staatskunſt ſoll zur Natur zurückkehren: das erſte Stadium dieſes Weges iſt erwanderte und erlebte Kenntnis von Land und Leuten.

III

Ein Gang durchs Taubertal

(1865)

Erstes Kapitel

Allgemeine Umschau

„Man baut gegenwärtig eine Tauberbahn, welche die bedeutendere Hälfte des Taubertales — von Weikersheim bis Wertheim — dem großen Verkehre öffnen wird. Also ist die Tauber jetzt auf eine Weile zeitungsfähig und man darf wohl auch die Leser eines größeren Blattes an ihre stillen, wenig gekannten Ufer führen."

Mit diesen Worten leitete ich im Herbste 1865 den ersten Abdruck des nachfolgenden Aufsatzes in der Allgemeinen Zeitung ein. Ich ahnte damals freilich nicht, daß die Tauber binnen Jahresfrist noch in ganz anderem Sinne „zeitungsfähig" werden sollte: als Kriegsschauplatz in einem deutschen Bruderkriege und als beachtenswerte strategische Linie auch für künftige kriegerische Operationen. Um so lieber liest man darum vielleicht diesen letzten Gang durchs Taubertal, unternommen und geschildert in einer Zeit, wo der tiefe Friede dieser Landschaft nur erst durch die Eisenbahn gestört zu werden drohte.

Ich fahre fort in meinem Texte von 1865. Als Fußwanderer — so schrieb ich damals — komme ich gleichsam vor Torschluß. Denn noch kann man mit der Reisetasche durch den ganzen Taubergrund wandern, ohne für einen Handwerksburschen angesehen zu werden, kann dabei Land und Leuten fest ins Gesicht blicken und darf noch etwas Neues davon erzählen; aus den Eisenbahnfenstern werden die Reisenden über Land und Leute hinausschauen und man wird ihnen nichts Neues mehr erzählen dürfen, denn jeder „kennt" alsdann das Land. Infolge derartiger Kenntnis sind unsere größten Verkehrsstrecken bereits die unbekanntesten uns bekannten Gegenden geworden.

Wer das Taubertal mit Vernunft durchwandern will, der muß zwei Reisekarten mitnehmen: eine neue und eine alte aus

der Schlußzeit des alten römiſchen Reichs. Ohne die letztere weiß er gar nicht, auf welchem Grund und Boden er eigentlich ſteht, und die raſch wechſelnde hiſtoriſche Phyſiognomie der Städte und Dörfer bleibt ihm ein Rätſel. Ein Gang durchs Taubertal iſt ein Gang durch die deutſche Geſchichte, iſt heute noch ein Gang durchs alte Reich, und da man bei der gleichfalls noch altertümlichen Billigkeit der Wirtshäuſer mit einer ziemlich leichten Barſchaft des Geldbeutels durchkommen kann, ſo tut man wohl, eine etwas ſchwerere Barſchaft hiſtoriſcher Vorſtudien in die Taſche zu ſtecken.

Die liebliche Gegend hat einen kleinen Wurf, aber die Geſchichte des Tals einen großen. Du trittſt auf den Felsrücken der alten Burg zu Rothenburg, um einen Blick in das enggewundene obere Taubertal zu gewinnen: der Boden, auf welchem du ſtehſt, gehört der deutſchen Kaiſergeſchichte, hier lag die Feſte der Hohenſtaufen. Du gehſt ins Tal hinab über die Tauberbrücke: ſie ſtammt aus dem 14. Jahrhundert und erinnert an die Verkettung der Geſchicke der Stadt mit den Geſchicken Kaiſer Ludwigs des Bayern. Du wandelſt über den Marktplatz von Rothenburg, wo es jetzt ſo ſtille geworden: hier belehnte Kaiſer Friedrich III. den König Chriſtian I. von Dänemark mit Holſtein, Stormarn und Ditmarſchen und unter den Zuſchauern befand ſich auch ein türkiſcher Prinz Bajazet. Du betrachteſt das neue Rathaus: hier ſaß Kaiſer Karl V. im untern Erker und nahm die Huldigung der Bürgerſchaft entgegen. Er kehrte damals als Sieger über den ſchmalkaldiſchen Bund hier ein, aber das Podagra hielt den Sieger zwölf Tage lang in dieſem ſelben Rathaus gefangen. An das neue Rathaus ſtößt rückwärts das alte: es erinnert an die politiſche und kriegeriſche Kraft- und Glanzzeit der Reichsſtadt im 14. und 15. Jahrhundert und an den größten Rothenburger Bürger, Heinrich Toppler, der kein großer Kaufmann, ſondern ein großer Staatsmann und Soldat geweſen und in den geheimen Gefängniſſen dieſes Hauſes verhungert iſt. Gehſt du durchs Klingenthor gegen Mergentheim nach Dettwang hinab und zweifelſt, ob du die breite Landſtraße oder den ſteilen Streckweg links den Berg hinunter wählen ſollſt, ſo kannſt du dich wohl dem ſteilen Pfad vertrauen, denn hier

ist Kaiser Ferdinand I. mit seinem ganzen Gefolge heraufgeritten.

Selbst in der Bauernsprache der Umgegend soll noch ein Stücklein Reichsgeschichte umgehen: die Bauern sagen „wenzeln" statt schlemmen und faulenzen, und man führt dieses Wort auf den faulen König Wenzel zurück, der sich im Jahr 1387 in Rothenburg aufhielt und in dem Schlößchen im Rosental wenzelte.

Auf Schritt und Tritt verfolgen uns durch das stille Tal die Erinnerungen nicht sowohl der Provinzialgeschichte als der deutschen Geschichte.

Die letzte Residenz der Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim kündigt sich uns an, lange bevor wir den Turm der alten Ordensburg Neuhaus oder des späteren Schlosses unten in der Stadt erblicken: da und dort an der Tauber begegnet uns das Ordenskreuz, in Stein gehauen. Als Residenz der Hochmeister seit dem 16. Jahrhundert erinnert Mergentheim freilich nur an den Verfall des Ordens, aber als viel älterer Hauptsitz der Deutschmeister (mit Horneck am Neckar) auch an dessen Kraft und Blüte.

In Creglingen suchen wir das prächtige Altarwerk von Veit Stoß, und wenn er's nicht selbst geschnitzt hat, so ist es doch seines Geistes und seiner Schule durchaus würdig und gehört als ein Meisterstück ersten Ranges nicht bloß der fränkischen, sondern der deutschen und allgemeinen Kunstgeschichte. Aber ungesucht tritt uns dort auch die Geschichte der Reformation entgegen, Ablaßbriefe, zumeist zerkratzt und zerrissen, sind an den Chorstühlen angeklebt und Tetzels Kanzel — so nennt die Sage ein kleines Türmchen mit Plattform — ragt noch immer an der äußeren Kirchenwand so hoch und luftig, daß der Dominikanermönch wohl ein schwindelfreier Redner gewesen sein muß. Und wie Creglingen an Tetzel, so erinnert Rothenburg an Andreas Bodenstein von Karlstadt und dieser Name führt uns wiederum zum Bauernkrieg, für welchen das Taubertal ein klassischer Boden ist, wie kaum ein anderer. Anfang, Mitte und Ende liegt hier beisammen. In Niklashausen an der Tauber hatte Henselin, der Pauker von Niklashausen (1476) seine Visionen und predigte vor vielen Tausenden sein sozialistisches Evangelium, an der

Tauber zündete, fast fünfzig Jahre später, der Funken des Bauernaufruhrs ungemein rasch, aber in Rothenburg wurde der Nerv der fränkischen Bewegung schon gelähmt, noch ehe die streitbaren Haufen in der großen Bauernschlacht bei Königshofen an der Tauber vernichtet waren. Wir sehen übrigens nicht bloß Denkzeichen der zerstörenden Wut jener Kämpfe im Taubertal, sondern von der Tauber ist auch manches neue Streiflicht historischer Forschung aus der Spezialgeschichte der Gegend (durch Bensen) auf jene große deutsche Bewegung geworfen worden.

Inmitten eines regsamen Volks und einer ergiebigen Natur durchschreiten wir an der Tauber die Gebiete von lauter gefallenen Reichsgrößen. Das zeigt uns eben die alte Landkarte schon in den Grenzlinien aus der letzten Reichszeit, die siebenmal den nur dreißig Stunden langen Talgrund kreuzten. Zu oberst das Gebiet der annektierten Reichsstadt (Rothenburg); dann eine ausgestorbene Markgrafschaft (Ansbach) bei Creglingen; ein säkularisiertes Hochstift (Würzburg) bei Röttingen und Lauda; ein mediatisiertes Fürstentum (Hohenlohe) bei Weikersheim; das Land eines aufgehobenen Ritterordens (der Deutschherren) bei Mergentheim, und ein ehemaliges halbes Reichsdorf (Althausen); eine weiland unmittelbare Reichsherrschaft (Gamburg); ritterschaftliche Besitzungen (in Archshofen, Edelfingen 2c. 2c.), verlassene Klöster, ein säkularisiertes geistliches Kurfürstentum (Mainz) bei Bischofsheim und endlich eine mediatisierte Grafschaft (Wertheim) im Mündungsgebiete des Flusses!

So war also das Taubertal zur Zeit des Reichs mindestens neunherrisch und jetzt gehört es nur noch dreien Herren: Bayern, Württemberg und Baden. (Die drei Länder kann der Wanderer schon mit den Füßen wahrnehmen ohne alle Landkarte: in Bayern ist die Talstraße leidlich gut, in Württemberg wird sie besser, in Baden am besten.) Obgleich sich nun also die Gebietsverhältnisse an der Tauber sehr vereinfacht haben, so ist das Tal als ganzes jetzt doch zerstückter, zerfallener, einheitsloser als früher.

Denn vordem trug es großenteils den Schwerpunkt in sich selbst, und seine drei Hauptgebiete gravitierten in drei Hauptgliederungen des Talgrundes. Reichsstädtisch war das obere

Land, wo die Tauber noch raſcheren Laufes und in engerer Rinne die Höhen des Keupers und Muſchelkalks durchbricht, und Rothenburg herrſcht hier als Hauptſtadt; deutſchherriſch war das Zentrum des mittleren, ſanften, kulturfähigeren Beckens (im Muſchelkalk), wo Mergentheim ſtädtiſch dominierte; reichsfürſtlich endlich die Hauptmaſſe des unteren Gebiets, wo der Buntſandſtein zu höheren Bergen anſteigt und die Main-Tauberſtadt Wertheim (mit Würzburg in der Flanke) den maßgebenden Schlußpunkt des Verkehrs macht.

Die wichtigſten drei Städte des Fluſſes waren alſo zugleich Gebietshauptſtädte, auch das hohenlohiſche Weikersheim war eine Reſidenz, und trotzdem daß Ansbach, Kurmainz und Würzburg mit ihren Grenzwinkeln ins Tal hineinſchauten, fand dasſelbe ſamt den meiſten Seitenhöhen und Seitentälern doch ſeine einigenden Mittelpunkte in ſich ſelbſt und bildete eine kleine reiche Welt für ſich.

Hierin löſt ſich das Rätſel der früheren Kulturblüte und des jetzigen Verfalls. Nicht ſowohl durch Handel und Gewerbe ſind die größeren Tauberſtädte im Mittelalter bedeutend geworden, als durch die Gunſt der politiſchen Herrſchaftsverhältniſſe. Das gilt auch von Rothenburg. Darum ſind es auch nicht ſowohl die neuen Verkehrswege oder die neuen Formen der Induſtrie, was die moderne Blüte des Taubertales ſo beſcheiden zurücktreten ließ neben den Denkmalen vergangener Pracht und Macht, ſondern es iſt der Sturz aller der alten Herrſchaften, die früher hier gravitierten. Nicht mit dem ökonomiſchen Ruin des mittelaltrigen Städteweſens, ſondern viel ſpäter, mit der politiſchen Zertrümmerung des Reichs, ging die ſelbſtändige Herrlichkeit des Taubertals zu Grabe.

Vergleichen wir die Gegenwart mit jener vergangenen Zeit. Wie iſt da alles von Grund aus anders geworden! Alles Land an der Tauber hat neue Herren bekommen: der obere Teil iſt neubayriſch, der mittlere (der Taubergrund) neuwürttembergiſch, der untere (der Taubergau) neubadiſch. Und dieſe drei Stücke ſind lauter frembartige kleine Eck- und Grenzzipfel größerer Staaten. Ich ſage frembartig, denn Württemberg und Baden haben ſonſt gar keinen Anteil am Maingebiet, außer durch ihr Stückchen Tauber.

Das oſtfränkiſche Volk des badiſchen Taubergaues bildet eine ethnographiſche Exklave im äußerſten Nordoſten des Großherzogtums, ſein natürlicher ſtädtiſcher Mittelpunkt iſt das bayriſche Würzburg, nicht Karlsruhe oder Heidelberg. Württemberg beſitzt keine rein fränkiſche Bevölkerung, außer im Taubergrund und in den angrenzenden weiland ansbachiſchen und hohenlohiſchen Ämtern. Der Tauberwein iſt ein Fremdling unter den altwürttembergiſchen Neckarweinen, wie außerdem nur noch der Seewein am ſüdlichſten Gegenpol des Königreichs. Zu Weikersheim und Mergentheim ſpricht man gut fränkiſch in der Bauernſtube der Wirtshäuſer und gut ſchwäbiſch im Herrenſtüble, wo die Beamten ſitzen. Das ſoll, wie der patriotiſche Württemberger meint, ſchon vorgedeutet geweſen ſein durch die Hohenſtaufen, als dieſelben das Herzogtum Rothenburg an der Tauber mit ihrem Herzogtum Schwaben verbanden. Allein die Hohenſtaufen ſchoben Rothenburg nicht in die Ecke, ſondern legten vielmehr den Grundſtein zu ſeiner ſelbſtändigen Macht als einer fränkiſchen Stadt und künftigen (1274) deutſchen Reichsſtadt ob der Tauber, als der Beherrſcherin des Quellengebiets und oberen Flußlaufes.

Nun iſt aber Rothenburg an der Tauber nicht bloß eine bayriſche Provinzialſtadt geworden, worüber es ſich mit Nürnberg und Augsburg tröſten könnte, ſondern eine Grenzſtadt, die ganz außer der Welt liegt, ein vergeſſenes Trümmerſtück des Mittelalters. Auch ſein Gebiet, früher ſo groß (es umfaßte 163 Dörfer und 40 Burgen) und wohl abgerundet, iſt zwiſchen zwei Herren geteilt, und vielleicht haben es die Rothenburger minder ſchmerzlich empfunden, daß ſie 1802 ihre politiſche Selbſtändigkeit verloren, als daß 1810 ihr Gebiet zerriſſen wurde — ihr Gebiet, welches die Quelle ihrer Macht und ihr Stolz geweſen war — und daß die Hälfte ihrer ehemaligen Gebietsuntertanen jetzt nicht einmal mehr nach Rothenburg zu Amt und zu Gericht geht, ſondern ins Württembergiſche nach Mergentheim und gar nach dem obſkuren Oberamtsdorf Gerabronn.

Und dazu mußte Rothenburg ſelber einem Kreiſe zufallen, deſſen Hauptſtadt Ansbach iſt! Wenn noch Nürnberg die Kreishauptſtadt Mittelfrankens geworden wäre, wie es ja ganz natür-

lich erſcheint; aber Ansbach, das ſich an hiſtoriſchem Rang durchaus nicht mit Rothenburg meſſen kann, ſtill und ſtilleſtehend, die unpopulärſte Stadt bei allen Handlungsreiſenden — unpopulärer ſogar als das noch ſtillere und ſtillſtehendere Rothenburg! Denn nach Ansbach kommen dieſe Peripatetiker, um wenig Geſchäfte und noch weniger Unterhaltung dort zu finden, nach Rothenburg kommen ſie in der Regel überhaupt nicht.

Allein zeigt denn das Taubertal mit ſeinen drei neuen Gebietsbruchſtücken im kleinen nicht genau dasſelbe Bild wie ganz Oſtfranken, der ehemalige fränkiſche Reichskreis, im großen? Im großen: Ja! aber groß und klein iſt eben zweierlei. Freilich ſind alle alten Herrſchaften des fränkiſchen Kreiſes untergegangen und lauter neues Land geworden, in der Hauptmaſſe neubayriſch. Allein wenn Ansbach, Bayreuth, Würzburg, Bamberg, Nürnberg neubayriſch wurden, ſo wird durch ſolchen Zuwachs anderſeits auch Altbayern ein neues Bayern, und das alte Frankenland trägt trotz München immer noch ſeine eigenen Kulturmittelpunkte in ſich ſelbſt. Franken greift ſelbſttätig in die innere politiſche Bewegung Bayerns, wenn es auch ſeine äußere politiſche Selbſtändigkeit verloren hat. Dergleichen kann man aber doch nicht von den abgelegenen Grenzwinkeln des Tauberlandes behaupten.

Man iſt hier im kleinen unzufrieden und klagt über allerlei Ungunſt und Vernachläſſigung, die Vergangenheit zeigte große politiſche Schauſpiele, die Gegenwart ein rührendes Familienſtück. In Rothenburg meinen viele Leute: Württemberg behandle ſeine alten Reichsſtädte mit größerer Vorliebe als Bayern und würde einer Stadt wie der ihrigen doch wenigſtens ein Stückchen Eiſenbahn gegönnt haben; im württembergiſchen Creglingen dagegen, deſſen kunſtberühmte Herrgottskirche nur notdürftig erhalten wird, vernahm ich, daß man in Bayern doch mehr tue für die Kunſtaltertümer, und König Ludwig I. habe den Creglingern ſchon 20 000 Gulden für ihren Hochaltar geboten, die biete in Württemberg kein Menſch. Die Badener beneiden nicht gerne das Ausland, aber ſie beneiden ſich untereinander, und in Tauberbiſchofsheim klagte man (früher wenigſtens) oft und bitter, daß der badiſche Taubergau des Segens von Amts- und Behörden-

ſitzen, Garniſonen, Zuchthäuſern und anderen nahrhaften Anſtalten lange nicht ſo reichlich teilhaftig werde, wie die übrigen Gegenden des Großherzogtums.

Es geht bei dem Charakter eines Landſtrichs, wie bei den Charakteren der Menſchen: beide zeichnen ſich am ſchärfſten in einer Reihe von Widerſprüchen. Wer aber dem Charakter auf den Grund ſieht, der findet doch immer zuletzt, daß dieſe Widerſprüche nur ſcheinbar ſind. Zum weiteren Nachdenken werfe ich ein halbes Dutzend ſolcher Widerſprüche hin, in welchen ſich mir der Charakter des Taubergebiets beſonders zu ſpiegeln ſcheint.

Daniel in ſeiner Geographie von Deutſchland nennt den Taubergrund „einen Garten Gottes an Fruchtbarkeit und Schöne", und das Tauberland iſt, wenn man vorwärts ſchaut, wohlhäbig und aufblühend; aber es iſt zugleich arm und zurückgegangen, wenn man rückwärts blickt in ſeine Geſchichte. Und doch iſt dieſe Geſchichte, niederdrückend für die Gegenwart, zugleich auch wieder ein ſtolzer, unzerſtörbarer Reichtum des Landes.

Das Taubertal iſt äußerſt belebt und verkehrsreich, dennoch iſt es auch wieder gar ſtille, einſam und abgelegen; denn ſein Verkehr iſt faſt durchaus Lokalverkehr, es iſt der enge, freundnachbarliche Verkehr der Landwirtſchaft und des Gewerbes, nicht der weite, weltoffene des Handels und der Induſtrie.

Das Taubertal iſt literariſch ſehr fleißig bearbeitet — ſprunghaft und in Bruchſtücken, und trotzdem literariſch kaum bearbeitet — im Zuſammenhang und im ganzen. Wer über die Tauber auch nur flüchtige Studien machen will, der muß ſich einen ganzen Stoß Bücher zuſammentragen, eben weil von der Tauber ſchon ſo viel und über die Tauber noch ſo wenig geſchrieben iſt. Bayern bietet überreiches hiſtoriſches Material (von Winterbach und Benſen), ſorgſame kunſtgeſchichtliche Forſchungen (Sigharts Kunſtgeſchichte) und gute ethnographiſche Notizen (Bavaria) über ſein Stück Tauberland, Württemberg ausgezeichnete volkswirtſchaftliche und ſtatiſtiſche Nachrichten in der neuen Landesbeſchreibung des topographiſchen Bureaus, und wird erſchöpfend Kunde geben von ſeiner Ecke Taubergegend, wenn einmal die Oberamtsbeſchreibung von Mergentheim erſchienen ſein wird. Es gibt auch ſchätzbare badiſche Tauberliteratur, und dazu allerlei

Mainliteratur, die einen kleinen Spaziergang tauberaufwärts macht. Allein, das ſind lauter Bruchſtücke, ähnlich wie die tüchtigen Monographien von Ottmar Schönhut über Mergentheim und Creglingen, zerſtreute Aufſätze in Vereinsjahrbüchern u. dgl., ſie klappen nicht aufeinander und ergänzen ſich nur zufällig. Denn wo die Landesgrenze das Tal durchſchneidet, da hört für die offizielle Topographie (wie für unſere bayriſchen Generalſtabskarten) die Welt auf.

Das Tauberland iſt von Natur kein Grenzland, und dennoch war und iſt es ein ſo vielfach durchgrenztes Land. Ja man kann nicht einmal unbeſtritten ſagen, in welches Herren Lande die Quelle des Fluſſes liegt. Die Tauber entſpringt in Bayern und Württemberg — wie man will; denn die Bayern ſagen, ſie entſpringe hüben, die Württemberger, ſie entſpringe drüben. Jedenfalls entſpringt ſie an der Grenze.

Das Taubertal iſt endlich höchſt wegſam, liegt aber doch überall aus dem Wege. Dies will ich noch etwas näher erläutern.

An der Talſtraße der Tauber liegen neun Städte: Rothenburg, Creglingen, Röttingen, Weikersheim, Mergentheim, Königshofen, Lauda, Biſchofsheim, Wertheim, auf ſiebenundzwanzig Stunden Wegs, es kommt alſo auf je drei Stunden eine Stadt, und wohl auf jede Stunde eine Ortſchaft überhaupt. Dazu iſt das Tal die natürlichſte Verbindungslinie zwiſchen der ſogenannten europäiſchen Waſſerſcheide, der Frankenhöhe, und dem Untermain; es iſt offen, bequem wegſam, hat größtenteils nur ſehr mäßiges Gefäll, und bloß eine größere, leicht abzuſchneidende Kurve. Man ſollte meinen: ein ſolches Tal müſſe ſeit älteſter Zeit eine natürliche Hauptſtraße gebildet haben. Und doch war dies niemals der Fall und wird es auch nach vollendeter Eiſenbahn nicht werden. Wie die Tauber ſeit dem Mittelalter von Grenzen durchſchnitten iſt, ſo iſt ſie auch von Hauptſtraßen quer durchkreuzt, von Hauptſtraßen berührt, aber keine Hauptſtraße folgt dem Fluſſe. Der Grund dafür lag und liegt in der uralten überwiegenden Bedeutung Würzburgs, welches den Verkehr aus Süden und Weſten ſeitab zu ſich herüberzog, und in den ſtörenden Schlangenlinien des Mainvierecks, die den Verkehr von Oſten nach Weſten vorwärts über den Speſſart drängten.

Die mittelaltrige Hauptſtraße von Augsburg nach Würzburg berührte (ſeit dem 14. Jahrhundert) die Tauber nur bei Rothenburg, die alte Straße vom Neckar (Heilbronn) zum Main zielte gleichfalls auf Würzburg und kreuzte die Tauber bei Mergentheim, die neue Eiſenbahn von Heidelberg nach Würzburg wird das Tal bei Tauberbiſchofsheim kreuzen, die Talbahn ſelbſt aber (Weikersheim-Wertheim) wird nur lokale Bedeutung haben. So führten die großen Straßen von alters her das Tal zwar in die Welt hinaus, aber ſie führten die Welt nicht durch das Tal.

Als Kaiſer Ludwig der Bayer in ſeinen Kämpfen mit Friedrich dem Schönen von den Rothenburgern ſo kräftig unterſtützt worden war, gab er ihnen (1331) zum Dank, neben mancherlei Rechten und Freiheiten, auch das Verſprechen, daß die große Straße von Augsburg nach Würzburg durch Rothenburg gehen ſolle. So geſchah es denn auch, und ſo blieb es durch Jahrhunderte, und die Rothenburger meinen: dieſen Zug aus der bayriſchen Geſchichte hätte man in München nicht vergeſſen und wenigſtens die Ansbach-Würzburger Linie über ihre Stadt führen ſollen, ſtatt über das nur zwei Stunden ſeitab gelegene, hiſtoriſch völlig unbedeutende Steinach. Man ſieht, an der Tauber ſpielt die Geſchichte überall herein, ſelbſt in die Eiſenbahnfragen. Allein unſere Ingenieure ſchlagen nicht die Chronik nach, wenn ſie eine neue Bahnlinie entwerfen.

Infolge der beſprochenen Weg- und Grenzverhältniſſe iſt aber das Taubertal nicht bloß auswärts wenig bekannt, ſondern die Bewohner ſelber kennen großenteils das Geſamtgebiet ihres anmutigen Flüßchens weit weniger, als der fremde Wanderer glauben möchte, wenn er ſo bequem auf belebter Straße talabwärts zieht. Ein Rothenburger wird nicht oft nach Wertheim reiſen, und noch ſeltener kommt ein Wertheimer hinauf nach Rothenburg. Zwiſchen Dettwang und Creglingen ging ich mit einem jungen Bauernburſchen aus der Gegend. Er gehörte gerade nicht zu der bäuerlichen Ariſtokratie, denn er hatte eben ein Schwein zur Stadt getrieben, allein er kannte das obere Tal äußerſt genau, hatte fein beobachtet und wußte ſo gut Beſcheid in der Geſchichte ſeiner Gegend, daß ich ihm — geradeswegs aus Altbayern kommend, wo die Bauern, welche Schweine

treiben, etwas weniger hiſtoriſch gebildet ſind — mein Erſtaunen darüber nicht verhehlen konnte. Er erzählte mir viel vom Dreißigjährigen Krieg, den er, auf nähere Erkundigung nur um hundert Jahre zu früh ſetzte, von der Erſtürmung Rothenburgs durch Tilly, von Tetzels Ablaßpredigt, von der deutſchherriſchen Zeit in Mergentheim, welche man dort die deutſchnärriſche Zeit nennt, von den Hohenſtaufen und ähnlichen Dingen. Er war in Stuttgart und Ludwigsburg bekannt, und wußte viel von Honduras und Mexiko und von Amerika überhaupt, nur daß er Mexiko beiläufig einmal mit Algier verwechſelte; von der unteren Hälfte ſeines heimatlichen Taubertales dagegen wußte er nichts, und da er geſehen hatte, wie ſich bei Mergentheim das Talbecken ausweitet, ſo behauptete er: der Fluß laufe von dort abwärts durch eine Ebene. Anderſeits traf ich in Biſchofsheim und Wertheim mit ſehr gebildeten Leuten zuſammen, welchen ich Rothenburg wie eine ganz fremde Stadt ſchildern konnte; ſie waren niemals droben geweſen.

Zweites Kapitel

Von Stadt zu Stadt

1. Rothenburg

Nachdem ich nun bis hieher das Tal im ganzen und von oben herab aus der hiſtoriſch-topographiſchen Vogelperſpektive gezeichnet habe, will ich den Leſer auch noch zu den einzelnen ſchönſten und merkwürdigſten Punkten führen. Dies ſind aber hier, wie faſt überall im mittelrheiniſchen Lande, die Städte, Dörfer und Burgen. Die Landſchaft wird erſt ſchön und bedeutend durch die Staffage.

Wenn heutzutage ſo viele Reiſende in den Tälern des Rheins und ſeiner Nebenflüſſe ſich enttäuſcht finden, ſo rührt dies nur daher, weil ſie die Staffage nicht zu ſehen verſtehen, und in Gegenden, die als Kulturland unvergleichlich reizend ſind, die reine Naturſchönheit, wie etwa im Hochgebirge, ſuchen.

Die oberſte und die unterſte Stadt der Tauber haben den höchſten maleriſchen Ruhm; Rothenburg und Wertheim. Man hat die Lage von Rothenburg mit Jeruſalem verglichen und die Lage von Wertheim mit Heidelberg.

Rothenburg zeigt, von vorn oder hinten betrachtet, ein höchſt verſchiedenartiges Doppelgeſicht. Von vorn der enge Talgrund des Fluſſes, felſige Anhöhen, bedeckt mit Weingärten zwiſchen Geſtein und Buſchwerk, die Stadt mit ihren vielen Türmen und Mauern, wie eine große Burg die Höhe bekrönend, dazwiſchen die Felſenzunge des eigentlichen Burgberges, auf welchem jetzt neben der alten Kapelle nur noch mächtige Bäume aufragen ſtatt Bergfried und Palas. Von hinten dagegen ſanft anſteigende Ackerflächen, die „Rodenburg“ (im gerodeten Land)

verkündend, Hopfenſtangen ſtatt der Rebenpfähle, und nur noch auf der langen oberſten Linie des Hügelrückens Turmſpitze an Turmſpitze, die in ſeltſamer Silhouette von dem Goldgrunde des Abendhimmels ſich abheben. Vorn Wein, Bergwildnis und Romantik, hinten Bier, Hügelfläche und proſaiſche Kultur.

Im Innern iſt Rothenburg von allen altertümlichen deutſchen Städten, welche ich kenne, weitaus die altertümlichſte, die am reinſten mittelalterliche. Nürnberg hat ſich verjüngt in und neben ſeinen alten Quartieren, Rothenburg iſt durchaus alt geblieben, und was etwa nicht alt wäre, das erſcheint verſchwindend bedeutungslos. Die Stadt iſt wie erſtarrt, verſteinert, ſie iſt äußerlich ſtehen geblieben, alſo innerlich heruntergekommen, aber ſie iſt nicht ſo weit heruntergekommen, daß ſie eine Ruine und folglich dann doch wieder etwas Neues geworden wäre. Sie iſt vergeſſen worden von der zerſtörenden ſowohl als von der neubildenden Zeit.

Wall und Graben, Mauern, Tore und Türme gürten ſich ſo feſt um die Stadt, als ſollten ſie heute noch, wie in Kaiſer Ruprechts Tagen, die Wogen des ſtärkſten ritterlichen Heeres brechen. Noch ſchauen uns aus der Baſtei am Spitaltor ein paar alte Kanonen entgegen, noch gehen wir über die alten Torbrücken, aber die alten Torflügel ſind freilich geöffnet, um nicht wieder geſchloſſen zu werden, und ſtatt des Reichsadlers hängt eben eine k. bayriſche Konſkriptionsverfügung am Einlaß. Gar manche deutſche Stadt hat noch alte Mauern und Türme, allein ein ſo geſchloſſenes Syſtem größtenteils echt mittelaltriger Feſtungswerke, die der ganzen Stadt das Anſehen einer großen Burg geben, wird ſich ſelten wiederfinden.

Zu dieſem Zug des äußeren Geſichtes geſellt ſich ein Zug der inneren Phyſiognomie der Stadt, durch welchen Rothenburg ganz beſonders als ein verſteinertes Stück Mittelalter inmitten der Gegenwart erſcheint: die Maſſe der öffentlichen Gebäude erdrückt gleichſam die Privathäuſer (mit Ausnahme eines einzigen Stadtteils); faſt alles, was uns monumental bedeutend, was uns altertümlich anziehend entgegentritt, zielt auf die politiſche oder kirchliche Gemeinde, und ſelbſt die hiſtoriſch merkwürdigen Privathäuſer ſind doch zumeiſt nur deswegen merkwürdig, weil

ſie Trümmer älterer öffentlicher Gebäude in ſich ſchließen, oder weil eine Erinnerung aus dem öffentlichen Leben der Stadt auf ihren Mauern ruht. Wenn man alle reinen Privathäuſer von Rothenburg wegnähme, ſo bliebe Rothenburg doch im weſentlichen ſtehen.

Man kennt jene wunderlichen Städteproſpekte in Büchern des 16. und 17. Jahrhunderts, auf welchen wir faſt nur Feſtungswerke, Kirchen, Klöſter, Rat- und Zunfthäuſer und dergleichen hochaufragend erblicken, und daneben dann ſo beiläufig ein kleines Häuflein von niederen Dächern der eigentlichen Wohnhäuſer. Dieſe Proſpekte ſind ohne Zweifel naturaliſtiſch ungenau, wie aus dem Gedächtnis gezeichnet, ſie verſinnbilden aber ſehr treffend den wahren Charakter einer mittelaltrigen Stadt. Damals machte die Stadt den Bürger, während in unſerer Zeit die Bürger die Stadt machen.

Wie den Zeichnern jener alten Proſpekte, ſo geht es uns heute noch bei Rothenburg. Solange wir durch die Straßen wandern, ſehen wir freilich Privathäuſer genug; entwerfen wir uns aber nachher ein Bild des Ganzen aus dem Gedächtnis, ſo iſt es, als ob Rothenburg aus lauter öffentlichen Gebäuden beſtünde, mit einer bedeutungsloſen Zutat von Wohnhäuſern. Rothenburg beſitzt im Vergleich zu ſeiner Größe mehr monumentale Bauwerke als Nürnberg oder Augsburg, aber ihm fehlen jene Häuſer, welche an große Bürgergeſchlechter erinnern, deren Ruhm, wie bei den Fuggern und Welſern, den Glanz der Stadt ſelbſtändig gehoben, ja zeitweilig überſtrahlt hätte. Das Rothenburger Patriziat war bedeutend in und mit der Gemeinde, nicht über dieſelbe hinaus.

So ſanken denn auch die Bürger in der neueren Zeit zu ſehr mäßigem Wohlſtand herab, während die Gemeinde reich blieb. Rothenburg hat ein größeres Gemeindevermögen als München, und das Kapital ſeiner Wohltätigkeitsſtiftungen belief ſich im Jahr 1861 bei einer Bevölkerung von nur 5049 Seelen auf die Summe von 1389900 Gulden. Nürnberg und Augsburg ſind berühmt wegen ihres Reichtums an milden Stiftungen, allein Nürnberg beſaß in demſelben Jahre bei 62787 Einwohnern nur 4967062 Gulden, Augsburg bei 45389 Einwohnern 4252503

Gulden Stiftungskapital; dieſe reichen Städte erfreuen ſich alſo im Vergleich zu ihrer Volksmaſſe bei weitem keines ſo großen Stiftungsvermögens wie das arme Rothenburg.

Die alten Geſchlechter in Rothenburg wurden reich durch die Stadt, und die Stadt war reich durch den Grundbeſitz und die grundherrlichen Rechte ihres großen Gebiets. Umgekehrt werden in unſerer Zeit hier die Armen ernährt und beſchäftigt durch die Stadt: mehr als ein Drittel ſämtlicher Familien zählt zu den Taglöhnern oder den konſkribierten Armen, und von 349 Taglöhnerfamilien nährten ſich im Jahr 1855 nicht weniger als 214 von ſtädtiſchem Taglohn. Das iſt auch ein Stück verſteinertes Mittelalter.

Rothenburg iſt eine ganze Stadt im gotiſchen Stil, und zwar des 14. und 15. Jahrhunderts; dies eben war die Zeit, wo die Gemeinde am höchſten ſtand. Die älteren romaniſchen Bauten wurden von der Gotik verſchlungen bis auf wenige Reſte, und wer jetzt den Rothenburger Romanismus ſtudieren will, der muß auf die umliegenden Dörfer gehen. Der Renaiſſance gehört der Neubau des Rathauſes an; allein ſo übermächtig herrſcht die Gotik, daß dieſer Prachtbau doch dem gotiſchen Geſamtcharakter der Stadt nichts anhaben kann. Das Hauptwerk der Gotik aber, die Jakobskirche, ward durch den Gemeinſinn der Bürger ſo groß und ſtolz; jedermann ſteuerte durch viele Jahre wöchentlich einen Heller, und ſo bekamen die Rothenburger die ſchönſte Kirche auf weit und breit — der Abt von Heilsbronn wußte gar nicht wie? Die Bürger aber wußten's und ſagten's ihm.

Noch heutigen Tags ehrt und erhält die Gemeinde ihre zahlreichen Denkmale, die zum Teil gewiß nur noch ein freſſendes Kapital ſind, mit achtungswerter Treue. Die Bürger ſind ſtolz darauf, daß ſie jetzt einen ſo ſchönen öffentlichen Garten zwiſchen den Trümmern der Reichsburg geſchaffen haben; ſie erhalten ihre Stadtmauern und Türme, und wenn im Anfang dieſes Jahrhunderts manches merkwürdige monumentale Werk mutwillig zerſtört wurde, ſo haben das in der Regel andere Leute als die Rothenburger getan.

Der wichtigſte Ausfuhrartikel der Stadt in alten Zeiten war das Getreide, und die vielen Mühlen und Bäckereien bildeten

das charakteriſtiſche Gewerbe. Rothenburger Brot iſt altberühmt; es überlebte den Ruhm der Reichsſtadt; im Jahre 1779 wußte man ſelbſt in Paris noch davon, ein damaliger franzöſiſcher Geograph ſchreibt von Rothenburg nichts weiter als: l'air y est sain et le pain excellent. Jetzt kennt man das Rothenburger Brot in Paris vermutlich nicht mehr; allein die Schranne iſt doch noch der wichtigſte Markt des Platzes, es gibt noch immer viele Mühlen unten im Tal und auffallend viele Bäcker, Melber und Brauer oben auf dem Berg, und die Luft iſt geſund geblieben und das Brot vortrefflich.

An der oberen Tauber ſieht es allerwege altertümlicher aus als im mittleren und unteren Tal. Das kann man auch an Sitte und Tracht des Landvolkes wahrnehmen, ja ſogar beim Weinbau. Die Weinberge der oberen Tauber ſind ſelber ein allmählich verſinkendes Altertum. Sie ſteigen hier bis gegen 1300 Fuß Meereshöhe; das iſt mittelalterlich, und erinnert an jene Zeit, wo auch bei „Kaltenberg" am Ammerſee noch Wein wuchs; in der Pfalz geht man heutzutage mit der Rebe nicht über 700 Fuß.

Zwiſchen den einzelnen Weingärten ziehen ſich Wälle von zuſammengeleſenen Steinen die Hügel hinab und geben der ganzen Landſchaft ein ſeltſam fremdartiges Anſehen. Dieſe langgeſtreckten Steinhaufen (hier „Steinmauern" genannt), ſind Denkmale uralten Fleißes bei der Rodung des Acker- oder Reblandes, und geben als unverrückbare Grenzlinien dem Forſcher der Wirtſchaftsgeſchichte einen Wink über den älteſten Umfang der einzelnen Güterteile.

Bei Weikersheim, wo das antiquariſche Intereſſe des Weinbaues zurücktritt, weil dort ein auch noch für die Gegenwart höchſt angenehmer Trank gedeiht, verſchwinden dieſe Steinwälle. Allein die Weinberge ſehen doch auch hier wieder ganz anders aus als am Main oder Neckar. Die Stöcke ſtehen äußerſt licht und kurzgeſchnitten, da die hitzige flache Bodenkrume auf dem Kalkgeröll keine enggepflanzten, ſtark ins Holz treibenden Reben duldet. Die Ertragsmenge iſt darum auffallend gering, die Güte des Gewächſes aber kann unter Umſtänden ausgezeichnet werden. Weikersheim, Markelsheim, Mergentheim und Marbach rühmen

ſich des beſten Tauberweins. Er iſt entſchieden kein Schwabe, ſondern fränkiſch mittelrheiniſcher Art, durch Feuer und Blume überraſchend, allein flüchtig und nicht von langer Dauer. Auch dieſer Wein ſteht, gleich der ganzen Tauber, an den Grenzen: er iſt kein Wein von Rang und großem Namen, dennoch ſind die beſſeren Sorten zu fein, die geringeren zu wenig ausgiebig, und die ganze Kultur iſt zu koſtbar, als daß der Wein als echter Landwein, als allgemeiner Haustrunk im Lande herrſche. Darum darf es uns nicht wundern, daß wir in ſo vielen Wirtshäuſern des Taubertals zwar die Weinberge vor den Fenſtern liegen ſehen, auf den Wirtstiſchen aber ſtehen zumeiſt bloß Biergläſer.

2. Creglingen

Das nächſte Städtchen unter Rothenburg iſt Creglingen, eine Bauernſtadt, welche wie andere Tauberſtädte gleichen Ranges — Röttingen, Königshofen, Lauda — von der Stadt weſentlich nur den alten Namen, alte Häuſer und Ruinen und alte Erinnerungen beſitzt, im ſozialen Charakter jedoch die entſchiedenſte Schwenkung zum großen Dorf genommen hat.

Ein Vergleich mit Rothenburg wird die Phyſiognomie Creglingens in klares Licht ſtellen. Beides ſind altertümliche Städte; aber das erſtarrte Rothenburg macht einen überwiegend architektoniſchen, das im Verfall lebendige Creglingen einen maleriſchen Eindruck, und bekanntlich iſt ein Loch am Ellenbogen und ein Flicklappen auf dem Knie oft maleriſcher als ein ganzes Kleid. Die Reichsſtadt Rothenburg war eine höchſt ſelbſtändige Stadt, Creglingen als echt landesherrliches Städtchen höchſt unſelbſtändig. Durch Erbſchaft, Kauf und Tauſch ging es von Hand zu Hand, und wurde der Reihe nach hohenlohiſch, burggräflich erſt magdeburgiſch, dann nürnbergiſch, markgräflich ansbachiſch, bayriſch und zuletzt württembergiſch. In Rothenburg bauten die Bürger ihre ſchönſte Kirche ganz allein, Heller zu Heller ſammelnd; die ſchönſte Kirche Creglingens, jene berühmte „Herrgottskirche“, iſt nicht von Creglingern erbaut, ſondern von den Herren v. Brauneck. Sie liegt auch nicht in der Stadt,

ſondern ein Viertelſtündchen abſeits auf dem Gottesacker, urſprünglich eine Wallfahrtskirche, um welche ſich dann die Gräber reiheten.

Man kann ſagen: das Merkwürdigſte von Creglingen überhaupt iſt der Kirchhof. Die alten Grabſteine erzählen uns hier, wie viel vornehmer die Stadt einmal geweſen iſt. Nicht bloß Pfarrersfrauen, ſondern auch eine Schuſtersfrau des 17. Jahrhunderts ſteht faſt lebensgroß auf ihrem Grabſtein, als Relief gearbeitet, im Mantel und Faltenrock, faſt wie eine Abtiſſin anzuſchauen. Der Kirchhof iſt nicht groß, und die Kirche iſt klein; ſie iſt aber ein reizendes Kunſtgebilde und angefüllt mit allerlei Merkwürdigkeiten der Kunſt, der Geſchichte und der Sage, ein Mittelding zwiſchen Kirche und Muſeum. Auf dem Altar ſchreibt man ſich ins Fremdenbuch; aber die vielen Sträuße und Kränze von künſtlichen Blumen, welche vor dem Altar an einem Balken und an einer Seitenwand aufgehangen ſind, erinnern uns, daß die Kirche auch noch Kirche iſt. Es ſind lauter Blumen von Kinderſärgen; ſie werden von den Paten auf den Sarg gelegt und dann zum Andenken in dieſe Kirche geſtiftet, wo man die Leichengottesdienſte abhält. Wie mir die Küſterin erzählte, kennen die Paten noch nach Jahren ihre Blumen und betrachten ſich dieſelben zeitweilig, um ihres verſtorbenen Schützlings zu gedenken. Steht man vor dieſen Kränzen, ſo erſchließt ſich ein wundervoller Blick ins Freie, umrahmt von dem offenen Kirchenportal, über den Vordergrund der Gräber und der verfallenen Kirchhofsmauer und über die enge Talſchlucht des Herrgottsbaches hinauf zu den grünen Bergen und dem blauen Himmel. Und ſo werden wir von den verſtaubten Altertümern zurückgeführt in die lebendige Gegenwart durch die Bilder des Todes.

Aber auch die verſtaubten Altertümer können leben in der ewigen Jugend der Kunſt. Das bezeugt uns der wundervolle Hochaltar des Kirchleins mit ſeinen Holzſchnitzereien. Sie ſind von berufeneren Männern längſt gewürdigt und behaupten ihren Platz in der deutſchen Kunſtgeſchichte. Ich will darum hier nicht näher auf dieſes Werk eingehen. Nur eine Bemerkung ſei mir erlaubt.

Als vor etlichen Jahren das Knabelſche Altarwerk in der

Münchener Frauenkirche aufgestellt wurde, legten viele Künstler ihr eifrigstes Fürwort ein, daß man eine so edle und großartige Holzskulptur doch unbemalt lassen möge. Allein der Altar wurde bemalt und vergoldet, unter Berufung auf das kirchliche Herkommen und die Stimme des Volks, welche in Altbayern die unbemalten Heiligen „blinde Heilige" nennt. Der Creglinger Hochaltar stammt nun aber aus der besten alten Zeit und ist dennoch unbemalt; rein, wie sie von dem Messer des Schnitzers gekommen, treten seine Gestalten in der vollsten Klarheit der Linien vor uns, und der Gesamteindruck ist überraschend edel. Es findet sich aber auch zu Rothenburg in der Jakobskirche ein unbemaltes gotisches Altarwerk, und der Prachtaltar in der dortigen Spitalkirche entbehrt gleichfalls der Farben. Vielleicht sind noch mehr alte Altäre ohne „Faßmalerei" an der Tauber zu finden, und in Franken jedenfalls. Auch bei den Heiligenbildern an Häusern und Wegen liebt der Franke die bunte Farbe ungleich weniger als der Bayer und Tiroler, und es fragt sich, ob denn das katholische Volk immer und überall die geschminkten Heiligen den blinden Heiligen vorgezogen hat, und ob nicht auch hier, wie überhaupt in der mittelaltrigen Kunst, örtliche Unterschiede wahrzunehmen sind, die der reinen Holzskulptur doch ein größeres Recht des Herkommens einräumen würden, als die Geistlichen den Künstlern zugestehen.

Die große Mehrzahl der Creglinger ist protestantisch, neben ganz wenigen Katholiken und ziemlich viel Juden. Archshofen ober Creglingen war noch vor kurzem zum vierten Teil von Juden bevölkert, und in dem früher deutschherrischen Taubergebiet findet sich überall eine starke Judenschaft, wie denn auch die Juden in einen Teil des hohenlohischen Gebietes, von wo sie früher ausgeschlossen waren, durch einen Zwischenbesitz des Deutschordens eindrangen. In Rothenburg, der ehemaligen Reichsstadt, gibt es zwar eine Judengasse, aber keine Juden darin, weil man sie dort vor fünfhundert Jahren totgeschlagen und vor dreihundert Jahren ausgeplündert und fortgejagt hat. Wie so vieles andere, sind also auch die Juden in Rothenburg bloß monumental und historisch. Tauberabwärts dagegen sitzen sie noch wirklich und lebendig an warmen Sommerabenden vor dem

Tor, oder wenigſtens vor der Haustüre, nach altteſtamentlicher Weiſe. Doch mindert ſich ihre Zahl, wie auch anderwärts auf dem Lande. Der moderne freie Verkehr führt die Juden maſſenhaft in die größeren Städte, und während man von der Emanzipation der Juden den Ruin des Bauernſtandes befürchtet hat, wird umgekehrt der Bauer durch dieſelbe des kleinen jüdiſchen Schachers ledig.

3. Weikersheim

Zwiſchen Creglingen und Mergentheim fordert Weikersheim noch eine kurze Einkehr; denn das Städtchen hat wiederum ſein ganz eigenes Geſicht. Auf dem Wege von Queckbronn über den Berg verkündet der ummauerte Wildpark und die ſchöne alte Lindenallee ſchon von fernher die fürſtliche Reſidenz des 17. Jahrhunderts.

Man würde bei den Weikersheimern nicht für einen Mann von Bildung gelten, wenn man durch die Stadt gegangen wäre, ohne das hohenlohiſche Schloß mit ſeinem Ritterſaal und ſeinem franzöſiſchen Garten geſehen zu haben. Der Einwand, daß man ſchon viele andere Rokokoſchlöſſer und Gärten kenne, gilt nicht; denn es gibt doch nur einen Weikersheimer Schloßgarten und einen Weikersheimer Ritterſaal. Die Leute haben recht: das Schloß iſt das Wahrzeichen ihrer Stadt; es umſchließt die Summe der Kunſteindrücke, an welchen ſich hier der Kleinbürger von Jugend auf erfreut, die Summe der nächſten Geſchichtserinnerungen, an welchen er ſich belehrt hat, und nach den Intereſſen für die Quellen unſerer eigenen Bildung bemeſſen wir ſo gern die Bildung eines anderen; wer aber zu Fuß kommt, der muß ſich als beſonders fein gebildet ausweiſen, damit man ſeine ſtaubigen groben Schuhe nicht ſieht.

Alſo gehen wir in das Schloß, deſſen einzelne Teile aus einer Burg in einen Renaiſſancebau und aus dieſem in einen Rokokobau ſich umgeſtaltet und erweitert haben. Nach den ernſten Geſchichtsbildern des oberen Tales ruht ſich der Geiſt behaglich aus in den Baumgängen des halb verwilderten franzöſiſchen Gartens mit den Ruinen ſeiner palaſtartigen Gewächshäuſer, mit

ſeinen ſteinernen Bänken in der Form von geflochtenen Körben, ſeinen Statuen von Zwergen und Zwerginnen im mannigfachſten Gewand, und ſeinen Göttinnen und Nymphen mit äußerſt wenig Gewand.

Und vollends der Ritterſaal des weitläufigen Schloſſes! Wir ſehen in dem gewaltigen Prunkraum alles mögliche, nur keine Ritter — Eber, Hirſche, Elefanten, Löwen, plaſtiſch gearbeitet und bemalt, trotz dem Creglinger Altar, überlebensgroß, an der Wand und aus der Wand ſpringend, einen wunderſchönen Renaiſſance-Kronleuchter zwiſchen dieſen Ungetümen, echteſte alte Proſpekte aus Paris, von Trianon, vom echten Verſailles und vom hohenlohiſchen Verſailles Karlsberg dazu, die Ahnenbilder der Familie ſeit 1610 in Hoftracht, ein Rieſenpaar über dem Kamin, aus deſſen Hüften zwei hohenlohiſche Stammbäume aufwachſen, eine Uhr mit beweglichen Apoſteln, die ſich aber nur bewegen, wann die Herrſchaft anweſend iſt. Wir ruhen uns aus, wie wenn wir ein Geſchichtsbuch beiſeite gelegt hätten; und doch iſt auch dieſe Novelle ein Blatt aus der Kulturgeſchichte.

4. Mergentheim

Aber indem wir nach Mergentheim weiter ziehen, kommen wir wieder zu größeren hiſtoriſchen Fernſichten, zunächſt wenigſtens auf einem kleinen Umweg über die Oſtſeeküſte und Marienburg.

Man nähert ſich Mergentheim, ſeit 1526 die Reſidenz der Hoch- und Deutſchmeiſter, gar leicht mit falſchen Erwartungen, indem man hier wenigſtens einen blaſſen Abglanz der Romantik von Marienburg ſucht. Allein von dem früheren Hochmeiſterſitz, von Marienburg in Preußen, nach dem ſpäteren, nach Marienthal (Marienheim, Mergentheim) in Franken, iſt ein gewaltiger Sprung.

(F. Pfeiffer in der Germania leitet den Namen des Orts von einem altdeutſchen Perſonennamen ab; Mone natürlich aus dem Keltiſchen. Zum erſtenmal erſcheint er Anno 1058 als Mergintaim. Wenn auch die Ableitung des Namens von der Jungfrau Maria erſt eine ſpätere Deutung der Gelehrten iſt, ſo hat

ſie doch eben im Zuſammenhalt mit dem Orden und der Marienburg im fernen Oſten ein kulturgeſchichtliches Intereſſe.)

In Marienburg wuchs und wirkte die Manneskraft des Ordens, in Mergentheim ſetzte er ſich in ſeinen alten Tagen zur Ruhe. Der Titel des Hochmeiſters iſt hier noch um zwei Silben (Hoch- und Deutſchmeiſter) länger geworden, dafür war Macht und Beſitz des Ordens jetzt um ſo kürzer beiſammen. Die Hochmeiſter von Marienburg ſtammten aus allerlei großen und kleinen Familien; nicht wenige waren die Söhne ihrer eigenen Taten, und die drei kraftvollſten unter ihnen kennt die deutſche Geſchichte; von den achtzehn Mergentheimer Hoch- und Deutſchmeiſtern waren faſt zwei Drittel geborene Prinzen, die Geburt führte ſie zu dieſer Würde, bei welcher wenig mehr zu tun war; ihre Namen gehören der Ordensgeſchichte an, die deutſche Geſchichte erzählt nichts von ihnen. Während die älteren Hochmeiſter großenteils in Marienburg, wo ſie lebten und wirkten, begraben liegen, ſind ſeit 1600, alſo in den letzten zwei Jahrhunderten des Ordens, nur zwei Hoch- und Deutſchmeiſter in Mergentheim geſtorben und begraben worden; da ſie ſo wenig dort zu tun hatten, ſo brauchten ſie auch dort nicht zu ſterben, und die Särge der übrigen ruhen in den Fürſtengrüften von Wien, Innsbruck, Brüſſel, Düſſeldorf, Köln, ja im Eskorial.

Die Ordensburg an der Nogat, Schloß, Feſtung und Kirche aus einem Stück, liegt etwas weit hinten in Preußen, iſt aber doch weltberühmt; das Schloß an der Tauber, ein fürſtlicher Ruheſitz mit einer Rokokokirche, liegt mitten im innerſten Deutſchland, iſt aber wenig gekannt; es iſt auch nicht einmal das kunſtgeſchichtlich bedeutendſte Gebäude von Mergentheim. Dennoch war Mergentheim mehr als ein bloßer Landaufenthalt für den altersſchwachen Orden. Im 13. und 14. Jahrhundert fanden mehrere tüchtige Deutſchmeiſter den Weg aus der hieſigen Gegend zum Hochmeiſterſitz in Marienburg, den überhaupt auffallend viele Franken inne hatten, und eben jener Siegfried von Feuchtwangen, unter welchem die Glanzzeit des Ordens begann und die Burg an der Nogat zur Hofburg erhoben wurde, ſtammte aus der Nachbarſchaft der Tauber.

Und nun noch einen Blick auf die beiden Schlöſſer in ihrem

gegenwärtigen Zuſtand. Marienburg iſt prachtvoll wiederhergeſtellt und mit alter und neuer Romantik geſchmückt durch einen Romantiker auf dem Thron, wiederhergeſtellt nicht nur im antiquariſchen Intereſſe, ſondern auch im preußiſch-patriotiſchen, als ein Denkſtein altpreußiſcher Geſchichte, und zugleich als ein Erinnerungsmal für das Wiedererſtehen Preußens nach dem tiefen Fall der napoleoniſchen Zeit; der preußiſche Landwehrmann von 1813 ſteht auf den gemalten Fenſtern des Remters gegenüber dem Kreuzritter von 1190.

Welche Gegenſätze in Mergentheim! Hier wurde das Schloß umgeſtaltet zum wohlgepflegten modernen Fürſtenſitz, der Burggarten zum ſchattigen engliſchen Park. Man ſagt: im Jahr 1809, bei der württembergiſchen Beſitzergreifung, ſeien viele Erinnerungszeichen der Deutſchherren abſichtlich vernichtet worden. Die Sehenswürdigkeit des Schloſſes iſt ein Naturalienkabinett, von einem fürſtlichen Reiſenden und Naturforſcher hier aufgeſtellt. Mergentheim hat mit Altwürttemberg nichts zu ſchaffen, wohl aber erinnert es an die Rheinbundszeit, die man jedoch ſchwerlich hier monumental verherrlichen wird. Durch die vier letzten Hochmeiſter, welche öſterreichiſche Erzherzoge waren, neigte das katholiſche Ordensländchen zu Öſterreich hinüber, und als Napoleon Mergentheim im Jahr 1809 dem König von Württemberg geſchenkt hatte, wollten die benachbarten Bauern mit Gewalt nicht württembergiſch werden. In der falſchen Hoffnung auf öſterreichiſche Hilfe zogen ſie nach Mergentheim, nahmen die Stadt, wurden aber bald blutig auseinandergejagt. Zwei Deutſchordensritter, die ſich zur Rettung des württembergiſchen Kommiſſärs und im Intereſſe des neuen Landesherrn an die Spitze der wütenden Bauern ſtellten, wurden trotz dieſer guten Dienſte des Landes verwieſen, die Rädelsführer gehängt, erſchoſſen, zur Kettenarbeit an den neuen Anlagen des Stuttgarter Schloßgartens verurteilt.

Doch das ſind vergeſſene Geſchichten: die deutſchherriſche Zeit ſoll jetzt zu Mergentheim gar nicht mehr im beſten Andenken ſtehen, die Mergentheimer ſind gut württembergiſch geworden, die benachbarten bayriſchen Franken ſagen: ſie ſeien gar zu gut württembergiſch.

Als der Dreißigjährige Krieg durch dieſes Tal tobte, und Mergentheim bald von den Schweden, bald von den Weimariſchen und Franzoſen in Beſitz genommen ward, ſchrieb Merian: „und iſt doch allezeit wieder an ſeinen rechten Herrn kommen“. Mit dieſem Troſt haben ſich die Mergentheimer und andere deutſche Landeskinder auch ſchon zu anderen Zeiten tröſten müſſen.

Mergentheim iſt eine „freundliche Landſtadt“. Das will an und für ſich nicht viel beſagen. Aber wenn die Württemberger ihr Mergentheim mit Betonung eine freundliche Landſtadt nennen, ſo beſagt das doch etwas; denn in Württemberg gibt es beſonders viele freundliche Landſtädte. Im April zur Zeit der Apfelblüte ſoll es um Mergentheim faſt ſo ſchön ſein, wie, ſchwäbiſch geſprochen, „bei den Eßlinger Filialen“, vollends aber im Mai ſollen die Nachtigallen des Schloßgartens vielſtimmiger und ſchöner ſchlagen als irgendwo im ganzen Königreich.

Mergentheim iſt nicht erſtarrt wie Rothenburg, nicht verfallen wie Creglingen, es iſt ein lebendiges, aufblühendes Städtchen, dabei aber durchaus nicht modernen Gepräges, ſondern etwas altfränkiſch. So etwa ſah es vor dreißig Jahren in unſeren mittleren Städten aus, wie heute noch in dieſer kleinen Stadt. Man hat die Schwächen unſerer Kleinſtädterei oft und grell geſchildert, allein aus den kleinen Städten gingen unſere meiſten großen Männer hervor, und die unendliche Fülle mannigfaltigſter Bildungsſtoffe auf engem Raum und im verjüngten leicht erfaßbaren Maßſtab iſt ein Vorzug der deutſchen Kleinſtädte, um welchen uns andere Nationen beneiden können. Gerne erinnern wir uns in der gemütlich poetiſchen Szenerie Mergentheims daran, daß Mörike hier längere Zeit lebte und dichtete. Man muß das Schwabenland kennen, um Mörike ganz zu verſtehen und in Schwaben wiederum insbeſondere die vielen kleinen eigenartigen Städte, um ſich von Mörikes Humor recht warm angeheimelt zu fühlen.

Man betrachte dieſes Mergentheim: es hat Kirchen und Klöſter aus dem Mittelalter und der Rokokozeit, ein Renaiſſanceſchloß innerhalb der Mauern, eine Burgruine nahe vor dem Tor, ein merkwürdiges Archiv, ein berühmtes Naturalienkabinett, reiche alte Spitäler und Pfründnerhäuſer und ein modernes Mineral-

bad mit 800 und mehr Kurgäſten[1]), eine Lateinſchule und Realſchule, einen öffentlichen Park; die Stadt beherbergt zuzeiten einen Hof und allezeit Beamte, Bürger und Bauern, Feldbauern ſowohl als Weinbauern, wie auch mancherlei Spezialiſten unter den Handwerkern, Meſſerſchmiede, Orgelbauer, Inſtrumentenmacher, das alles und noch mehr beſitzt die kleine Stadt und zählt doch nur 8000 Einwohner. Es fehlen nur die Soldaten, allein das ganze Taubertal iſt unmilitäriſch: ich habe nirgends einen Soldaten geſehen und bin nirgends einem Reiter begegnet.

Es gibt in Deutſchland Kleinſtädte, welche bloß große Bauerndörfer ſind, oder große Fabrikkolonien, es gibt aber auch und namentlich in Mitteldeutſchland, Kleinſtädte, die ſich von der Großſtadt nur mehr quantitativ als qualitativ unterſcheiden, Großſtädte im Taſchenformat und ein guter Auszug eines Buches iſt oft lehrreicher als das dicke Original.

5. Das untere Taubertal

Im mittleren Taubertal (Mergentheim, Königshofen, Tauberbiſchofsheim) herrſcht der regſte Verkehr, und weht inmitten alter Ruinen und altfränkiſcher Typen der Odem des friſchen gegenwärtigen Lebens, im oberen überwiegt die Geſchichte.

Tauberbiſchofsheim iſt enger, dunkler, altertümlicher angelegt als das freundliche Mergentheim; aber es verjüngt ſich und wird wohl in wenigen Jahrzehnten, trotz ſeines burgartigen Schloſſes, ſeiner gotiſchen Kirche und Sebaſtianskapelle, eine halbwegs neue Stadt geworden ſein. Mit Überraſchung entdeckt man hier, daß es an der Tauber auch Städte gibt, die nicht ausſehen, als ſeien ſie aus Münſters „Kosmographey“ geſchnitten, — Städte, die ihren Wall bereits in eine Wallpromenade verwandelt und ihre buckelige Tauberbrücke (die Creglinger trägt in dieſem Stück den Preis davon, zum Entzücken des

[1]) So ſchreibt die offizielle württembergiſche Topographie; mein im Vorworte erwähnter Gloſſator aber fügt in Parentheſe hinzu: „Möge dieſer fromme Wunſch jährlich in Erfüllung gehen!“

Malers und zur Verzweiflung aller Fuhrleute) durch einen breiten und ebenen, völlig modernen Brückenbau ersetzt haben. (Diese Brücke sollte 1866 im Preußenkriege zu einer traurigen Berühmtheit kommen). Ja, es gibt sogar monumentale Neubauten in dieser Gegend; ein neues Rathaus und ein neues Gymnasium entstehen soeben in Tauberbischofsheim, ein Krankenhaus von reicher und zierlicher architektonischer Wirkung ist fast vollendet, eine neue gotische Kirche schmückt das Tal weiter abwärts bei Werbach, und ein romanischer Kirchenbau, von Gärtner in München, spiegelt sich in der Mündung der Tauber bei Wertheim.

Wie man sagen kann, daß rheinische Natur bis Heilbronn neckaraufwärts steigt, und also der Rhein gleichsam ein Stück Wegs ins Neckartal hineinschaut, so schaut auch der Main bis gegen Werbach ins Taubertal. Die Hauptflüsse assimilieren sich gern die Mündungsgebiete ihrer Nebenflüsse, wie das Meer den Mündungslauf der Hauptflüsse: das gilt nicht bloß vom Charakter der Landschaft, sondern auch vom Charakter des Volkslebens.

Der unterste Teil der Tauber ist der einsamste: die Dörfer liegen weit auseinander, die Hauptstraßen lenken seitab ins Land hinein, die Berge rücken enger, höher zusammen, rechts und links bis zur Talsohle mit Wald bedeckt, während sonst an der Tauber meist nur die Höhen des linken Ufers mit Wald bekrönt sind. Diese zunehmende Stille, je mehr wir uns der größeren Verkehrsader des Maines nähern, befremdet uns; sie ist gegen die Regel. Wer ein Flußtal durchwandert, um das Volk zu sehen, der geht am besten talab von der Quelle zur Mündung, d. h. den Weg aus der Einsamkeit ins immer reichere Kulturleben; wer dagegen Landschaften sehen will, der geht besser talaufwärts, weil die Naturschönheit der mitleren und oberen Flußbecken so gerne zunimmt im umgekehrten Verhältnis zur Fülle der Siedelungen und des Verkehrs. Bei der Tauber könnte aber der Volksforscher ganz füglich auch einmal unten anfangen, und der Maler oben, und sie hätten das Tal doch gerade so gut am rechten Zipfel gefaßt, wie umgekehrt.

Das regste Leben in der Vergangenheit gehörte der oberen Tauber, das regste Leben in der Gegenwart gehört der mittleren, die unterste Strecke war zu allen Zeiten die einsamste. Freilich

ist Wertheim, die Mündungsstadt, weitaus volkreicher und wirtschaftlich entwickelter, als alle anderen Städte an der Tauber. Allein das ist sie als Mainstadt, nicht als Tauberstadt. Der beste Wertheimer Wein wächst am Main, und Schiffahrt und Handel folgen dem größeren Fluß.

Zwischen Werbach und Wertheim dagegen können wir noch stundenlang durch ein enges Wald- und Wiesental wandern, und sehen nichts als idyllische Naturschönheit. An der ganzen übrigen Tauber fesselt uns vorab der Reiz der Staffage, der malerischen Dörfer und Städtchen, und dann erst der Hintergrund der Landschaft. Die Ursache der Vereinsamung des unteren Tals aber habe ich angedeutet, als ich von den Straßenzügen sprach.

Doch muß man sich diese Einsamkeit nicht gar zu einsam vorstellen — dafür sind wir in Mitteldeutschland, und die Idylle nicht gar zu idyllisch —, dafür sind wir im Großherzogtum Baden. Es zieht eine treffliche Landstraße durch das stille Tal, auf den Wegweisern lesen wir in Dezimalen, wie weit es zum nächsten Dorfe ist, und die Bauern wissen also hier ohne Zweifel schon sämtlich, daß 6,6 Stunden nicht 66 Stunden sind. An der württembergischen Tauber rechnet der Wegweiser noch volkstümlich nach der Uhr zu Viertel- und halben Stunden, und an der bayrischen Tauber rechnet er gar nicht.

Die Kulturzone der numerierten Apfelbäume beginnt zwar schon bei Mergentheim, allein doch erst sporadisch; an der badischen Tauber wird die Sache rationell und zum System. Unter Werbach, wo der rote Sandstein zu Tage bricht und seine Waldberge quer gegen den Talkessel schiebt — hier wo der Wanderer aufatmet bei dem Bilde reiner Naturromantik, trägt jeder Chausseebaum seine eigene Nummer, schwarz auf weiß in Ölfarbe, und die Nummern nach den Dezimalsteinen der Straßenlänge geordnet. Denn der moderne Staat verschenkt seine Äpfel nicht, sondern er versteigert sie. Die Nummern kommen aber auch im Bayrischen vor, gegen Würzburg hinüber. Allein die Bayern sind doch noch ein wenig zurück; sie haben ihre Bäume nur gemarkungsweise ganz einfach numeriert wie die Fiaker, und ohne Rücksicht auf die Länge des Erdhalbmessers, Metermaß und Dezimaleinteilung der Straßenlinie.

Die Wiesen des einsamen unteren Tauberwaldtals sind gut gepflegt, vielfach kunstvoll bewässert; bei Bischofsheim hat man den ganzen Fluß zu Gunsten der Wiesenkultur in einen geradlinigen Kanal verwandelt, und bei Bronnbach sogar einen Bach über die Tauber geführt, damit er hier noch einmal die Wiesen wässere und also am rechten Ufer münde, während er am linken Ufer entspringt. Das ist doch Kunst in der Natur.

Kräftige weitgedehnte Eichenbestände bilden den Wald dieses unteren Taubertals; sie erinnern schon an den nahen Spessart. Allein die forstwirtschaftliche Pflege schaut uns überall aus dem Dickicht entgegen, und wir denken darum hier im Eichenschatten weit eher an die wunderschönen eichenen Faßdauben und Bohlen, welche im Wertheimer Hafen verladen werden, als an den germanischen Eichwald. Dieser Gegensatz überraschender Kultureindrücke inmitten der schweigenden, reinen Naturschönheit wird sich aber noch viel schärfer zuspitzen, wenn einmal die Eisenbahn fertig sein wird, welche hier mit Tunnels, Durchstichen und Dämmen das Tal gar mannigfach durchschneidet. Allein, wenn dann auch der Weg durch den Berg führt, wie der Bach über den Fluß, und wenn neben den numerierten Apfelbäumen Bohnen an allen Telegraphenstangen sich aufranken, so wird doch mit der einsam schönen Landschaft ein Drittes sein Recht noch immer behaupten: allerlei verstohlener Schmuck von Kunst und Geschichte. Gamburg mit seinem Schloß und seiner alten Mühle wird malerisch bleiben; Niklashausen historisch denkwürdig, und Bronnbach wird wohl gar noch mehr als jetzt eine Quelle des Studiums und der Erbauung für den Architekten und Kunsthistoriker werden. Diese Reliquien wirken aber um so poetischer, weil sie so heimlich versteckt liegen.

Wer vor der ehemaligen Zisterzienserabtei Bronnbach um die Waldecke biegt, der erwartet wohl kaum hier im engen Tal den Mittelpunkt eines Ökonomieguts von nahezu 2500 Morgen Flächengehalt zu finden, mit hochentwickelter Viehzucht und einer auf die Ausfuhr arbeitenden Brauerei. Wer sich aber dann die Wirtschaftsgebäude in ihrer weiland klösterlichen Rokoko- und Zopfpracht näher betrachtet, den überrascht wiederum innerhalb dieser verblichenen Herrlichkeit ein wahres Kleinod reiner und

echter mittelaltriger Kunſt, die Abteikirche. Sie iſt ein wenig gekannter, aber ſehr kennenswerter ſpätromaniſcher Bau, dreiſchiffig, mit langem Chor und kurzen Querſchiffen, das Mittelſchiff bereits von urſprünglichen Kreuzgewölben überſpannt, der Chor im Halbkreis abſchließend, außen mit einem höchſt originellen Rundbogenfries geſchmückt, das Ganze einheitlich durchgeführt bis hinauf zu den beiden Dachreitern, welche, was gewiß ſelten iſt, noch unverſehrt die romaniſche Ornamentik tragen. Das Innere iſt zwar mannigfach verzopft, dennoch aber im weſentlichen wohlerhalten. Der Bau als ſolcher entging der Zerſtörungswut des 16., wie der Verbeſſerungswut des 17. und 18. Jahrhunderts, und der innere Schmuck — bis jetzt wenigſtens — auch der Wiederherſtellungswut des 19.

In Bronnbach rühmt man das Bier und in Niklashauſen den neuen Fünfundſechziger, der hier wie anderwärts alle Jahrgänge unſerer Zeit übertreffen ſoll. Der berühmteſte Niklashäuſer iſt aber doch der 1475er, ein Revolutionswein. Damals war der Wein am Main und an der Tauber beſſer geraten und wohlfeiler als ſeit Menſchengedenken. Wie er nun im folgenden Jahre recht vergoren und das ſtärkſte Jugendfeuer gewonnen hatte, da ſtrömten die Leute zu Tauſenden hier zuſammen, lagerten ſich im Felde ringsum und ſchlugen Wirtsbuden auf, um zu trinken und die Predigt des Hirten und Paukenſchlägers Henſelin zu hören, der in Ermangelung einer beſſeren Rednerbühne den Kopf zum Dach eines Bauernhauſes herausſtreckte und, wie Johann Herold, der Haller Chroniſt, ſagt, heftig eiferte „wider die Obrigkeit und Kleriſei, auch ſpitzige Schuh, ausgeſchnittene Goller und lange Haare“. Dieſe Rede war auch ein junger Wein, aber noch etwas unvergoren. Und bei den Zuhörern arbeitete der vergorene Fünfundſiebenziger und dieſer unvergorene Sechsundſiebenziger durcheinander, ſie bereuten ihre Sünden und noch mehr das „trockene Elend“ (wenn einer großen Durſt und nichts zu trinken hat), und trugen Schmuck, Kleider, Haare, Schuhſpitzen, Geld und Kerzen in die Kirche, welche noch als ein verwitternder gotiſcher Bau am Platze ſteht. Da aber der Tauberwein feurig iſt und leicht berauſcht, doch ebenſo raſch auch wieder verfliegt, ſo wären (nach Herolds Zeugnis) viele,

oft bis aufs Hemd entkleidet, gern wieder umgekehrt, und hätten ihre Kleider wieder geholt. Allein der Rausch, welchen die Gleichheitspredigt jenes Propheten des Bauernkriegs in den Köpfen der großen Menge entzündet, blieb dennoch nachhaltiger, als der rasch verdampfende Weinrausch, und so ward denn bekanntlich die Zeche erst später in Würzburg gemacht, wo die Bauern von den Reisigen des Bischofs zersprengt und erschlagen wurden, der Pauker aber verbrannt und seine Asche in den Main gestreut.

Auch heuer, wo der Wein wieder so gut geraten ist, strömte in der zweiten Oktoberwoche eine große Menschenflut das stille Tal der unteren Tauber hinab, aber nicht nach Niklashausen, sondern nach Wertheim zu einem landwirtschaftlichen Feste des „Taubergaues". (Man liebt gegenwärtig in Süddeutschland allerlei neue Gaunamen zu machen, und wir lasen unlängst sogar von einem „Pfalzgaue"! Allein der Taubergau ist echt, wenn er auch zur Gauzeit weiter ging als der neue, vorzugsweise im badischen Tauberland wieder aufgefrischte Name trägt.) Das Fest soll äußerst fröhlich und gelungen gewesen sein, und man pries besonders die anmutige und lehrreiche Vorführung der Bodenprodukte und der Betriebsamkeit des Tales auf den malerisch geschmückten Festwagen.

Vom Schicksal vorbestimmt zum nationalökonomischen Romantiker, kam ich auch hier unverschuldet um einen Tag zu spät, und sah also nur die Trümmer des Festes. In Dertingen (zwischen Wertheim und Würzburg) stand ein Festwagen, abgeladen bis auf einen Kranz fruchtbehangener Rebstöcke, welche wie zu einem Weinberg hinaufgepflanzt waren. Neben einem Spruch vom Segen des Fleißes trug er die Aufschrift: „Gott gibt alles der Betriebsamkeit!" Das ist ein Zeichen der Zeit. Und bei Reichholzheim hatte ich Tages zuvor einen anderen solchen Wagen gesehen: er lag umgestürzt im Graben, die Kränze zerrissen, der Schmuck und Aufbau von Werbacher Bruchsteinen umhergestreut. Der Fuhrmann mit verbundenem Kopfe trieb vergebens vier Pferde an, um ihn wieder emporzuheben, und ein Festgenosse oder zwei hatten bei dem Sturze den jähen Tod gefunden. Die Aufschrift „Festwagen", welche aus den Trümmern weithin les-

bar hoch aufragte, machte einen ſchaurigen Eindruck. Ein achtzehnjähriger wandernder Schneidergeſelle ſtand bei der Gruppe und hielt eine Standrede: wie ungewiß der Ausgang aller irdiſchen Luſt, wie gewiß aber der Tod ſei. Während ſo der jüngſte im Tone der bekannten Geſellenvereine predigte, halfen die älteren Leute dem Fuhrmann bei ſeinen Pferden. Das iſt auch ein Zeichen der Zeit.

In Wertheim gewahrte man überall die Spuren der kaum verklungenen Herrlichkeit, und eine Stadt kann ebenſogut übernächtig ausſehen und Katzenjammer haben, wie ein einzelner Sterblicher.

Aber darin zeigte ſich Wertheim heute im hellſten Licht einer Rhein- oder Main- und Weinſtadt, daß ein neues Feſt, und zwar ein Feſt der Arbeit, die Abſpannung des geſtrigen Feſtes niederſchlug. Geſtern galt es dem Taubertal und heute dem Main. Die beſten Wertheimer Weinberge liegen am jenſeitigen Mainufer. Und von da drüben ſchallten jetzt die Freudenſchüſſe und die Jubelrufe der Winzer. Es war Weinleſe. Große Mainſchiffe, die bei dem niederen Waſſerſtand jetzt Ferien hatten, fuhren herüber und hinüber, als ſeien es kleine Nachen, mit Menſchen, Fäſſern, Butten und Tragkufen bis zum Rande belaſtet.

Das bunteſte wimmelnde Leben entfaltete ſich Abends jedoch auf der Tauber. Sonſt nicht ſchiffbar, bildet ſie bei der Mündung einen Hafen für die Mainſchiffe. Und gerade dieſer Mündungswinkel iſt ſo wunderſchön! Die ſchwarze überdachte Holzbrücke der Tauber im Vordergrund, die Taubervorſtadt mit ihrer neuen Kirche zur Rechten, die Mainſtadt mit den Hafentürmen, mit ihrer alten gotiſchen Kirche und den großartigen Trümmern des Bergſchloſſes in der Mitte, die jenſeitige Vorſtadt Kreuzwertheim zur Linken — das alles gibt ein Geſamtbild von ſolcher Fülle und Pracht des maleriſchen Aufbaues, daß man es wohl, wie ſchon viele getan, mit Heidelberg vergleichen darf.

Und gerade an dieſem reizenden Punkt ſammelten ſich die meiſten weinbeladenen Schiffe und landeten am Tauberufer, wo der Moſt aus den Butten in die Fäſſer gefüllt auf Wagen oder

auf Tragkufen geſchafft und hüben wie drüben durch die geſchäftig wimmelnde Menge zur Stadt gefahren wurde.

Das war mein letzter Blick auf die Tauber. Der letzte Eindruck war reiches, frohes Arbeitsleben inmitten einer ewig jugendſchönen Natur und alter Denkmale und Trümmer verſunkener Menſchengeſchlechter. Weſtwärts, wo der Main zum Rheine zieht, verglüht die Sonne, und nach einem Gang von der Frankenhöhe durchs Taubertal herab iſt Wertheim bereits eine Weisſagung auf den Rhein.

IV

Bauernland mit Bürgerrechten

(1864)

Erstes Kapitel

Der Name und die Landesfreiheiten des Rheingaues

Die alten Gaunamen sind am Oberrhein, wie überhaupt in Schwaben und Alemannien, noch vielfach gangbar geblieben bis auf diesen Tag, obgleich das Gedächtnis der alten Gauverfassung längst im Volksbewußtsein erloschen ist. Am fränkischen Mittelrheine dagegen gibt es nur noch einen Gaunamen: der Rheingau, mundartlich „das Ringa".

Allein wenn wir hier auch noch das alte Wort besitzen, so bezeichnet es doch keineswegs mehr die alte Sache. Was wir heute Rheingau nennen — die Uferlandschaft des Rheines von Walluf bis Lorch mit einem Stücke bergigen und waldigen Hinterlandes — ist lediglich ein Bruchteil vom westlichen Grenzgebiete des alten Rheingaues. Der Name zog sich schrittweise auf einen immer engeren Raum zurück. Die Geschichte dieser steigenden Beschränkung im Sprachgebrauche führt uns aber geradesweges in die Verfassungs- und Rechtsgeschichte jenes Grenzwinkels, dem zuletzt der Name blieb; und da ich es mir zur Aufgabe gestellt habe, den Zusammenhang der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung des Rheingaues mit seinen alten Rechten und Freiheiten zu schildern, so kann ich schon bei dem Namen, welchen der Rheingauer immer mit besonderem Stolze führte und noch führt, den ersten Nachweis dieses Zusammenhanges beginnen.

Der uralte Rheingau erstreckte sich auf dem rechten Ufer des Stromes vom Lobdengaue bis zum Einrich, d. h. von Weinheim an der Bergstraße bis unterhalb Lorch. Der Main gliederte ihn in einen oberen und niederen Gau, die unter besonderen Grafen standen. Der niedere Gau aber teilte sich, vermutlich später, wiederum in einen oberen und unteren Teil, die Königs-

hundrete[1]) urkundlich zuerst 820 erwähnt), und den Rheingau im engeren Sinne, der schon in den ältesten Urkunden (seit 779) schlechthin „Rinegowe", pagus Rinensis, genannt wird[2]). Die Waldaffe, ein Bach, welcher nach nord-südlichem Laufe bei Walluff in den Rhein mündet, schied den letztbezeichneten Rheingau von der Königshundrete. Dieser westliche Niederrheingau erscheint aber später, da er als geschlossenes Ganze zum Mainzer Erzstifte gehörte, abermals in einen Ober- und Niederrheingau geteilt (983), für welche der Elsbach bei Östrich die Scheidelinie bildete.

Alle diese Namen und Einteilungen sind erloschen und vom Volke vergessen bis auf jenen westlichen Niederrheingau, den es auch heute noch, wie vor tausend Jahren, schlechthin Rheingau nennt und, wie zur Zeit der Ottonen, in einen oberen und unteren Gau gliedert. Ja es sind hier die alten Gaugrenzen jetzt, wo sie keine politische Geltung mehr haben, dennoch Grenzlinien in einem tieferen Sinne geblieben, Grenzlinien des Volkscharakters. Denn der Rheingau ist nicht bloß ein besonderes Land, er herbergt auch besondere Leute.

Die auszeichnende Physiognomie des Rheingauers läßt sich aber in ihren historischen Motiven wiederum nicht auf die Zeit der uralten Gauverfassung zurückführen, sie beginnt nachweislich vielmehr erst da, wo diese aufgelöst und in der neuen Ordnung der Landesfreiheit untergegangen ist. Erst als es keine Gaue mehr gab, erwuchsen die rechten Rheingauer.

Ein vergleichender Blick auf die Bewohner der angrenzenden Königshundrete wird dies deutlich machen. Dieser Gau Kuningesuntre erscheint im 9. Jahrhundert in einem weit helleren und glänzenderen Lichte als der Rheingau. Seine Grafen walteten höchst wahrscheinlich zugleich im Rheingauer Land, welches keine eigenen Grafen aufweisen kann. Zu Biebrich in der Königs-

[1]) Nach anderer Ansicht wäre nicht Königshundrete zu schreiben, sondern Kunigessundre, des Königs Sonderland.

[2]) Das Nähere bei H. Bär, Beitr. zur Mainzer Gesch. II, 1 ff.; bei Bodmann, Rheing. Altertümer I, 40 ff., und in Vogels Beschreib. des Herz. Nassau S. 161.

hundrete ſtand die alte Königsburg, von wo ſich noch Ludwig der Deutſche 874[1]) nach Aachen einſchiffte, in Wiesbaden eine kaiſerliche Pfalz, königliche Villen waren über den ganzen Gau verſtreut (in Biebrich, Mosbach, Dotzheim, Schierſtein, Maſſenheim, Nordenſtatt). Eine Anzahl ſehr alter Urkunden gibt uns Winke über die ebenſo reiche als frühe Beſiedlung und Kultur dieſes geſegneten Gaues, der ohnedies in der unmittelbaren Nähe von Mainz und Frankfurt günſtiger gelegen war als der damals ſicher viel minder angebaute, in ſeinen weſtlichen und nördlichen Grenzbezirken noch ſehr unwegſame Rheingau. Auffallend arm an alten Urkunden iſt daher unſer Rheingau, und wir ſind über ſeine Kulturzuſtände vom 8. bis 10. Jahrhundert großenteils auf Mutmaßungen angewieſen, während ſich mit dem Ende des 10. Jahrhunderts dann allerdings der Schatz beglaubigter Nachrichten um ſo reicher erſchließt, ſo daß wir von den weiteren mittelaltrigen Entwicklungen des Gaues Genaueres wiſſen als von irgend einer benachbarten Landſchaft.

Ein Zeugnis für jenen früheren Urkundenmangel gibt der Streit über den Urſprung des Rheingauer Weinbaues. Denn zu einer Zeit, wo man im Lahngau, im Nidda gau und in der Kunigeshundrete nachweislich ſchon Wein baute (Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts), wiſſen wir vom mittelaltrigen Rheingauer Weinbau nur erſt durch die Volksſage, welche Karl den Großen bei Rüdesheim Reben pflanzen läßt und das römiſche Weinlager Winkel (vini cella) als einen Weinkeller des großen Frankenkönigs darſtellt. Der urkundliche Nachweis des Rheingauer Weinbaues reicht nicht über 832 und 864 hinauf[2]). Anderſeits wiſſen wir beſtimmt, daß ein großer Teil des Rüdesheimer Berges und der ganze Johannisberg und Steinberg noch wüſte lag bis ins 11. und 12. Jahrhundert, während man in den ſchlechteſten Lagen der Nachbargaue, wo jetzt kein Menſch mehr Wein ſucht, ſeit Jahrhunderten ſchon Trauben kelterte. Der

[1]) Ann. Fuld. a. h. a.

[2]) Vergl. Bodmann I, 102 und 109; Bär, Diplom. Nachricht. von der natürl. Beſchaff. des Rhng. 21, 51 und 57; Vogel a. a. O. S. 400.

gelehrte Eberbacher Mönch Hermann Bär hat schon vor siebzig Jahren den früheren Urkundenmangel des Rheingaues als etwas Auffallendes erörtert und schreibt ihn der späten Stiftung der rheingauischen Klöster zu. Das ist wohl richtig; allein die Klöster, mit welchen nachgehends der Rheingau so überreich gesegnet war, würden wohl auch teilweise schon vor dem 11. und 12. Jahrhundert gestiftet worden sein, wenn das Land damals schon seine Kulturfähigkeit so glänzend erwiesen und jene politische Anziehungskraft geübt hätte, durch welche es nach der alten Gauzeit kolonisatorische Einwanderung der mannigfachsten Art herbeilockte.

Mit dem Ausgang des 10. Jahrhunderts wird die Stellung des Rheingaues zur Kunigeshundrete eine ganz neue: er wächst dem früher begünstigteren Brudergaue äußerst rasch über den Kopf. Das zeigt sich in folgenden Hauptpunkten: Der Rheingau bleibt ein selbständiges, politisch eigenartiges Ganze unter der Landeshoheit des Erzstiftes Mainz; die Kunigeshundrete wird zerstückt zwischen den Grafen von Nassau und den Dynasten von Eppstein. Der Rheingau behauptet nicht bloß die alte Freiheit seiner Bewohner, sondern er festigt und entwickelt sich auch in einer neuen Form, er gewinnt nahezu städtebürgerliche Rechte und überragt dadurch alle Nachbarlandschaften[1]).

[1]) Der Rheingau hatte eine vielfach bevorzugte Sonderstellung unter den mainzischen Territorien. Die wichtigsten Rechte und Freiheiten bestanden in der äußeren Abschließung des Gaues, eigener Landesverfassung und eigenem Landrechte, persönlicher Freiheit der Bewohner, Freiheit des Ein- und Auszuges, ferner in der Autonomie, welche der Gau auf seinen Landtagen übte, in eigenem Schutz- und Verteidigungsrechte, eigener Land- und Dorfpolizei ꝛc. Das Land behauptete also im wesentlichen den Standpunkt einer landesherrlichen Stadt des Mittelalters. Als Quelle der überlieferten Freiheiten, Herkommen und Bräuche erschien das im Jahre 1324 niedergeschriebene Landweistum, dessen Alter — abgesehen von dieser Aufzeichnung — nach Bodmanns Ansicht bis ins 12. Jahrhundert zurückgeht. Eine der ältesten Abschriften hat Bodmann benutzt, sie ist aber inzwischen verloren gegangen. Eine 1643 verfaßte Zusammenstellung des Landesherkommens gewann unter dem Titel des „Rheingauer Landbrauches"

Auf Grund dieſer höchſt originellen Zuſtände eines Gaues, der gleichſam eine große, in Dörfern zerſtreute Stadt bildet, erwächſt dann aber auch ſtädtiſche Betriebſamkeit im Landbau, ſtädtiſcher Güterwechſel, überhaupt ein wirtſchaftlicher und ſozialer Miſchcharakter, in welchem der mittelalterlich bürgerliche Zug den bäuerlichen ſtark zurückdrängt. Die Kunigeshundrete dagegen bleibt echtes Bauernland bis zu den territorialen Umwälzungen der Neuzeit. Das zeigt ſich heute noch deutlich in den ſonſt ſo nahe verwandten Grenzdörfern rechts und links der Waldaffe. Auch in der nachgerade politiſch wichtigſten Stadt der Kunigeshundrete, in Wiesbaden, waren die Bürger Bauern bis zum 19. Jahrhundert, wie ſchon ein altes Sprichwort bezeugt: „Wenn alle Wiesbadener Bauern in den Acker gehen, ſo iſt kein Bürger mehr zu Hauſe.“ In den gefreiten Dörfern des Rheingaues dagegen waren die Bauern Bürger. In unſerer Zeit iſt freilich die alte Kunigeshundrete dem Rheingau nachgewachſen und zum Teil ihrerſeits wieder über den Kopf gewachſen, und dennoch ſind die alten unterſcheidenden Charakterzüge in dem Typus des gemeinen Mannes noch lange nicht verwiſcht.

Ein ſo bevorzugtes Land wie der mainziſche Rheingau ſuchte aber nach mittelalterlicher Art ſich möglichſt enge in ſich ſelber abzuſchließen. Daher die bezeichnende Erſcheinung, daß man im 18. Jahrhundert den Begriff des Rheingaues vorübergehend noch einmal verengerte, und nur die unmittelbar am Rheinufer gelegenen Ortſchaften (Rheinflecken) unter demſelben verſtand. Allein dieſer Rheingau im allerengſten Sinne hatte keinen langen Beſtand; bei der wachſenden Volksmaſſe ſtiegen die Dörfer auf den Vorhöhen des Gebirges (die Waldflecken zu ſo großer wirtſchaft-

amtliche Geltung, die aber im Anfang des 18. Jahrhunderts ſchon angefochten und 1755 durch das kurmainziſche Landrecht völlig beſeitigt wurde. Schon das 16. Jahrhundert hatte die Autonomie des Rheingaues, welche er auf ſeinen Land- und Gerichtstagen übte, gebrochen. Die volle Landesfreiheit, auf welche in dieſem Aufſatze ſo vielfach Bezug genommen, gehört alſo dem Mittelalter und fällt in ihrer ſelbſtändigen Entwicklung (vom 12. bis 15. Jahrhundert) mit der eigentümlichſten Kulturblüte des Landes zuſammen.

licher Bedeutung empor, daß aus der Gleichartigkeit der Interessen auch gleiche Ansprüche auf Rechte und Nutzungen entsprangen und gewährt wurden[1]).

Selbst die spätere administrative Abgrenzung eines mainzischen „Amtes Rheingau" vermochte dem alten Begriffe des „Landes Rheingau" nichts anzuhaben. Das „Amt" war seltsamerweise größer als das „Land"; allein mit der Auflösung der Mainzer Herrschaft verfiel auch das Amt sofort der Geschichte, während das Land ethnographisch und volkstümlich auch unter der neuen nassauischen Hoheit Bestand behielt.

Für den gleichsam persönlichen Sprachgebrauch des „Landes Rheingau" gibt es merkwürdige urkundliche Belege. Als im Jahre 1347 drei Edelleute von den Rheingauern bei Kiederich gefangen worden waren, verschrieben sie sich dem Erzbischofe Heinrich III. von Mainz und sagen in dem Briefe: „als uns sine Lant daz Ringauwe zu Kederich gevangen hatte"[2]). Wie hier „das Land" gefangen nimmt, so schenkte schon im 12. Jahrhundert das Land Rheingau den Grund und Boden (aus seinem gemeinsamen Waldbesitz) zur Fundierung des Klosters Eberbach; dies bezeugt Erzbischof Adalbert I. in der Stiftungsurkunde mit besonderem Ausdrucke: „ipsum monasterii fundum, qui ab incolis provincie ipsius oblatus est Deo meo consensu"[3]). Und noch im 18. Jahrhundert führte das Dorf Gladbach einen Prozeß mit dem „Lande Rheingau" wegen eines streitigen Grundstückes.

Wo aber der Name einer Landschaft so bestimmt und dauernd vom Volke selber festgehalten wird, da muß er von ihm wohl auch mit besonderem Stolze und als ein Ehrenname genannt werden. Dieses geschah und geschieht von dem Rheingauer. Mit geringschätzendem Seitenblick dagegen bezeichnet er von alters her seine nördlichen Nachbarn als „Überhöher", die „Lude vber Höe", wie sie schon im Anfange des 14. Jahrhunderts heißen.

---

[1]) S. Bär, Dipl. Nachr. II, 15 f.

[2]) Der ganze Brief bei Schunk, Beitr. z. mainz. Gesch. 2, 109.

[3]) Guden. Cod. dipl. I, 94, nach der Textberichtigung von Bär, Gesch. d. Abtei Eberb. I, 573.

Der Rheingauer und der Überhöher ist ein ganz ähnlicher Gegensatz wie Marschvolk und Geestvolk im deutschen Norden; in beiden bekundet sich die Überlegenheit eines reicheren, gebildeteren und vormals freieren Volkes über ein ärmeres und unfreieres. In den deutschen Mittelgebirgen kommt der Fall öfters vor, daß die Bewohner den volkstümlichen Namen ihrer Gebirgsgegend nicht gerne hören und überhaupt nicht zum eigentlichen Gebirg zählen wollen; es fragt sich, ob diese Scheu vor dem Namen der Heimat und die Furcht, daß der Fremde einen geringen oder spöttischen Begriff damit verbinde, nicht viel öfter auf alte politische Abhängigkeitsverhältnisse als auf die rauhe Natur der minder wirtlichen Striche zurückzuführen ist.

Zweites Kapitel

Abschließung des Gaues nach außen; Mangel eines Mittelpunktes im Innern

Ein Gau, der sich wie eine Stadt entwickelte, mußte im Mittelalter wohl auch stadtmäßig feste Grenzen, er mußte Wall und Mauer haben. Diese besaß der Rheingau. Im Süden und Westen war er durch den Rhein, im Norden durch die undurchdringliche Schutzhege des Landgebückes, im Osten durch eine mit demselben verbundene Kette von Festungswerken begrenzt und abgeschlossen. Diese Grenzwehr hatte aber nicht bloß rechtliche und strategische, sondern auch wirtschaftliche Bedeutung. Namentlich trug die feste Nord- und Westgrenze nicht wenig bei, die Form einer über den ganzen Gau zerstreuten städtischen Besiedlung dauernd zu sichern.

Das oft beschriebene Landgebück, ein fünfzig Schritt breiter, in sich verwachsener Waldhag, würde wohl kaum genügenden Schutz verliehen haben, wenn es nicht rechts und links von zusammenhängenden dichten Waldungen umgeben und nur auf wenigen Punkten von Pforten und Straßen durchbrochen gewesen wäre. Um diese ganze, über vier Stunden lange Landwehr fest zu bewahren, mußte daher die landwirtschaftliche Ansiedlung wie der Verkehr hier möglichst ferne gehalten werden. Nur ein einziger Hof, der Mapperhof, lag auf rheingauischer Seite im Waldbezirk, galt aber auch im späteren Mittelalter als der Sicherheit nachteilig, so daß ihn die Landschaft gerne wieder beseitigt hätte, und nur ein einziges kleines Dorf, Stephanshausen, welches aber, wie Bodmann sich ausdrückt, von den

Rheingauern nur „pfahlbürgermäßig und als Beisasse“ behandelt wurde und nur von einer sehr unbedeutenden Flur geklärten Landes umgeben war.

Hiedurch erhalten wir das auffallende Bild eines Gaues, der zur Hälfte ein zusammenhängender, von der Kultur kaum berührter Markwald ist, zur anderen Hälfte ein fast gartenmäßig angebauter Landstrich, die Nordhälfte selbst heute nur von ein paar hundert Menschen bewohnt, die Südhälfte seit sieben Jahrhunderten eine der dichtest bevölkerten Gegenden Deutschlands. Selbstverständlich waren diese schroffen Gegensätze zuerst in dem natürlichen Unterschiede eines milden, hügeligen, vom Strome bespülten Vorlandes und eines rauheren, bergigen und abgelegeneren Hinterlandes vorbedingt. Allein sie würden sich nicht dauernd in solchem Extrem behauptet haben, wenn das hintere Waldland nicht Gemeineigentum teils des Gaues, teils der vorderen Gemeinden geblieben wäre, und dieser Gemeinbesitz wiederum würde schwerlich durch so viele Jahrhunderte unberührt und unzerteilt geblieben sein, wenn ihn die Rheingauer nicht als eine natürliche Schutzwehr des Landes heilig gehalten hätten.

Es liegt nun aber die Frage nahe, warum eine so starke, am Rhein zusammengedrängte Bevölkerung, ausgerüstet mit städtischen Freiheiten und durch den Weinbau zum Handel getrieben, nicht zu einer größeren Stadt sich konzentriert habe? Allein, wenn die feste Westgrenze zu eng geschlossener Ansiedlung zwang, so trieb die feste Nordgrenze im Gegenteil wiederum die Ortschaften auseinander. Das mittlere Ergebnis war dann eben ein städtisches Land, keine Stadt.

Im Westen, von Rüdesheim bis unterhalb Lorch bildete nämlich der Rhein die Grenze; die Uferlinie war aber nicht wie an der Südseite des Gaues durch eine Kette ummauerter Flecken gefestigt, sondern durch die Unzugänglichkeit des Ufers und den gefährlichen Strompaß des Binger Lochs. Heutzutage führt freilich eine Fahrstraße und ein Schienenweg längs der steil zum Rhein abfallenden Felsberge; im Mittelalter war es nur ein schmaler Pfad, der an manchen Stellen selbst für den Fußgänger nicht gefahrlos gewesen sein soll, und das Binger Loch konnte

nur mit kleineren Fahrzeugen durchſchifft werden. Es lag im Intereſſe der Landesſicherheit, den alſo zu Land und Waſſer höchſt beengten Weg nicht breiter zu öffnen. Hiedurch war Lorch mit ſeinem uralten Weinbau und ſeinem Hafen von dem übrigen Rheingau abgeſchnitten. Da aber der Ort nicht bloß eine ſtattliche Bürgerſchaft, ſondern auch einen zahlreichen Adel beſaß, ſo entſprach es ganz mittelaltriger Art, daß ſich ſolche innere und äußere Selbſtändigkeit auch politiſch kundgab und zwar in einem eigenen Lorcher Landrecht und einem eigenen Zentgerichte. Lorch trug ſeinen Schwerpunkt in ſich, und es hätte eine Stadt werden können, wohl gar der wichtigſte Stapelplatz des Rheingauer Weinhandels, wenn nicht eben jene den Weg ſperrende feſte Weſtgrenze geweſen wäre. Das verhält ſich folgendergeſtalt:

Der Hauptzug des Rheingauer Weinhandels im Mittelalter ging ſtromabwärts. Da aber größere Schiffe damals das Binger Loch noch nicht paſſieren konnten, ſo mußten die für die Produktion wie für den Marktverkehr gleich wichtigen großen Rheinorte von Eltville bis Rüdesheim ihre Ware auf kleinen Fahrzeugen durch jenen berüchtigten Strompaß führen, um ſie erſt jenſeits auf eigentliche Handelsſchiffe verladen zu laſſen. Dies geſchah in der Regel zu Bacharach, weshalb man denn auch im Norden den Rheingauer Wein oft ſchlechthin Bacharacher nannte. Alſo lag der entſcheidende Stapelplatz der Rheingauer Weine außer Landes und im Gau ſelber bildete ſich kein zentraliſierender großer Hafen des Weinverkehrs. Im Gegenteil führte jene eigentümliche Form des Waſſertranſportes zur Entwicklung einer neuen halbſtädtiſchen Größe neben den bereits beſtehenden, nämlich Rüdesheims, welches die Steuerleute und die geſuchteſten Schiffer zu der Fahrt durchs Binger Loch ſtellte, aber dann auch wieder nur als Lotſen- oder Schifferſtation, nicht als Hafenplatz wichtig werden konnte. Allein da man nun doch die Rheingauer Weine unter allen Umſtänden umladen mußte und den Strompaß mit Recht fürchtete, ſo liegt beim Anblick der heutigen Straßen der Gedanke nahe, daß es ja weit vorteilhafter geweſen ſei, die Ware den kurzen Landweg längs des Rheines nach Lorch zu führen; das Binger Loch war dann umgangen, man konnte

in Lorch große Schiffe befrachten und hatte den Stapelplatz im eigenen Lande; Lorch würde eine erdrückende Nebenbuhlerin für Bacharach, es würde die Handelsstadt des Rheingaues geworden sein. So urteilen wir heute. Der mittelaltrige Rheingauer hingegen schlug ohne Zweifel die festungsartige Abschließung seines Landes weit höher an, als derlei wirtschaftliche Vorteile. Von Rüdesheim nach Lorch einen breiten Weg durch die Felsen längs des Rheines zu brechen, wäre für ihn nichts anderes gewesen, als wenn man damals einer Stadt zugemutet hätte, ihre Mauern niederzureißen, damit Handel und Gewerbe sich freier bewegen könne.

Es sind aber nicht bloß die festen Gaugrenzen, welche das Volk an den Rhein zusammendrängten, und doch anderseits auch wieder die langgestreckte Kette der Rheinflecken ohne Zentralisation auseinanderzogen. Viele anderen Gründe wirkten gleichfalls dahin, den Gau als Stadt zu bewahren, nicht aber eine dominierende Stadt im Gau aufkommen zu lassen.

Eltville war mit Stadtrechten ausgezeichnet, die einzige Stadt des Gaues, politisch die Hauptstadt und im 14. und 15. Jahrhundert zugleich Residenz der Mainzer Erzbischöfe. Trotzdem hat diese Stadt die größeren Flecken des Gaues an Volkszahl wie an wirtschaftlicher und sozialer Bedeutung niemals erheblich überragt, ja sie ist zeitweilig hinter einzelnen derselben zurückgeblieben. Da der ganze Gau nahezu städtische Freiheiten genoß, so war die Hauptstadt eben nur eine Stadt in der Stadt, mehr nur im Titel als in der Sache unterschieden. Auch die Bewohner der übrigen Orte des Rheingaues nannten sich „Bürger“ [1]), namentlich seit Eltville durch Ludwig den Bayern 1332 die Freiheiten der Stadt Frankfurt erhalten hatte, und bezeichneten ihre Dörfer als „Flecken“, die sie befestigten; nur vier kleine Dörfchen werden wirklich Dörfer genannt. Das Dorf war in diesem Lande die Ausnahme, ebenso die Stadt, der Flecken dagegen die Regel. Ein Flecken ist aber ein halbwüchsiges Mittelding zwischen Dorf und Stadt, genau wie der Rheingau als Ganzes ein solches Mittelding war.

[1]) Bodmann I, 125.

Das mainziſche Hoflager in der Hauptſtadt Eltville konnte aus ähnlichem Grunde nicht zentraliſierend wirken, wie die Stadt, weil nämlich gleichſam das ganze Land ein großes Hoflager war. Die Erzbiſchöfe beſaßen neben der Eltviller Burg noch den Scharfenſtein, Ehrenfels und Rheinberg. Hiezu kamen aber faſt in jedem Flecken Burgen des niederen Adels; ich finde im ganzen zwanzig rheingauiſche Burgen aufgezeichnet, die ſämtlich auf einem Flächenraum von beiläufig zwei Quadratmeilen zuſammengedrängt ſtanden.

Bemerkenswert iſt dabei, daß die allermeiſten Burgen des Adels in, nicht außer und über den Flecken lagen, gleichſam als Patrizierhäuſer in der großen Geſamtſtadt des Landes, weshalb denn auch die alten burglichen Baue ſpäter größtenteils von den bürgerlichen Bauten aufgezehrt wurden und der Rheingau heutzutage gar nicht mehr ſo auffallend burgreich erſcheint.

Weit zahlreicher noch als die Burgen waren aber die Adelsgeſchlechter, welche im Mittelalter im Rheingau teils angeſeſſen, teils bloß begütert waren; Bodmann zählt ihrer nicht weniger als achtundfünfzig auf. Politiſch vermochten ſie die Bürger nicht zu beugen, und es ſcheint vielmehr, als ob die ſtädtiſche Beweglichkeit des rheingauiſchen Grundbeſitzes den Adelsfamilien verderblich geweſen wäre. Denn die alten Dynaſtenhäuſer des Gaues verſchwinden frühzeitig unter dem niederen Adel und dieſer wiederum ſinkt mit dem Ausgange des Mittelalters auf eine immer mäßigere Zahl herab, ja von den vielen echt rheingauiſchen Geſchlechtern hat nur ein einziges — die Greifenklau von Vollrads — das 19. Jahrhundert erlebt. Wirtſchaftlich aber übte die große Schar fremder adeliger Grundbeſitzer im 13. und 14. Jahrhundert ſicher einen bedeutenden Einfluß auf das Land, und wäre es auch nur negativ geweſen, indem ſie das Aufkommen eines abgeſchloſſenen Bauerntums ebenſoſehr hinderte wie die Konzentrierung ſtädtiſchen Weſens und ſtädtiſcher Betriebſamkeit.

Es waren aber nicht bloß viele fremde Adelsfamilien, ſondern auch Mainzer Bürgergeſchlechter im Rheingaue anſehnlich begütert, und wie wir heutzutage eine Menge fremder reicher

Leute im Besitze von Grundstücken, Schlössern und Landhäusern am Rheine finden, so stand es im Rheingau auch schon vor fünf- bis sechshundert Jahren. Das ist aber im Mittelalter eine weit auffallendere und folgenreichere Tatsache als in unserer Zeit, und sie führt uns zu einem weiteren charakteristischen Gegenzuge in dem mittelaltrigen Zustande des Landes, der sich in dem Satze ausspricht, daß der Gau gegen das Nachbarland aufs strengste und wie mit einer großen Stadtmauer abgeschlossen war, im Innern aber wimmelte es von fremden Elementen.

Zu alledem kommt dann endlich noch eine höchst ausgedehnte und einflußreiche geistliche Bevölkerung. Die Zahl der Klöster wuchs allmählich auf zwölfe. Schon Pater Bär bemerkte: „Kaum wird man in einem anderen so eingeschränkten Bezirke, die großen Städte ausgenommen, solche Klösterzahl finden.“ Unter diesen vielen Klöstern gab es allerdings ein Hauptkloster, einen ganz entschiedenen Mittelpunkt klösterlicher Kultur, die Zisterzienserabtei Eberbach. Allein Eberbach entstand und blühte erst zu einer Zeit, wo das Ordenswesen freilich mächtiger und breiter sich auswuchs als je zuvor, wo aber die Klöster schon keineswegs mehr die fast ausschließenden Herde höherer Gesittung waren. Gerade in der Zeit, wo Klöster wie Fulda, St. Gallen, Corvey u. a. die wahren geistigen Hauptstädte ganzer Länder sein konnten, d. h. in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, besaß der Rheingau gar kein Kloster und erst seit 1050 die unbedeutenden Anfänge von Eberbach und Bischofsberg (Johannisberg). Eberbachs Blüte und Macht gehört der zweiten Hälfte des 12., dann dem 13. und 14. Jahrhunderte an; damals wetteiferte aber bereits die selbständige weltliche Bildung des Rittertums und dann der Städte mit der klösterlichen. So geschah es, daß Eberbach eine durch Klosterzucht, reichen Grundbesitz, tüchtige Wirtschaft und Gelehrsamkeit weit berühmte Abtei werden konnte, ohne daß der Rheingau durch dieses sein Hauptkloster zu geeigneter städtischer Bildung und eigenartiger, schöpferisch maßgebender Geisteskultur emporgehoben worden wäre. Eberbach, für die Lokalgeschichte so äußerst wichtig, gehört nur auf einem Punkte der deutschen Kulturgeschichte an, nämlich durch seine landwirtschaftlichen

Reformen. Durch sein Landrecht wurde der Rheingau zu einer großen Stadt, durch das berühmte Kloster aber wurden die Bürger nicht Städter, sondern gegenteils erst rechte Musterbauern.

So finden wir überall den Gegenzug, der das Land städtisch, die Bürger aber wieder bäuerlich machte. Und fassen wir die bisher gewonnenen Resultate zur Überschau noch einmal in statistischer Kürze zusammen, so erhalten wir folgendes Bild, welches gewiß im ganzen Reiche seinesgleichen nicht fand:

Ein fest begrenztes, stadtmäßig beschlossenes Land von beiläufig vier Quadratmeilen Flächengehalt, die Nordhälfte fast kulturloser Waldboden, die Südhälfte höchstkultiviert und dicht bevölkert. Nach einer Schätzung von 1525 hatte der Gau gegen 15 000 Einwohner (jetzt wohl an 25 000), welche fast durchaus auf jene zwei Quadratmeilen zusammengedrängt waren, und die mittelaltrige Volkszahl dieses Striches würde auch heute noch als eine sehr dichte gelten. Das Volk siedelte in einer Stadt, neunzehn nahezu städtischen Flecken und vier Dörfern. Neben und in den Ortschaften aber erhoben sich zwanzig Burgen, gegen sechzig, teils fremde, teils einheimische Adelsgeschlechter waren auf dem engen Raume begütert und obendrein hatten noch zwölf Klöster — wenn auch nicht alle gleichzeitig — auf demselben Striche Raum und teilweise reichen Besitz gefunden. Endlich dürfen wir dann auch den Weltklerus nicht vergessen, von dessen Kopfzahl uns die Notiz einen ungefähren Begriff gibt, daß die Pfarrkirche zu Lorch allein im Jahre 1390 dreiundzwanzig mit selbständigen Benefizien ausgestattete Geistliche zählte [1]). Gewiß ein so dichtes und buntes Gemisch der sozialen Gruppen und der Interessen, wie es das Mittelalter sonst nur in den Städten, nicht aber auf dem Lande kennt.

Allein selbst diese Gruppen werden noch einmal gekreuzt nach Maßgabe der verschiedenen Rechtsverhältnisse, in welchen Adel und Klerus standen gegenüber den Bürgern, die Eingesessenen gegenüber den Forensen, die Stadt gegenüber den Flecken, die zwei unfreien Dörfer (Presberg und Stephanshausen) gegen-

[1]) Würdtwein, Dioec. Mogun. IV, 200.

über den freien Ortschaften und weiter die sogenannten „Mutterorte“ des Gaues, welche in Sachen der Markverfassung Sitz und Stimme im Haingericht hatten, gegenüber den Töchterorten, die nur durch jene vertreten waren und den Waldflecken ohne Stimmrecht, endlich aber die Ortschaften im Genusse von „Meinderecht“ und Markrecht gegenüber jenen beisassenartigen Orten, welche bloß Meinderecht besaßen.

Drittes Kapitel

Wandelbarkeit der Ortschaften

Lage und Namen der Dörfer, Gemarkungsgrenzen und Flureinteilung gehören zu den festesten und ältesten Altertümern deutschen Kulturlebens, und man hat darum diese so selten verrückten Grundformen der bäuerlichen Siedlung oft genug als Urkunden für eine Frühzeit benützt, über welche uns unmittelbare Geschichtsquellen fehlen.

Auch hier macht der Rheingau eine Ausnahme von der Regel. Wir finden während der mittelaltrigen Blütenperiode vom 12. bis 16. Jahrhundert nicht nur einen auffallend häufigen Güterwechsel im einzelnen — Kauf und Tausch, Arrondierung und Parzellierung im Grundbesitze —, sondern auch die Dörfer selbst mit ihren Fluren scheinen teilweise hineingezogen in diese allgemeine Beweglichkeit. Die vierundzwanzig Ortschaften des alten Rheingaues, deren ich oben gedachte, enthalten in sich und neben sich nicht weniger als vierzehn, welche in historischer Zeit Lage oder Namen gewechselt, oder von anderen Orten aufgesogen oder als förmliche Kolonien neu gegründet worden sind. Eine so große Beweglichkeit in der Siedlung, eine solche Wanderung der Dörfer auf so engem Raum dürfte in anderen deutschen Gauen schwerlich ihresgleichen finden.

In dem Berg- und Hügellande nördlich des Rheingaues bis zum Westerwald hinauf finden wir einen Wandel anderer Art bei den Ortsanlagen, nämlich fast zahllose ausgegangene Dörfer, ausgestorben infolge der Kümmerlichkeit ihres Daseins, oder durch Kriegs- und andere äußere Nöte vom Boden hinweggefegt. Die Ortsveränderungen des Rheingaues sind aber nicht durch Not und Verwüstung geschaffen worden, sondern gegenteils eine Folge der wirtschaftlichen und politischen Blüte des Landes. Darum fallen sie auch mit geringen Ausnahmen in

die glücklichſten Tage rheingauiſchen Lebens, in die Jahrhunderte, wo der Gau, feſt und wehrhaft, keinen Einbruch eines äußeren Feindes [1]) fürchtete — 11. bis 16. Jahrhundert. — Ein ſehr beträchtlicher Teil jener eingegangenen Dörfer nördlich der Höhe fiel erſt dem Dreißigjährigen Kriege zum Opfer; der Rheingau hingegen hat ſelbſt durch dieſen Krieg, unter welchem er nicht minder wie alles Nachbarland litt, nicht ein einziges Dorf verloren. Die Beweglichkeit in Gut und Siedlung kam hier zum Stillſtand, als die alten Rechte und Freiheiten ſchrittweiſe illuſoriſch wurden und die Wirtſchaftsblüte des Gaues im engen Zuſammenhange mit dem Verfall des deutſchen Städteweſens zu Grunde ging.

Wie in einer Stadt Quartiere, Straßen und Häuſer umgebaut werden und Beſtimmung und Namen wechſeln, ſo erging es ähnlich manchem rheingauiſchen Dorfe, und die wirtſchaftlich motivierte Beweglichkeit in Grund und Boden, welche ſich ſogar bis auf die Dörfer erſtreckte, zeigt uns den ſtädtiſchen Charakter des Gaues in beſonders ſcharfem Gepräge.

Die folgenden näheren Nachweiſe aus der Ortsgeſchichte öffnen uns darum zugleich auch einen Blick in die rheingauiſche Wirtſchaftsgeſchichte.

Zwei Ortſchaften ſind geradezu gewandert und wählten ſich eine neue Lage: Walluff und Rauenthal. Das erſtere lag noch im 10. Jahrhunderte rechts und ſeitab der Waldaffe, alſo in der Königshundrete, zog ſich dann allmählich zum Bache und über denſelben, es wanderte ein in den Rheingau und ließ an ſeiner urſprünglichen Stätte nur noch das Wahrzeichen einer einſam im Felde gelegenen Kirchenruine. Augenſcheinlich führte hier die politiſche Attraktionskraft des gefreiten Gaues das Dorf an und über den Grenzbach. Rauenthal dagegen entſtand erſt im 13. Jahrhundert als eine Weinbaukolonie und ſtieg erſt nach dem Jahre 1558 aus dem engen und rauheren Tale auf die

[1]) Der Rheingau durfte ſich im Mittelalter jenen Städten vergleichen, die man „jungfräuliche“ nannte, weil noch kein Feind ſiegreich zu ihren Toren eingezogen war. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach machte dieſem Ruhme im Jahre 1552 ein Ende.

ſonnigere Anhöhe, daher das ſeltſame Widerſpiel, daß das Dorf, welches einen der mildeſten Berge krönt, heute „Rauenthal“ heißt.

Ein *dittes* Dorf in dieſer Gegend, Rode, wanderte im 15. Jahrhundert teils nach Martinsthal, teils nach Walluff aus; die Gemarkung fiel an Martinsthal, welches ſeinen Namen in Neudorf verwandelte. Und weil dann geradezu alle Orte an dieſer Oſtgrenze entweder wanderten oder wenigſtens den Namen wechſelten, ſo vermutet man, daß auch die Nonnen des ſpäter verſchwundenen Kloſters Rode nach Tiefenthal ausgewandert ſeien.

An Rauenthal als eine Wirtſchaftskolonie des Erzſtiftes Mainz reihen ſich dann noch mehrere ſolcher *Dorfkolonien*; Lorchhauſen, eine Kolonie von Lorch, wurde vermutlich ſchon im 12. Jahrhundert gegründet, um Arbeitskräfte zur Urbarmachung des großen Lorcher Markanteils heranzuziehen, Hallgarten wurde durch Koloniſten des Kloſters Eberbach beiläufig zur ſelben Zeit aus einem Hofe in ein Dorf verwandelt, Dorf Johannisberg entſtand in dem nämlichen Jahrhunderte als eine Kolonie des Kloſters Johannisberg. Daß Eibingen eine „durch den erweiterten Güterbau veranlaßte“ Kolonie von Rüdesheim geweſen ſei, hält Bodmann für wahrſcheinlich, und Mittelheim iſt eine erſt im 12. Jahrhundert durch die Auswanderung der Mönche von Gottesthal hervorgerufene Dorfkolonie von Winkel.

Von Winkel bis Hattenheim drängt ſich die Siedlung am dichteſten zuſammen; auf einer Uferlinie von beiläufig *einer* Stunde Wegs lagen hier *ſechs* Dörfer, welche jetzt in vier konzentriert erſcheinen. Eines davon, Klingelmünde, iſt ganz verſchwunden, ein anderes, Reichardshauſen, wurde im 12. Jahrhundert durch eine förmliche Wirtſchaftsoperation der Eberbacher Mönche ausgekauft und ausgetauſcht und in einen Kloſterhof verwandelt; gegenwärtig iſt es ein Schloß.

So teilen ſich die Ortſchaften des Rheingaues geradezu in *Mutterorte und Kolonien*, ein Ausdruck, der auch den früheren Topographen des Landes bereits geläufig iſt, und neben uralten, zum Teil auf die Römerzeit zurückdeutenden Anſiedlungen, ſteht eine beträchtliche Zahl neuer Orte, die erſt dem infolge der politiſchen Selbſtändigkeit des Gaues ſo hochge-

ſteigerten Koloniſationsgeiſte des 12. und 13. Jahrhunderts ihren Urſprung verdanken. Der Gau hat die Zahl ſeiner Dörfer damals etwa um ein Drittel vermehrt, woraus wir auch einen Schluß auf die raſche Zunahme der Bevölkerung ziehen können, und aus den Freiheiten und Rechten erwuchs nicht nur ein neuer Volkscharakter und ein neues Wirtſchaftsleben, ſondern auch eine neue Landkarte.

Bei dieſer neuen Karte darf dann auch wohl noch des auffallenden Wechſels der Ortsnamen gedacht werden, als eines Zeugniſſes für den neugeſtaltenden Geiſt, der in die freien Rheingauer gefahren war. Martinsthal wurde in Neudorf verwandelt, Klingelmünde in St. Bartholomä, Biſchofsberg in Johannisberg, Hauſen in Aulenhauſen und das Kloſter Aulenhauſen in Marienhauſen, aus Neuenhaus entſtand die Kartauſe Petersthal und aus Düppenhauſen das Kloſter Marienthal.

Höchſt planvoll wurde die Koloniſation des Landes im 12. Jahrhundert von den Eberbacher Mönchen betrieben. Sie gründeten neue Höfe nicht bloß um wüſtes Land anzuroden, ſondern auch um ihre zerſtreuten Beſitzungen aus den Dörfern und Dorfgemarkungen herauszuziehen, ihre Güter zuſammenzulegen und abzurunden. Dadurch erhielt ein bedeutender und wahrlich nicht der ſchlechteſte Teil des rheingauiſchen Kulturlandes neue Gruppierung und Anordnung. Man könnte aber einwenden, dieſe Umformung bei Grund und Boden hänge dann doch nicht mit der ſtädtiſchen Freiheit und Beweglichkeit des Landes zuſammen, ſondern vielmehr mit der Ordensregel der Ziſterzienſer, kraft deren zwar der Beſitz von Landgütern geſtattet war, dieſe aber vereinzelt liegen ſollten, a saecularium hominum habitatione remotae. Und ſo ſind denn Kloſterhöfe auch anderwärts die charakteriſtiſchen Begleiter der Ziſterzienſerklöſter. Das iſt ganz richtig. Ebenſo richtig iſt aber auch, daß bei keinem anderen deutſchen Ziſterzienſerkloſter die koloniſatoriſche Landwirtſchaft ſo entſcheidend geworden iſt für die ganze kulturgeſchichtliche Bedeutung des Kloſters wie bei Eberbach. Wer ſich davon überzeugen will, der nehme die treffliche Geſchichte der Abtei vom Pater Hermann Bär zur Hand: Niemand wird in dieſem vor wenigen Jahren erſt herausgegebenen Manuſkripte eines Eber-

bacher Mönches des Neuen und Belehrenden mehr finden, als der Hiſtoriker der Nationalökonomie. Die erſte Tat des Kloſters nach außen war die Gründung jener Muſterhöfe, und die vier wichtigſten entſtehen ſchon unter dem erſten Abte (Ruthart 1131 bis 1157). Die ſinnreichen und umfaſſenden Wirtſchaftspläne der Mönche würden in einem anderen Lande mit bäuerlich gebundener Bevölkerung und gebundenem Grund und Boden gar nicht auszuführen geweſen ſein. Schrittweiſe durch Schenkung, Tauſch und Kauf von allerlei Parzellen konnten die Kloſterhöfe im Rheingau mit abgerundetem Gut ſich umgeben. Es währte z. B. von 1141—1211, bis es gelungen war, den Draiſener Hof mit einer ununterbrochenen Feldflur auszuſtatten; die Erwerbungen wurden, wie Bär nach einem Archivalauszug des letztgenannten Jahres berichtet, von „Edelleuten und Bürgern“ gemacht und es kam dabei vor, daß es ſich um Gewinnung von Parzellen handelte, die bis zu einem, ja zu einem Viertelsmorgen hinabſtiegen. Das zeugt nicht nur von der Beweglichkeit, ſondern auch von dem Werte des Grundes und Bodens, zwei Eigenſchaften, welche in der Regel Hand in Hand gehen, am innigſten aber ſich da verbinden werden, wo der Landbau durch die unmittelbare Nähe ſtädtiſcher Kultur befruchtet iſt.

Viertes Kapitel

Gewerbebetrieb auf dem Lande

Im Rheingau kommt während des Mittelalters alle mögliche Betriebsamkeit vor: Landbau, Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft. Trotzdem fehlt aber gar viel, daß man den Gau volkswirtschaftlich ebensogut einer Stadt vergleichen könnte wie nach seinen politischen Rechten.

Der Standpunkt der Gewerbe charakterisiert sich schon durch eine Meinungsverschiedenheit, welche zwischen den beiden Hauptautoritäten rheingauischer Geschichtsforschung, Bär und Bodmann, besteht. Bär legt nämlich auf das urkundliche Vorkommen vereinzelten Gewerbebetriebs im Lande ein größeres Gewicht als Bodmann zugeben will, und letzterer meint, ein in Eltville auftretender Falkenjäger sei merkwürdiger als die Manufakturen, deren Bär gedenkt, und selbst ein bei jener Stadt erwähnter pannifex sei nur eine Winterschwalbe gewesen. Nun wird es freilich heutzutage jeder Kenner mittelaltriger Wirtschaftsgeschichte denn doch für merkwürdiger halten, daß im Rheingau ein Goldschmied auf dem Lande (in Hattenheim) arbeitete, daß Zeug- und Waffenschmiede und ein Weber in Dörfern vorkommen, ebenso Gerbereien, Walkmühlen und eine klösterliche Tuchmanufaktur, als daß ein Falkenjäger in Eltville saß, und man muß jene vereinzelten Notizen wohl immerhin als ein seltenes Zeugnis des Hereinragens städtischen Betriebes in überwiegend landwirtschaftliche Arbeit gelten lassen. Allein fänden sich auch doppelt und dreimal so viele über das Land zerstreute Handwerker in Urkunden erwähnt, so dürften wir doch nicht von städtischem Gewerbewesen reden. Dieses ist im Mittelalter durch die Korporation, die Zunft bedingt, welche in ihrer politischen, sozialen, wirtschaftlichen und militärischen Verfassung aufs innigste mit der Idee der Gemeinde verwachsen ist. Rechte und Freiheiten der Stadt und ihrer Gewerbekorporationen bedingen und tragen

ſich gegenſeitig. Von dergleichen aber iſt im Rheingau gar nicht die Rede, und man könnte leichter beweiſen, daß das mit wirklichen Stadtrechten ausgerüſtete Eltville in dieſem Sinne nicht einmal eine vollwichtige Stadt geweſen ſei, als daß das ganze Land gewerblich ſtädtiſchen Charakter gehabt habe. Es war ein Bauernland mit Bürgerrechten und allerlei vereinzeltem und eben darum machtloſem Gewerbebetrieb.

Anderſeits bekundet ſich jedoch wieder der Übergangscharakter des Gaues in einer auffallenden Blüte unmittelbar mit der Bodenproduktion verbundener Hilfsgewerbe. Die Bauern nennen ſich Bürger und in den Landwirten lebt ein entſchieden induſtrieller Geiſt. Der Weinbau ſtreift an ſich ſchon zu Gewerbe und Handel hinüber, und wenn ſich hier am Rheine ein kräftig entwickeltes Schiffergewerbe mit dem Weinverkehre verband, ſo darf uns dies nicht wundernehmen. Dagegen ſtaunen wir über die Blüte des Mühlenbetriebs und Mehlhandels in unſerem Gau, welcher doch mit ſeinem Getreidebau lange nicht den eigenen Bedarf deckte. Die kleinen Rheingauer Bäche ſind wie beſät mit Mühlen, beiläufig fünfzig an der Zahl, und die Anlage einzelner dieſer Bachmühlen läßt ſich bereits im 12. und 13. Jahrhunderte nachweiſen. Abgeſehen von der Gunſt der vielen Waſſergefälle war es die Nähe der beiden großen Fruchtmärkte in Mainz und Bingen, die Verkehrsſtraße des Rheines und die gewerbliche Tüchtigkeit der Rheingauer Müller, was dieſer Getreideinduſtrie in dem weinbauenden Lande ſo breiten Boden ſchuf. Bär bemerkt nämlich, daß der Mehlhandel hauptſächlich an den Niederrhein und nach Köln gegangen ſei, weil man dort nur wenige Mühlen beſeſſen (die Windmühlen ſind neueren Urſprunges) und kein ſo feines Mehl habe mahlen können. Aus ähnlichen Gründen mag man ſich auch das Gedeihen der Gerbereien in einem mittelaltrigen Gaue erklären, der immer an Weide- und Wiesland Mangel litt und nur mühſam und mit allem Aufgebot wirtſchaftlichen Scharfſinnes den zur Weinbergsdüngung nötigen Viehſtand aufrecht zu erhalten vermochte [1]).

[1]) Bär ſchreibt in den Diplomat. Beiträgen vom Jahre 1790, die Stallfütterung ſei von vermögenden Rheingauern Bürgern und

Das Dorf Aulenhausen, durch die Ungunst der Lage von der reichen Bodenkultur der Nachbarorte ausgeschlossen, wandte sich schon so frühe zum Betrieb der Töpferei, daß es von den Ullnern (Töpfern) sogar seinen Namen erhalten haben soll. Und selbst der große Markwald des Rheingaues, welcher geflissentlich gegen den Anbau abgesperrt wurde, mußte in den zahlreichen Kohlenbrennereien wenigstens eine halbwegs gewerbliche Ausbeute liefern. Es gab hier förmliche Köhlerkolonien, und die Sage erzählt, daß das Grenzdorf Gladbach einer solchen seinen Ursprung verdanke. Dem stolzen Rheingauer Bürger deuchte aber derlei Erwerb zu geringe und er überließ ihn fremden Leuten, die an den gemeinen Rechten und Genüssen des Gaues keinen Teil hatten. Ähnlich fiel das Graben und Verführen von Putzsand und das Schieferbrechen in den angrenzenden Tälern einem armen und unfreien Volke zu, so daß nicht nur für die Grundform des Bodenanbaues, sondern auch für die bäuerlich gewerblichen Nebennutzungen die Grenze des gefreiten Landes zur Scheidelinie wurde. Dieser Gegensatz ist auch heute noch lange nicht verwischt.

Ein Zeugnis, wie hier alte Anschauungen und Einrichtungen auch bei sonst gänzlich veränderten Zuständen noch immer fortwirken, liefert das hart an der Rheingauer Grenze gelegene, weiland kurpfälzische Städtchen Kaub. Das Schieferbrechen hat sich dort zu einem ordentlichen Bergbau mit ausgezeichneter, weitberühmter Produktion gesteigert. Trotzdem gelten die Schieferbrecher — über 300 Bergleute — neben den altbevorzugten

---

anderen Einwohnern schon lange eingeführt. Derselbe Autor gibt uns aber in seiner Eberbacher Geschichte eine Notiz, aus welcher ich wenigstens mit Wahrscheinlichkeitsgründen einen genaueren Schluß auf das hohe Alter der Stallfütterung im Rheingau ziehen zu können glaube. Die Eberbacher Mönche hatten auf ihrem Klosterhofe zu Leheim (im Gerauer Lande) schon im 13. Jahrhundert Stallfütterung. Da aber die Bewirtschaftung der Eberbacher Klosterhöfe überall nach planvoll zusammenhängender Methode eingerichtet wurde, so läßt sich wohl annehmen, daß die Stallfütterung auch auf ihren Rheingauer Höfen, wo überdies die Natur des Bodens weit mehr hiezu drängte, als bei Leheim, im 13. Jahrhundert schon versucht worden sei.

Schiffern noch immer „als glebae adscripti und werden mit Hochmut behandelt“ [1]), sie haben es noch nicht zu jener korporativen Organisation gebracht, die anderwärts den Bergmann so entschieden kennzeichnet, besitzen keine eigene Tracht, keine Knappschaftskasse, keine Bergfeste und nur wenig von der bergmännischen Sprache, indes die Schiffer (die „Schiffichen“) sich noch immer durch Tracht, Spracheigentümlichkeiten, gemeinsame Feste und stolze genossenschaftliche Abschließung auszeichnen.

Wenn übrigens die Bürger des Rheingaues im Mittelalter der Handwerkerzünfte entbehrten, so gliederten sie sich darum doch in mancherlei Körperschaften, welche wiederum mehr städtischen als ländlichen Charakters sind. Hieher gehören z. B. die mehrere Gemeinden umfassenden sogenannten Kumpanschaften, woraus der Landesheerbann zusammengesetzt war, und welche recht eigentlich die militärische Gliederung der Städtebürger nach Zünften ersetzten.

Einer ganz individuellen Form genossenschaftlichen Verbandes will ich hier aber näher gedenken, weil sie örtlich originell ist und sich in Bruchstücken bis auf diesen Tag erhalten hat. Es sind dies die sogenannten Nachbarschaften oder Brunnengesellschaften. Das Alter derselben reicht jedenfalls hoch ins Mittelalter hinauf, obgleich, wie es scheint, ältere schriftliche Statuten als vom Jahre 1607 [2]) bis jetzt nicht bekannt geworden sind. Die Nachbarn gewisser Straßen oder Viertel verbünden sich zur Unterhaltung und Reinigung eines gemeinsamen Brunnens, erwählen alljährlich einen „Bornmeister“, legen ein „Bornbuch“ an, verpflichten sich dann aber nicht bloß zum Zusammenhalten betreffs des Brunnens, sondern auch zu gemeinsamen Festen, zu Hilfeleistung in allerlei Not und Gefahr, namentlich auch zu gegenseitiger Totenbestattung und zu gemeinsamem Trost im Leide. (Zum letzten ist es auch ein altes Herkommen, daß die ganze Nachbarschaft einem Nachbarn sein Kreuz helfe tragen und

[1]) Eigene Worte eines Kauber Pfarrers in Kehreins „Volkssprache und Volkssitte“ im Herzogtum Nassau II, 193.

[2]) Abgedruckt bei Schunk a. a. O. III, 243. Die „Nachbarschaft“ nennt sich damals schon die „uralt Benachbarten“.

trinke ein Maß Wein mit demſelben zum Troſte.) Ein Nachbar ſoll nicht einmal verreiſen, ohne es vorher der „Nachbarſchaft“ unter Angabe der Urſache zu melden und Urlaub zu erholen, bei Strafe eines halben Viertels Wein. (Die Strafen ſind überhaupt faſt ſamt und ſonders in Wein ausgemeſſen.) Am härteſten wird Zank und Streit in den Verſammlungen geſtraft: der Friedensſtörer muß der geſamten Nachbarſchaft für dieſen Tag die Zeche bezahlen — „wie vor alters“. Dieſe Korporationen hatten dann auch ihre eigenen Fahnen und Trommeln, ja von „Hacken und Geſchütz“ iſt die Rede, „ſo gemeiner Nachbarſchaft zuſtändig“; doch ſind dies wohl nur Böller zu Freudenſchüſſen geweſen. Beſonders merkwürdig aber iſt das Brunnenbuch, in welchem keineswegs bloß Notizen über das Brunnenfegen enthalten ſind, ſondern es ſollen vielmehr „jährlich alle denkwürdigen Sachen darin verzeichnet werden“. Und ſo finden wir denn auch in den von Schunk mitgeteilten Proben, daß dieſe Brunnenbücher kleine Chroniken geweſen ſind und wie auch die Statuten ſelbſt, von der ſtädtiſchen Bildung jener Bürger auf dem Lande Kunde geben.

Gegenwärtig ſollen dieſe Nachbarſchaften noch am vollkommenſten in Lorch ſich erhalten haben, ſie kommen aber auch weiter rheinabwärts vor[1]), und das „Bornbuch“ beſteht noch als „Nachbarbuch“; neben den uralt herkömmlichen Zwecken dienen die Zuſammenkünfte jetzt aber auch zur Vereinbarung über Landtags- und Gemeindewahlen, Adreſſen und dergleichen, und hält hier alſo ſogar der Konſtitutionalismus mit dem Mittelalter gute Nachbarſchaft.

[1]) Kehrein a. a. O. II, 189. Vergl. auch die Frankfurter Brunnenordnung in Lersners Frankf. Chron. II, 10.

Fünftes Kapitel

Handel und Geisteskultur

Wie das Gewerbe im Rheingau vereinzelt blieb und ohne politisch korporative Geltung, so auch der Handel. Der Gau hatte handeltreibende Weinproduzenten, aber keine Kaufleute.

Seine größten Handelsherren wären die Eberbacher Mönche gewesen, wenn ihnen die Ordensregel erlaubt hätte, sich anders als mittelbar am Handel zu beteiligen. Die Rheingauer Bürger suchten den nächsten Stapelplatz ihrer Weine außer Landes, in Bacharach, und die Eberbacher Mönche besaßen in Köln eine Hauptniederlage „ihrer entbehrlichen Produkte", wie Pater Bär vorsichtig sich ausdrückt. Diese entbehrlichen Produkte müssen aber sehr massenhaft gewesen sein; denn zum bequemeren Vertrieb derselben trat die Stadt Köln dem fernen Kloster 1191 das neben seinem Handelshof gelegene Rheintor zu St. Servatius samt daran stoßendem Grund und Boden als Eigentum ab mit der Befugnis, „daß sich die Eberbacher nach ihrem Belieben und Bedürfnis anbauen und in Friedenszeiten sowohl das Tor als die auf demselben zu errichtenden Anlagen frei benutzen könnten. Nur behielt sich die Stadt das Recht vor, bei Entstehung einer Fehde daselbst ihre Wachen aufzustellen"[1]). Der Besitz dieses fremden Stadttores blieb durch Jahrhunderte der Stolz des Klosters, und er war in der Tat ein stattliches Wahrzeichen seiner politischen und Handelsmacht.

Wenn es aber der Rheingau auch zu keiner eigenen Kaufmannsgilde brachte, so entwickelte er doch Handelseinrichtungen,

[1]) Die Urkunde, auch für die mittelaltrige Städtegeschichte interessant, findet sich abgedruckt in Bärs Dipl. Nachr. Beil. XXVIII. Erst 1595 verkauften die Eberbacher Turm und Tor mit allem Rechte wieder an die Stadt Köln.

die wieder entſchieden auf das Städteweſen hinüberdeuten. Das Land handhabte ſeine gemeinſame Handelspolizei und Handelspolitik. Das iſt durchaus nicht bäuerlich. Sind doch unſere deutſchen Bauern heute noch vor allen Ständen wirtſchafts- und ſittenpolizeilich am meiſten vom Staate bevormundet. Sie haben im Mittelalter die Förderung der eigenen Produktion und die Ordnung des Vertriebes ihrer Produkte nicht genoſſenſchaftlich in die Hand nehmen können wie die Städte, und ſo ſetzte ſich der moderne Staat zum volkswirtſchaftlichen Vormund frei gewordener Bauernſchaften, weil die hörigen Vorfahren nicht gelernt hatten, ihre Wirtſchaft gemeinſam zu ordnen. Aber auch die freien Bauern waren individualiſtiſch und ſcheuten vor der wirtſchaftlichen Korporation zurück, die im Mittelalter allein Schutz und Macht verlieh, wie in unſerer Zeit vor der Aſſoziation.

Darin unterſcheiden ſich nun die alten Rheingauer von anderen freien Bauern: die Natur des Weinbaues und Weinhandels zwang ſie zu gemeinſamen Wirtſchaftsmaßregeln und ihre landespolizeiliche Autonomie ermöglichte deren Handhabung. Die ehemaligen Kellerviſitationen und die Maßregeln gegen Weinverfälſchung[1]), welche uns jetzt als läſtiger Zwang erſcheinen würden, ſind vordem hier auf dem Lande vielmehr Zeichen gemeiner Freiheit und Selbſtändigkeit geweſen, gerade ſo wie die Zünfte in der Stadt, die uns jetzt Feſſeln und Schranken dünken, weiland Hegeſtätten der Bürgerfreiheit, ja der Demokratie geweſen ſind.

Eine höchſt eigentümliche und darum auch oft erörterte Form rheingauiſcher Handelspolizei begegnet uns auf den Weinmärkten in den ſogenannten „Gabelungen“. Sie ſollen in ihren Anfängen bis ins 12., ja ins 11. Jahrhundert hinaufſteigen; genauen Nachweis über das als „altes Herkommen“ bezeichnete

[1]) Die Strafverfügungen gegen Weinfälſcher ſcheinen urſprünglich von den Handelsſtädten ausgegangen zu ſein. S. Bodmann a. a. O. I, 407 und 409, wo ein Beiſpiel exemplariſcher Beſtrafung von Weinfälſchern in Köln aus einer handſchriftlichen Chronik mitgeteilt wird. Auch wäre das Frankfurter Verfahren gegen Weinfälſcher, wie es in Lersners Chronik I, 493 dargeſtellt iſt, hier in vergleichenden Betracht zu ziehen.

Verfahren hat uns Niklas Itzstein in seinem 1643 zusammengestellten „Rheingauer Landesbrauch" aufbewahrt. Damit die guten Weine nicht ausschließend von den fremden Kaufleuten gekauft und zu immer höheren Preisen hinaufgetrieben, die geringeren aber entwertet würden und liegen blieben, sortierte man die Ernte ganzer Gemeinden und teilte die Fässer in Lose von je zwei Stück und zwar derart, daß das beste Faß mit dem schlechtesten, das zweitgute mit dem zweitgeringsten und so fort zusammengetan wurde, wobei dann die mittlere Qualität endlich in den mittleren Losen sich vereinigte. Hiedurch waren überall mittlere Werte hergestellt und man konnte einen gleichheitlichen mittleren Preis durch Meistgebot bestimmen; war dieser erzielt, so zog ein jeder Käufer sein Los.

Als einmal in Rauenthal ein gegabeltes Faß liegen blieb und nachträglich von einem Kaufmann in Braunschweig reklamiert wurde, ließ es ihm die Gemeinde nicht eher ausfolgen, bis er von sämtlichen Mitkäufern das Zeugnis beibrachte, daß sie auf das Faß keinen Anspruch machten. Diese Mitkäufer wohnten aber in Walluff, Dortrecht, Schleswig und Minden, und das Gabelungsprotokoll war auch nach Minden gewandert! Darum beschloß man, daß künftighin eine Abschrift des Protokolls am Orte bei Gericht hinterlegt werden solle[1]).

Solche Gabelungen dünken uns jetzt wohl höchst wunderlich: dennoch bekunden sie im Mittelalter und den nächstfolgenden Jahrhunderten eine selbständige und gemeinsame Handelspolitik unseres Gaues, und man prophezeite schlimme Folgen, als sie im 18. Jahrhundert aufgehoben wurden! Sie waren aber tatsächlich in sich selbst zusammengefallen und zwar aus dem Grunde, weil sich die großen Kapitalisten auf eigene Faust davon befreit hatten. Denn der Adel und die Stifter und dann auch die reicheren Bürger nahmen sich die Freiheit vor der Eröffnung des Marktes zu verkaufen und dadurch der für sie am wenigsten erwünschten Gabelung zu entgehen. Wie das große Kapital durch Manufakturen und Fabriken die Zünfte ökonomisch trocken gelegt hat,

[1]) Schunk a. a. O. II, 398.

ſo ſprengte dasſelbe auch den genoſſenſchaftlichen Bann des Weinbaues und Weinmarktes.

Übrigens erſtreckte ſich die rheingauiſche Form der Gabelung auch über den Gau hinaus und beſtand z. B. in Hochheim und Bodenheim. So ſind auch die oben beſprochenen „Nachbarſchaften" rheinab gewandert bis Bornich, und manche andere Einzelzüge, die ich hier vom Rheingau mitgeteilt, werden ſich zerſtreut auch in anderen benachbarten Rheinorten wiederfinden. Dies ſtößt aber meinen allgemeinen Satz nicht um, daß die große Summe eigenſter Züge in Wirtſchaft und Geſittung des Gaues aus deſſen politiſcher Freiheit erwachſen ſei. Denn wie der Rheingau ein Übergangsgebilde von Bürgertum und Bauerntum bot, ſo gibt es auch benachbarte Rheinorte, welche wieder auf der Übergangsſtufe vom Rheingauer Halbbürger zum vollendeten hörigen Kleinbauern des armen Hinterlandes ſtanden. Es wäre dann eine anziehende Aufgabe des Lokalgeſchichtsforſchers, nachzuſpüren, inwieweit nicht bloß Rheingauer Weinbau, ſondern auch rheingauiſche Sitten und Einrichtungen den Nachbarn zum Vorbilde gedient haben. Nur bei den Überhöhern wird man vom einen ſo wenig wahrnehmen können wie vom anderen.

Ich könnte die Erörterungen noch nach zwei Seiten weiterführen: Kunſt und Wiſſenſchaft wurden im Rheingau mannigfach gepflegt; dennoch iſt das Land als ſolches kein Herd eigenartiger Geiſteskultur geweſen. Von Kiederich und Eltville bis Lorch iſt der Gau bedeckt mit einer Reihe zum Teil ausgezeichneter Denkmale romaniſchen und gotiſchen Stiles, und die Fülle und Zierlichkeit derſelben ſticht auffallend ab gegen die Dürftigkeit und Roheit der wenigen mittelaltrigen Überbleibſel, welche der angrenzende Überhöher Landſtrich, ja ſelbſt die Nachbargegend der geſegneten Königshundrete aufzuweiſen hat. Manche altberühmte deutſche Stadt beſitzt nicht ſo viele und ſchöne Kunſtdenkmale wie der Rheingau. Allein, daß künſtleriſcher Geiſt die Bürger beſeelt habe, daß die Kunſt ihr Eigentum geweſen oder geworden ſei, wird niemand darzutun vermögen.

Leichter wäre der Beweis des Gegenteils, für welchen ſchon die Tatſache einen Fingerzeig gibt, daß der Gau kein ſelbſtändiges Gewerbeleben kannte, welches im Mittelalter überall der Kunſt-

betriebsamkeit zu Grunde liegt. Es bildet auch der Gau keine maßgebende Architekturzone, sondern nur einen Ausläufer der Mainzer Kunstrichtung und war hier, wie auf anderen Gebieten höherer Geisteskultur, eine Vorstadt von Mainz.

Gelehrte und literarisch tätige Kleriker zählt der Rheingau nicht wenige während des Mittelalters; Jakob von Eltville (um 1350) und Rudolf von Rüdesheim (um 1470) haben sogar zwei rheingauische Ortsnamen berühmt gemacht in der mittelaltrigen Geschichte der Theologie, allein das Wirken des einen gehörte seinem Kloster, Eberbach, des anderen der Universität Heidelberg und niemand wird vor den vielen kleineren Gelehrten, welche Eberbach schon frühe unter seinen Mönchen aufführt, einen Schluß auf den wissenschaftlichen Geist der Rheingauer zu ziehen wagen.

Um so bedeutsamer erscheint im Gegenteil die Tatsache, daß zu einer Zeit, wo in den wirklichen Städten ein echt bürgerliches Bildungsleben mit frischesten Trieben aufsproßte, die Rheingauer Kulturgeschichte fast nur von theologisch gelehrten Mönchen zu erzählen, und anderseits den Mangel an Schulen und den schlechten Zustand der wenigen vorhandenen zu rügen weiß (S. Bodmann I, 426 f.).

Auch der zahreiche Adel des Gaues, obgleich er in der Periode der ritterlichen Kunst des 13. Jahrhunderts schon fröhlich blühte und überhaupt ein glänzendes und äußerlich verfeinertes Leben geführt zu haben scheint, hat uns keine Zeugnisse hinterlassen, daß ihn ein ähnlicher künstlerischer Geist emporgehoben habe, wie die Ritterschaften Oberfrankens, Schwabens, Bayerns und Alemanniens.

Die Bürger waren Weinbauern, aufgeweckt durch ihre Freiheiten, regsam in der Bodenkultur, politisch ebenso fortschrittslustig wie das tonangebende Mainz, weit mehr als andere Bauern an städtische Bedürfnisse und städtischen Luxus gewöhnt, aber ohne den Ernst und die Tiefe einer gesammelten städtebürgerlichen Schule und Zucht des Geistes. Dieser uralte Gegensatz ist sicher eine Quelle der schon frühe beklagten materiellen und äußerlichen Sinnesart der Rheingauer, wie sie sich so leicht bei sozialen Übergangsexistenzen einzustellen pflegt.

Im Mittelalter waren Stadt und Land durch das Recht

unterſchieden, während ſich dieſer Unterſchied in unſerer Zeit in einen bloß wirtſchaftlichen und ſozialen umgeſetzt hat. Trotzdem ſehen wir, daß ein Landſtrich, deſſen Bewohner ſtädtiſche Rechte und Freiheiten genoſſen, auch im Mittelalter immer nur halbwüchſig blieb, ein Bauernland mit Bürgerrechten, weil die Form der Siedlung der Wirtſchaft und der Geſittung, d. h. der ſoziale Geſamtcharakter, nicht ſtädtiſch geworden war. Und laſſen ſich die wichtigſten Rechtsunterſchiede der alten Stände nicht überhaupt auf letzte wirtſchaftliche Vorausſetzungen zurückführen?

Anderſeits wird es aber auch dem Ohre des Rheingauers befremdend klingen, wenn ich ſein Land ein Bauernland nenne. Und dieſes Befremden iſt berechtigt, ja ich bekenne ſelbſt, daß meinem eigenen Ohre die Worte „Bauernland“ und „Rheingau“ nicht recht zuſammenſtimmen wollen. Allein ich weiß kein anderes Wort, welches ein Land der überwiegend landwirtſchaftlichen Kultur bezeichnete, die freilich hier von alters her getragen und durchdrungen war von induſtriellem und kaufmänniſchem Geiſte; von einem Geiſte, der ſeinen Rückhalt fand nicht in einem hörigen und auch nicht in einem nach alt germaniſcher Weiſe freien Bauerntum, ſondern bei Bodenbauern, die von der Stufe uralt bäuerlicher Gemeinfreiheit zu ſtädtebürgerlichen Freiheiten aufgeſtiegen waren.

Die Kulturgeſchichte des Rheingaues lehrt uns, wie die Entwicklung eigenartiger Wirtſchaftsformen im Mittelalter mit Rechten und Freiheiten des Volkes innig zuſammenhängt; ſie lehrt uns aber auch, daß die Sitten des Volkes nicht nivelliert, ſondern im Gegenteil recht feſt und ſcharf geprägt wurden durch das reichſte Maß politiſcher Freiheit. Der Rheingau hatte und hat ſeine eigene Mundart, ſeinen beſonderen charaktervollen Sittenkreis, ſeine auszeichnende politiſche Farbe, ſeine unterſcheidende Bildungsatmoſphäre. Wenig erbaut vom ſozialen Konſervatismus der Bauern, hat man auf liberaler Seite behaupten wollen, das treue Feſthalten des Landvolkes an örtlich abgegrenzten Sitten, ſei die Folge eines Stumpfſinnes, gezeugt von alter politiſcher Unfreiheit und Unterdrückung. Allein gerade die freieſten Bauernſchaften an unſeren nordiſchen Meeresküſten

wie in den Alpen und hier am Rheine ſind auch in ihren Sitten die originellſten und ausdauerndſten geweſen; nur muß man freilich bei den Sitten noch etwas Tieferes denken als an Rock und Hoſen und Hochzeiten und Leichenſchmäuſe. So haben auch nicht die landesherrlichen Städte, ſondern die Reichsſtädte, und unter dieſen wieder hervorragend die mächtigſten, ſelbſtändigſten und reichſten, ein eigentümliches Sittengepräge des Bürgertumes bewahrt bis auf dieſen Tag. Und wenn der Rheingau doch auch wieder mehr verloren hat von ſeinem urſprünglichen Volkscharakter, als z. B. die freien Bauernländer der Schweiz oder der Nordſeemarſchen, ſo geſchah dies in jenen Jahrhunderten, welche ihm das alte Recht Stück für Stück raubten, und das halbſtädtiſche Land rettungslos hinabzogen in den allgemeinen Verfall des deutſchen Städteweſens.

V

Eine geiſtliche Stadt

(1866)

Erſtes Kapitel

Einleitung

1. Die Biſchofsſtadt Freiſing

Eine geiſtliche Stadt — ſo nenne ich Freiſing. Damit iſt freilich noch nicht viel Unterſcheidendes geſagt; denn es gibt auch außerdem geiſtliche Städte genug in Deutſchland und darunter größere und berühmtere. Allein eine geiſtlichere Stadt unter unſeren geiſtlichen Städten gibt es ſchwerlich. Darum nehme ich jenes Beiwort hier im engen, geſteigerten Sinne und präge es dadurch zu einem unterſcheidenden, für unſere Stadt beſonders charakteriſtiſchen Worte.

Müßte man nicht heutzutage gar zart ſprechen, ſo würde ich noch kürzer und ſtilvoller geſchrieben haben: „eine Pfaffenſtadt“ — in der guten Bedeutung des alten Sprachgebrauches.

Was Freiſing war und teilweiſe heute noch iſt, das wurde es durch den Klerus. Freiſing iſt berühmt in der deutſchen Geſchichte, aber doch nur durch ſeine Kirche und Schule, durch ſeine Biſchöfe und geiſtlichen Gelehrten. Als Hauptſtadt der Diözeſe lag es vortrefflich; als Landeshauptſtadt des Hochſtiftes höchſt ungünſtig, am äußerſten Nordſaume eines zerſtückten zum Teil weit entfernten Gebietes. Der Biſchof konnte bequem ſeinen Sprengel beherrſchen, aber die Stadt beherrſchte kein Land. Der Freiſinger Domberg ragt, auf viele Meilen ſichtbar, weit über die endloſe Ebene bis zu den fern aufſchimmernden Alpen; die Stadt liegt verſteckt hinter dem Berge. Volkreich, politiſch groß, ſelbſtändig in der Macht des Bürgertums iſt ſie niemals geworden, ſie beſaß kein reiches Patriziat, keine trutzigen Zünfte, kein eigenartiges Gewerbe, keinen bedeutenden Handel, keine erhebliche Wehrkraft, und die Kriegsgeſchichte Freiſings iſt überwiegend eine Leidensgeſchichte.

Freiſing hat ſeine eigentümliche Rechtsentwicklung; ſie wurde aber nicht, wie anderwärts, im Kriege gegen die Biſchöfe und im Streben nach reichsſtädtiſcher Selbſtändigkeit gewonnen, ſondern auf friedlichem Wege und großenteils durch die Biſchöfe.

Die klerikalen Einflüſſe umſchlangen und durchdrangen das bürgerliche Leben Freiſings allerorten. Und zwar gilt dies alles nicht bloß vom Mittelalter, ſondern auch von den folgenden Jahrhunderten bis zur Säkulariſation. Ja ſelbſt auf unſere Zeit iſt noch ein Schattenbild jener alten Zuſtände übergegangen, ſchattenhaft gegen ſonſt, aber doch deutlicher als bei faſt irgend einer anderen weiland geiſtlichen Stadt.

2. Andere Biſchofsſtädte

Ein Blick auf andere deutſche Biſchofsſtädte möge zeigen, daß ich nicht zu viel geſagt, indem ich Freiſing den beſonders reinen und ausſchließenden Typus der geiſtlichen Stadt beilege.

Das heilige Köln war neben ſeiner Heiligkeit zugleich auch Quartierſtadt der Hanſa, handelsmächtig, und wenn man im Mittelalter von den „Herren von Köln“ ſprach, ſo dachte man dabei nicht an die Geiſtlichen, ſondern an die Kaufleute und Tuchmacher, welche ſich wohl auch eines Kampfes mit dem Erzbiſchof getrauten. Trier, als älteſte Stadt Deutſchlands, blickte faſt ſtolzer noch auf ſeine heidniſche Urgeſchichte als auf den Glanz ſeiner Biſchöfe, es rang mit ihnen um reichsſtädtiſche Freiheit, die es auch durch drei Jahrhunderte nahezu beſeſſen hat. Das goldene Mainz, das deutſche Rom, ſtand an der Spitze des rheiniſchen Städtebundes, ſeine herausfordernd ſelbſtändige und lebensluſtige Bürgerſchaft war zur Zeit des Erzbiſchofs Siegfried ſo wenig wie in den Tagen der Klubbiſten dem Klerus beſonders unterwürfig, und auch ohne die Reſidenz des vornehmſten geiſtlichen Reichsfürſten würde Mainz doch immer als Rheinfeſte und Rheinhafen bedeutend geweſen ſein.

Andere berühmte deutſche Biſchofsſitze ſind berühmter noch als Kaiſerſtädte, oder ſonſt hervorragende Schauplätze der Reichsgeſchichte, wie Speier, Paderborn, Magdeburg, Halberſtadt, Merſeburg, Regensburg, Augsburg, wozu ſich

meiſtens dann auch die politiſche Selbſtändigkeit der Stadt, Kämpfe der Bürger mit den Biſchöfen und eigene, mitunter überwiegende Handels- und Gewerbemacht geſellen. Und obendrein ſind alle die eben genannten Städte ſchon im ſechzehnten Jahrhundert ganz oder teilweiſe proteſtantiſch geworden.

Im deutſchen Norden bietet wohl nur noch Münſter eine wirkliche Parallele zu Freiſing. Geiſtlich ſchon nach dem Sinne ſeines Namens, trägt Münſter in ſeiner baulichen Phyſiognomie wie in ſeiner Geſchichte entſchieden das Gepräge der geiſtlichen Hauptſtadt. Allein eben dieſe Geſchichte zeigt zugleich durch Jahrhunderte das Schauſpiel des Ringens der Bürger nach reichsſtädtiſchen Rechten und nach Abſchüttelung der landesherrlichen Gewalt des Biſchofs. Den endlichen Sieg gewann der Biſchof nach dem Siege über die Wiedertäuferei, bei welcher ſich Münſter nicht eben ganz korrekt geiſtlich bewährt hatte. Münſter iſt zudem nicht bloß als geiſtlicher, ſondern überhaupt als ſtädtiſcher Mittelpunkt Weſtfalens bedeutend, dann als ein Sitz des weſtfäliſchen Adels, deſſen patriziſche Häuſer mit den klerikalen Gebäuden wetteifern; man würde Münſter zu wenig tun, wollte man es ſchlechtweg eine geiſtliche Stadt nennen.

Im Gegenſatze zu den biſchöflichen Großſtädten, welche alleſamt über die bloß geiſtliche Stadt hinausgewachſen ſind und zu den ehemaligen Biſchofsſitzen unſeres proteſtantiſchen Nordens gibt es nun allerdings einige Städte im katholiſchen Süd- und Mitteldeutſchland, die mit Freiſing im rein geiſtlichen Charakter zu wetteifern ſcheinen: Salzburg, Paſſau, Eichſtätt, Bamberg, Würzburg, Fulda.

Allein Salzburg hatte ſeine bürgerlichen und ſeine Reformationskämpfe, die Freiſing nicht kennt, Salzburg war als Landeshauptſtadt eines Gebietes von 174 Quadratmeilen ein ſo hervorragendes politiſches Zentrum, wie es Freiſing niemals werden konnte. Paſſau, das Donau-Koblenz, würde durch ſeine handelswichtige Feſtungslage auch dann einer der notwendigſten Städtepunkte Oberdeutſchlands geweſen ſein, wenn niemals ein Biſchof dort geſeſſen hätte. Ähnlich Bamberg und Würzburg, zwei durch die Natur der Bodenplaſtik vorgezeichnete Städte, welchen der Keim ſelbſtändiger wirtſchaftlicher Entwicklung für

alle Zeit schon geographisch verbürgt ist. Nur Eichstätt und Fulda rücken dem Charakter Freisings sehr nahe: wo man sie überhaupt nennt unter den deutschen Städten, da tut man's wegen ihrer geistlichen Geschichte. Eichstätt ist aber doch nur ein Bischofssitz untergeordneteren historischen Ranges, und wenn Fulda in ältester Zeit Freising überragt durch seine klerikale Kulturmacht, so hat es dieselbe doch nicht so lange und andauernd zu steigern und bis nahe zur Gegenwart zu behaupten gewußt.

Man sieht aus alledem, daß ich das Beiwort „geistlich" bei Freising schon unterstreichen darf. Vielleicht drücke ich mich noch deutlicher aus durch den Vergleich mit einer slawischen Stadt, die gleichfalls eine unterstrichen geistliche ist, mit Gnesen. Diese Stadt der Kirchen versetzt uns sofort auf den Boden kirchlichen Lebens, sowie wir nur den Namen hören, und mag wohl nahezu ein polnisches Freising sein. Und dennoch ist mir selbst Gnesen nicht ganz geistlich genug zur vollständigen Parallele. Die Krönungsstadt der polnischen Könige, weckt sie in dem Polen auch politisch-nationale Erinnerungen, und wenn in dem Nationalheiligtum ihres Domes der Leib des hl. Adalbert ruht und verehrt wird, so führt dieser Name zugleich auf die Adalbertsmesse, welche Gnesen periodisch wenigstens eine profane Handelswichtigkeit verleiht, wie sie Freising niemals besessen hat.

In dem Vorgesagten glaube ich aber nicht bloß mein Beiwort Freisings flüchtig erläutert, sondern auch angedeutet zu haben, was ich im Grunde will mit diesem Aufsatze. Ich will nichts weiter als eben dieses notwendige Beiwort rechtfertigen. Ich will weder eine Ortsbeschreibung noch eine Geschichte der Stadt geben, sondern lediglich die Charakterskizze einer geistlichen Stadt, wie sie sich in Freising als dem reinsten Typus einer großen Gattung spiegelt. In Bayern weiß man trefflich Bescheid über Freising; auswärts kennen gelehrte Leute den Meichelbeck, allein Meichelbeck ist doch nicht Freising. Das überreich zu Tage liegende Material der freisingischen Schriften war mir übrigens nur Mittel zum Zweck. Mein Hauptstreben zielte, nationalökonomisch gesprochen, vielmehr auf Stoffverarbeitung als auf den Rohstoff. Das Einzelbild dieser Stadt sollte dem Leser

unvermerkt als ein Gattungsbild aus dem Rahmen treten, nicht als ein Beitrag zur bayrischen Ortsgeschichte, sondern als eine Studie zur vergleichenden Kenntnis des deutschen Städtewesens.

3. Klerikale Literaturquellen

Der schulgerechte Autor stellt „Literatur" an die Spitze seiner Abhandlung, das heißt ein Verzeichnis der Bücher und Handschriften, die er benutzt hat oder hätte benutzen sollen. Ich beginne hier gleichfalls mit Literatur, aber nicht um meiner Arbeit einen gelehrten Strich zu geben, sondern weil die reiche freisingische Spezialliteratur in ihren bloßen Büchertiteln und Autornamen schon zum lebendigen Bilde wird und uns unmittelbar auf den geistlichen Boden versetzt, der die Stadt und ihre Geschichte trägt.

Im Bibliothekssaale bereits umweht uns geistliche Luft, sowie wir über Freising forschen; fast alle Hauptautoren von der ältesten bis zur neuesten Zeit sind Geistliche gewesen, und der Bibliothekar kann bei den meisten Schriften zur Geschichte Freisings in Verlegenheit geraten, ob er dieselben unter der Rubrik historia schlechthin in seinen Katalog eintragen oder sie zur historia ecclesiastica ausscheiden soll. Die umfassendste oder doch mindestens am sorgsamsten und selbständigsten gepflegte Sammlung der Frisingensia befindet sich dementsprechend auch in geistlichem Besitze, in der domkapitelschen Bibliothek zu München.

Eine Geschichte der Stadt Freising ist noch nicht geschrieben; umso fleißiger schrieb man die Geschichte der freisingischen Bischöfe. Wie ein Heiliger (Korbinian) das Bistum gründete (724) und ein anderer Heiliger (Bonifazius) dasselbe zu einem ständigen Bischofssitze erhob (739), so beginnt auch die Spezialliteratur Freisings mit einem Heiligenleben, der Biographie Korbinians von Aribo. An dem Faden der Biographie der Bischöfe spinnt sich die Geschichte Freisings weiter und aus der Perspektive des Domberges können wir dann gelegentlich auch die Entwicklung der Stadt beobachten. Ganz ähnlich findet

ſich's anderwärts bei den echten Reſidenzſtädten weltlicher Fürſten. Nicht bloß die Geſchichte, auch die Geſchichtſchreibung der Stadt wird von der Fürſtengeſchichte aufgeſogen; in den Reichsſtädten dagegen iſt der fruchtbare Keimboden der bürgerlichen Städtechroniken.

Unter den Vertretern der hiſtoriſchen Literatur Freiſings erſcheinen Biſchöfe, Mönche, Domherren, Dompröpſte, ein Domdechant, ein Kaplan, geiſtliche Profeſſoren und Prieſter anderer Grade. Nun wäre es eben nichts Beſonderes, wenn im früheren Mittelalter bloß Geiſtliche über dieſen geiſtlichen Fürſtenſitz geſchrieben hätten; allein auch zur Zeit der Renaiſſance (Veit Arenpeck und Joh. Freiberger) und im 18. Jahrhundert (Meichelbeck) herrſchen die geiſtlichen Federn. Ja man kann ſagen, bis zur Säkulariſation iſt keine namhafte ſelbſtändige Schrift über Freiſing erſchienen, die nicht entweder einen geiſtlichen Herren zum Verfaſſer hätte, oder in den wenigen Ausnahmefällen mindeſtens ſolche Laien, die wie Joachim Haberſtock als Schulmeiſter, wie Georg Philipp Finkh als Kammerdiener, Rat und Sekretär, wie Joh. v. Prey als Hofkammerdirektor, oder wie Hoheneichner als Archivar in Brot und Würden des Biſchofs ſtanden. Auch nach der Säkulariſation bis zur Gegenwart waren es überwiegend Geiſtliche, welche ſich mit ſelbſtändigen Beiträgen zur Geſchichte Freiſings beſchäftigten.

Die hiſtoriſche Literatur Freiſings gliedert ſich ſehr einfach in drei Perioden. Die erſte geht vom 8. bis zum 15. Jahrhundert und umfaßt lauter Bücher, welche nebenher Beiträge zur Geſchichte von Freiſing liefern, obgleich ihr Hauptinhalt weder auf eine Geſchichte der Stadt noch des Bistums gerichtet iſt. Hieher gehört der Biſchof Aribo (764—784) mit dem Leben des hl. Korbinian; der Mönch Kozroh mit ſeinem von 810—848 auf Befehl eines Biſchofs (Hitto) verfaßten Schenkungsbuche, liber traditionum antiquus; Biſchof Otto I. (1138—58) mit ſeiner Chronik und dem Buche de gestis Friderici primi; der Domherr Radevich (oder Ragewin) mit der Fortſetzung der letztgenannten Schrift; ein anderer freiſingiſcher Domherr des 12. Jahrhunderts, Conradus Sacrista, als Verfaſſer eines weiteren Schenkungsbuches (des

vierten nach Meichelbeck), und endlich auch ein Laie, der Notar Ruprecht mit seinem Stadtrechtsbuch von 1328[1]). Ruprecht hat seine Ausnahmestellung als schreibender Laie in der geistlichen Stadt, wo sonst nur Kleriker die Feder führten, wie es scheint, selber empfunden, denn er sagt im Epilog des Buches:

„Es ist geschriben aus aines layen mund:
Ruprecht von freysing ist er genannt" ꝛc.

Doch war es in unserem Jahrhundert wiederum ein Geistlicher, Westenrieder, der die erste Ausgabe des Rechtsbuches besorgte[2]) und auf dessen wissenschaftliche Bedeutung aufmerksam gemacht hat[3]).

Die zweite Periode der freisingischen Geschichtsbeiträge geht vom 15. Jahrhundert bis zur Säkularisation: sie beginnt mit Veit Arnpeckh und gipfelt in Meichelbeck. In dieser Zeit herrschen die Chroniken oder Kataloge der Bischöfe von Freising. Die Lektüre dieser Chroniken mutet uns an wie der Gang durch eine Ahnengalerie: aus den chronologisch zusammengestellten Bildnissen der einzelnen Bischöfe spricht die Geschichte des Bistums. Zu diesen Bischofschronisten zählt im 15. Jahrhundert der bischöfliche Kaplan Veit Arnpeckh[4]), im 16. der Domherr Johannes Freiberger[5]), welchen sich aus diesem und dem folgenden Jahrhundert noch fünf weitere annonyme Autoren ähnlicher handschriftlicher Chroniken beigesellen[6]), die mit Ausnahme der Beiträge Finkhs wohl sämtlich auf klerikale Federn zurückweisen.

Solche biographische Verzeichnisse der Bischöfe wurden dann von Geistlichen, wie von dem Subprior Peter Kaindl, dem Kanonikus Schmidt, dem Benefiziaten Waltl († 1848) u. a.,

---

[1]) Literatur darüber bei Gengler, „Quellengesch. des in Bayern geltenden Privatrechtes".

[2]) München 1802 und in dessen „Beitr. z. vaterl. Gesch." Bd. VII.

[3]) Akad. Rede über das Rechtsbuch des Rupert v. Freis. 1802.

[4]) De gestis episc. Frising. abgedr. in Deutingers Beitr. III.

[5]) Chron. episc. Frising. ecclesiae, abgedr. bei Deutinger I.

[6]) Beschrieben von Hoheneichner im Archiv der Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde Bd. IV, und Deutinger I.

bis gegen die neueste Zeit geschrieben und der fürstbischöfliche Kammerdirektor Prey gab sogar die alphabetischen Biographien der Domherren![1])

Auch die Kunst half den Catalogus episcoporum darstellen. Joachim Haberstock setzte ihn in Verse, ich will nicht sagen in Poesie[2]), und im 18. Jahrhundert wurde die Reihenfolge der Bischöfe für den „Fürstengang" (zwischen Schloß und Dom) gemalt nebst den Ansichten der wichtigsten Orte des hochstiftischen Landes und kurzen biographischen Aufschriften[3]). Dieser halb gemalte, halb geschriebene Catalogus reicht bis 1789. Für den letzten, nach der Säkularisation gestorbenen Bischof wäre nur noch notdürftig Platz gewesen, wenn man die zwei Bilder an der oberen Schmalseite eng zusammengerückt hätte, dann aber für keinen mehr; — es waltete also ein ähnliches Spiel des Zufalles wie bei den Kaiserbildern im Römer zu Frankfurt.

Die alten Biographien der Bischöfe sind in Meichelbecks Historia Frisingensis zu einem großen Geschichtswerke emporgewachsen, welches, reich mit Urkunden belegt, vielfach über die Geschichte des Bistumes hinausgreift und nicht bloß einen örtlichen Leserkreis, sondern (laut des Titelblattes) den orbis eruditus ins Auge faßte. Meichelbeck, der Benediktiner und freisingische geistliche Rat, war nicht nur ein Geistlicher dem Stande nach, sondern auch nach seinem Standpunkte „strenger Kurialist". Er schrieb jenes Hauptwerk zur Verherrlichung eines geistlichen Doppeljubelfestes (1724) im Auftrage eines Bischofs (Johann Franz), welchem es auch gewidmet ist, und nicht bloß der Autor des trefflichen Buches, sondern selbst der Autor der vielen Fehler in den Abschriften der beigedruckten Urkunden (vgl. Karl Roth, „Ortlichkeiten des Bistums Freising") scheint ein Geistlicher, der Benediktiner Leonhard Hohenauer, gewesen zu sein. Die Biographie Meichelbecks, des berühmtesten Biographen der freisingischen Bischöfe († 1734), steht aber wiederum in einem geist-

[1]) In einem handschriftl. Foliobande auf der k. Hofbibliothek zu München.

[2]) Episcopi Fris. elegiaco carmine, bei Deutinger I.

[3]) Abgedruckt bei Deutinger I.

lichen Buche, in dem Chronicon Benedictoburanum, herausgegeben 1753 auf Koſten des Benediktbeurner Kloſters. Auch iſt jener Biſchof Johann Franz, wenn zwar nicht unter, doch neben den geiſtlichen Hiſtorikern Freiſings mit Ehren zu nennen als eifriger Sammler, Ordner, Abſchreiber und Retter von Urkunden und wegen ſeiner Randgloſſen zu mehreren handſchriftlichen Chroniken der Biſchöfe[1]).

Die dritte Periode freiſingiſcher Geſchichtsliteratur (im 19. Jahrhundert) hat viel älteres Material geſichtet, veröffentlicht, vervollſtändigt, aber auch weſentlich Neues dazu gewonnen. So gab Baumgärtner, ein Geiſtlicher, den deutſchen Auszug von Meichelbecks Geſchichte neu heraus (1854) und führte die Chronik bis zur Gegenwart. Hoheneichner (weiland fürſtbiſchöflicher Hofrat und Archivar) ſammelte mannigfache monographiſche Beiträge. Vor allen aber machte ſich Dompropſt Martin v. Deutinger verdient durch den Abdruck ſo vieler älteren Quellenwerke in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte ꝛc. des Erzbistums München und Freiſing“ (1850 ff.)[2]). In dieſem reichen Sammelwerke gab dann Gentner, ein Geiſtlicher, die Geſchichte des Kloſters Weihenſtephan (Bd. VI S. 1—350), welche uns in immer weiterer geiſtlicher Perſpektive wiederum auf eine eigene Mönchschronikenliteratur zurückweiſt.

Nach zwei Seiten hat unſre Zeit aber auch neue Themen freiſingiſcher Spezialforſchung angeſchlagen: in der Kunſt- und Rechtsgeſchichte.

Zwei Geiſtliche, der Domdechant v. Heckenſtaller[3]) und der Exbenediktiner Gandershofer[4]) erinnerten zuerſt wieder in beſonderen Schriften an die hohe monumentale Bedeutung des Freiſinger Domes. (Heckenſtaller, der in ſeiner Vielgeſchäftig-

[1]) S. Deutinger S. 7 und 9. Hier verdient auch der Kanonikus F. A. Schmidt als Verfaſſer der Hauptmatrikel des Hochſtiftes (1788—1740) genannt zu werden.

[2]) Auch D.s Herausgabe der älteren Matrikeln des Bistums F., 1849 und 1850, iſt hier zu erwähnen.

[3]) Dissertatio historica de antiquitate .... cathedralis Frising., 1824.

[4]) Denkwürdigkeiten der Domkirche zu Freiſing, 1824.

keit als Kleriker, Architekt, Wasserbaukommissär, Archivar, Schriftsteller und Kunstdilettant uns schon persönlich so recht in das gemütliche Treiben einer kleinen geistlichen Residenzstadt versetzt, hat dann auch wieder einen geistlichen Biographen gefunden in dem Domkapitular Schwabel[1]). Was Heckenstaller und Gandershofer nur erst angeregt, das führte ein dritter Geistlicher aus, Professor Sighart: er gab uns umfassende Kunde von sämtlichen Kunstschätzen Freisings und sicherte ihnen die gebührende Stelle in der bayrischen und deutschen Kunstgeschichte[2]). Selbst sehr bedeutende auswärtige Forscher hatten bis dahin wenig Notiz genommen von den Denkmalen unserer Stadt; beispielsweise ist in der ersten Auflage von Kuglers Kunstgeschichte (1841) die sonst so fleißig dem einzelsten nachspürt, nicht einmal der Name Freisings genannt.

Bei den rechtsgeschichtlichen Studien aus der freisingischen Geschichte treten nun freilich überwiegend juristische Schriftsteller in den Vordergrund, v. Maurer, Häberlin, Gengler, Föringer u. a. Allein Häberlins „Systematische Bearbeitung der in Meichelbecks Historia Frisingensis enthaltenen Urkundensammlung" ist wenigstens, wie schon der Titel besagt, durchaus auf das urkundliche Material des gelehrten Benediktiners gebaut, und jene Schriften bieten überhaupt vielmehr Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte aus freisingischen Quellen, als Beiträge zur Geschichte Freisings.

Ich könnte meinen Hinweis auf die weit überwiegende Beisteuer geistlicher Federn zur freisingischen Spezialliteratur noch weiter ausspinnen. Schrieb doch sogar ein Geistlicher (Sighart) ein freisingisches „Eisenbahnbüchlein", als die bayrische Ostbahn eröffnet wurde. Schwerlich dürfte eine andere deutsche Stadt ein ähnliches Eisenbahnbuch besitzen, denn es belehrt nicht etwa über die besten Wirtshäuser, sondern über die Kirchen- und Kunstdenkmale in Freising und längs der nächsten Bahnstrecken von

---

[1]) Lebensskizze ꝛc. Heckenstallers, 1833.

[2]) Der Dom zu Freising, 1852. Mittelalterl. Kunst in der Erzdiözese München-Freising, 1855. Geschichte der bildenden Künste in Bayern, 2 Bde., 1862.

den Kirchen in Feldmoching und Milbertshofen bis zum Dome hinauf.

Man erſieht aus alledem: der gelehrte Berg von freiſingiſchen Geſchichtsbüchern iſt faſt durchaus ein geiſtlicher Berg, ſo gut wie der wirkliche „gelehrte Berg“, welcher Schloß und Dom trägt, und die trockene Überſchau bloßer Büchertitel wird an ſich ſchon zu einem kulturgeſchichtlichen Bilde, darin ſich die geiſtliche Phyſiognomie der alten und neuen Stadt in klaren Zügen ſpiegelt.

Zweites Kapitel

Der Freisinger Domberg

Das alte Freising liegt *hinter* dem Domberg und neben dem Klosterberg von Weihenstephan. Es wird im Nordosten und Südwesten von drei Klöstern in der Flanke gepackt, von Neustift, Weihenstephan und St. Veit, und gegen Süden steht ihm der Domberg vor der Nase. Nur den Rücken — nordwestlich — hatte die Stadt frei; dort grenzt keine dominierende geistliche Besitzung. Dort öffnet sich aber auch keine große Verkehrsbahn: von Südwest nach Nordost flutete das Leben, nach Nordwest trägt man die Toten schon seit dreihundert Jahren zur Ruhe. Hier, an der Rückseite der Stadt, öffnete sich kein Haupttor, hier drängten sich viele kleine Häuser und unbedeutende Straßen an die Mauer, und eine lange Zeile neuer Tagelöhnerhäuschen, welche seit einigen Jahren über den alten Stadtbering hinausgewachsen sind, bezeugt uns, daß auch heute noch auf dieser Seite die Stadt zum Lande übergeht.

Das weithin sichtbare landschaftliche Wahrzeichen Freisings sind die zwei geistlichen Berge: Weihenstephan und der Domberg. Beide sind sehr mäßig hoch, der eine erhebt sich nur 152, der andere nur 100 Pariser Fuß über den Isarspiegel, allein beide herrschen, nicht nur weil sie die höchsten Punkte sind, sondern weil sie zugleich mit ihren breiten, langgestreckten Rücken für feste, abgeschlossene und ausgedehnte Besiedlung Raum boten. Welches ganz andere Gesicht würde die Stadt gewonnen haben, wenn sie sich, statt in eine Talenge geklemmt zu bleiben, über den Domberg und gegen die Höhe von Weihenstephan hinauf ausgebreitet hätte; allein wie ganz anders müßte auch die Geschichte Freisings gewesen sein, damit dieses hätte geschehen können!

Ein jeder der beiden Berge hat seine Vorzüge und beim abwägenden Vergleichen ihrer Lage tut einem die Wahl wehe. Doch haben die Bischöfe klug gewählt, als sie sich auf dem Berge festsetzten, welcher die natürlichen Straßenlinien zu Wasser und zu Land und folglich die Stadt beherrscht, und die Mönche, als sie die Höhe behielten, welche für Garten und Feld und also auch für die Herrschaft über das umliegende Kulturland den günstigen Raum bot.

Die größten und reichsten Erinnerungen der Sage und Geschichte ruhen nicht auf dem Tale, auf der Stadt Freising, sie haften an den beiden Bergen. Dort hinauf blicken wir zuerst beim Aufsuchen von Römerspuren wie von sagenhaften oder historischen Zügen aus der Zeit des Frankenkönigs Pipin oder der alten bayrischen Herzoge. Das Wirken Korbinians in Freising bewegt sich wesentlich zwischen den beiden Höhen, und der Weg, welchen er zur Gründung des Bischofssitzes genommen, ist auch örtlich bezeichnet durch den Weg, welcher sich vom östlichen Rücken des Weihenstephaner Berges hinüber zum Domberge zieht, gleich einer Reihe von Stationen mit Erinnerungsmalen seines Namens geschmückt. So stehet auch der Baum, an dessen Grünen oder Absterben der Volksmund Gedeihen oder Untergang der Stadt Freising knüpft, die uralte Korbinianslinde, nicht unten bei der Stadt, sondern auf dem Osthange des Weihenstephaner Berges. Im Jahre 1865 ist die Linde ausgebrannt und man gab sie schon verloren, aber im selben Jahre fingen die geretteten Äste auf dem inwendig verkohlten Stammesrumpfe dennoch wieder zu grünen an, und man will selbst die damals herabgestürzten Holzstücke in einem anderen Sinne dauernd lebendig erhalten, indem man Statuen des hl. Korbinian daraus zu schnitzen gedenkt.

Seit dem 8. Jahrhundert und dann durchs ganze Mittelalter und herauf bis zur Gegenwart sind die beiden Berge überwiegend die Träger der historischen Bedeutung Freisings, und zwar ging auch die Geschichte denselben Weg, wie der hl. Korbinian: sie zog von Weihenstephan mehr und mehr zum Domberge als der geschichtlich steigend wichtigeren Höhe. Wie aber Korbinian auf jedem der beiden Berge bereits eine Kirche vor-

fand[1]), ſo ſollen die zwei Berge ſogar in germaniſcher Urzeit ſchon eine Art geiſtlicher Berge geweſen ſein. Wenigſtens nach einer ſprachlichen Hypotheſe, von der ich durchaus nicht behaupten will, daß ſie ſtichhaltig ſei; ich wünſche nur, ſie wäre ſtichhaltig. Jedenfalls iſt ſie Waſſer auf meine Mühle und nicht ſchlechter als viele andere. Weihenſtephan hieß urſprünglich Tetmons, das erklärt man für den Berg des Teut, und Freiſing ſoll von einer Kultusſtätte der Freia auf dem Domberge ſeinen Namen tragen[2]). Jedenfalls hat der Name Freiſings mit oder ohne Freia einen alten geiſtlichen Klang. Das bedachten ſogar die Freiſinger Illuminanten des 18. Jahrhunderts, welche Freiſing „Theben" nannten, die Stadt der Oſiris, die Stadt der Prieſter, der Tempel und der Gräber — an der Moſach.

Übrigens gibt es eine noch viel wunderlichere Deutung des Namens Freiſing als von der Göttin Freia. Nach dem oft zitierten Ausſpruche des Aneas Sylvius, welcher auf eine Stelle im Leben des hl. Maximilian zurückführt, hätten die Römer den Ort Fruxinium oder Frixinia genannt von ſeiner fruchtbaren Lage[3]). Nun hat dieſe Fruxina ſcheinbar gar nichts zu ſchaffen mit dem geiſtlichen Berge, von welchem ich hier handeln will, dennoch führt auch ſie mich auf denſelben, wie man in Freiſing eben immer wieder auf den Berg geführt wird. Der Eindruck der Fruchtbarkeit iſt bei der Freiſinger Landſchaft doch nicht gerade ſo überwältigend, daß man aus demſelben den Charakternamen des Ortes ſchöpfen möchte, allein die beiden geiſtlichen Berge ſchmückt allerdings eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit und uralt hohe Kultur des Bodens. Die Südſeite des Dombergs war früher großenteils ein Weingarten, welcher am Fuße des Abhangs in Obſt-, Gemüſe- und Blumengärten überging. Dieſer freiſingiſche Weinbau iſt bereits vom hl. Korbinian begründet

---

[1]) Vita S. Corb. bei Meichelbeck I.

[2]) Letzteres bei Sighart, Dom zu F. Tetmons wird in vielen Büchern als Berg des Teut erklärt. Schmeller gibt die ohne Zweifel beſte Ableitung des Namens Freiſing von dem Eigennamen „Frigiso".

[3]) Eine andere Auslegung dieſer alten Namensformen bei Meichelbeck I.

worden und folglich die Rebenkultur an unſeren Iſarhöhen um volle hundert Jahre früher hiſtoriſch beglaubigt als bei irgend einer der hochberühmten Lagen des Rheingaues. Wäre es aber nicht gerade ein Heiliger geweſen, der hier die erſten Reben gepflanzt und ein Biſchof — Aribo —, welcher ihm das Zeugnis darüber ausgeſtellt hat, ſo würden wir vom freiſingiſchen Weinbau des 8. Jahrhunderts vermutlich ebenſowenig wiſſen wie vom rheingauiſchen. Obgleich nun der Weinberg, auf Merians Bild von 1642 noch ſichtbar[1]), längſt verſchwunden iſt, ſo breitet ſich doch noch immer ein äußerſt fruchtbares Gartenland über einen Teil des Domberges und an den ſonnigen Mauern der oberſten Terraſſe reift neben der Traube ſogar die Feige, trotz der abſoluten Höhe von 1471 Pariſer Fuß. Wer alſo etwa geradeswegs durchs Erdinger Moos oder über die Garchinger Heide hiehergegangen iſt, dem mag es da droben ſchon nach Fruxinia ausſehen. Ähnlich bei Weihenſtephan, wo das hochkultivierte Staatsgut der landwirtſchaftlichen Schule als das eigentlich moderne Fruxinium aus dem alten Kloſtergute erwachſen iſt.

Der Domberg überragt aber die zu Füßen liegende Stadt und ihr Gebiet nicht bloß durch ſeine Fruchtbarkeit, ſondern auch durch ſeine Feſtigkeit. Er iſt ihre Burg, ihre Zitadelle, und eine Zitadelle taugt nach Umſtänden bekanntlich ebenſogut, eine Stadt zu zügeln als ſie zu verteidigen.

Das alte Freiſing war nicht beſonders feſt, Mauer und Graben waren ſehr einfach und klein, die fünf Tortürme unbedeutend; ſelbſt der relativ ſtärkſte Turm des Mohrentores (gegen Neuſtift, jetzt abgebrochen) hatte keine Vor- oder Seitenwerke, der Turm des Münchener Tores, welcher mit ſeinem zierlich durchbrochenen Treppengiebel noch heute den Eingang der Stadt ſchmückt, ſieht mehr wie ein artiger Dekorationsbau aus, als wie ein Feſtungswerk. (Beiläufig bemerkt ſoll es zunächſt der Fürſprache eines Geiſtlichen vom Domberge zu danken

[1]) Merian, Topogr. Bav. S. 20 ff. druckt eine ihm aus Bayern zugeſandte Beſchreibung F.s ab, die weit brauchbarer iſt, als die meiſten ſeiner übrigen Texte. Auch die zwei Anſichten F.s ſind gut gezeichnet. Das älteſte vorhandene Bild der Stadt ſoll von 1520 ſein.

ſein, daß dieſer maleriſche Turm nicht unlängſt abgebrochen wurde.)

Um ſo feſter als jene Stadtmauern ſtand der Domberg über der Stadt. Ringsum ſteil abfallend, war er nur von Oſten durch einen Fahrweg zugänglich, von Weſten durch einen ſteilen Reitweg (beide durch ſtattliche Tortürme auf der Mitte des Berges geſchloſſen), von Süden durch einen leicht zu ſperrenden Fußſteig. Im Süden bot ſchon am Fuße die Moſach eine natürliche Deckung, im Oſten Moſach und Iſar; die weſtliche und öſtliche Höhe des Berges war mit Verteidigungstürmen bekrönt von welchen eine hohe Mauer zum Münchener Tore herunterzog, und noch fünf bis ſechs andere Mauern ſtiegen vom Plateau in Querlinien zum Tale nieder. Die Domherrnhäuſer auf der zur Stadt gekehrten Rückſeite ſahen im 17. Jahrhundert zum Teile ſelbſt noch feſtungsartig ins Tal hinab: auf hohen fenſterloſen Untermauern erhoben ſich mehrere derſelben am Abhange, turmartig aufſteigend, und wehrten das Eindringen quer den Berg herauf ſo gut wie ein förmliches Verteidigungswerk. Am ſüdlichen Rande des Plateaus aber war Dom und Schloß durch eine beſondere Mauer mit Türmchen gegen einen etwa den Weinberg heranſtürmenden Feind geſchützt. Der Domberg erſcheint demgemäß als eine ſelbſtändige Feſte von der Stadt durch Mauern und Tore abgeſchloſſen, und der Umſtand, daß ſich auf dem Berge nicht bloß geleitetes Waſſer befand, ſondern für den Notfall auch eigenes Quellwaſſer, machte ſeine Stärke noch unabhängiger.

Wie aber der Domberg gleich einer Burg über der Stadt thronte, ſo war auf dieſer großen Feſte eine engere Burg noch einmal beſonders befeſtigt, das Schloß der Fürſtbiſchöfe, durch Mauer und tiefen Graben. Als man 1864 die Röhren zur Gasleitung legte, ſollen deutliche Spuren dieſer mittelaltrigen innerſten Befeſtigung wieder aufgefunden worden ſein.

Und nicht bloß militäriſch war der Domberg von der Stadt abgeſchloſſen, ſondern auch ſozial. Biſchof Otto I., der große Geſchichtſchreiber, verfügte bei ſeiner Erneuerung der Regeln des Domſtiftes, daß kein Laie innerhalb der beiden Tore des Domberges wohnen ſolle. Der ummauerte Berg glich alſo faſt einem

großen festen Kloster, wie denn auch zur Zeit des hl. Korbinian ein wirkliches Kloster der älteste Kern seiner weiteren geistlichen Besiedlung gewesen ist.

Schon durch diese Eigentümlichkeiten der Lage findet die geistliche Burg des Domberges in Deutschland schwerlich ihresgleichen. In anderen deutschen Bischofsstädten hatten zwar auch die geistlichen Herren ihr fest begrenztes Quartier; allein der Bischofssitz als Kristallisationskern der ringsum anschließenden Stadtteile, verliert entweder später seine uralte Absonderung, oder der Fürstenhof des Bischofs übersiedelt wohl gar aus der früheren burglichen Abgeschiedenheit in die Stadt. Letzteres geschah z. B. in Würzburg, dessen Marienberg als Residenz der Bischöfe seit dem 13. Jahrhundert manche Ähnlichkeit mit dem Freisinger Domberge bietet. Der Würzburger Dom aber liegt unten in der Stadt und im 18. Jahrhundert baute auch der Bischof da drunten sein neues Schloß. In Freising vermochte sich weder der Domberg mit der Stadt zu verschmelzen, noch konnte die Stadt den Bischofssitz vom Berge herabziehen.

Einziger noch als durch diesen Umstand erscheint uns jedoch die Stätte des Domberges, wenn wir erwägen, was alles innerhalb ihrer zwei Tore lag.

Auch ein Berg (oder eine Stadt) kann seine aerugo nobilis haben, seinen edeln Altersrost, so gut wie ein Erzbild. Diese aerugo ist der tiefe Trümmerschutt, welcher jetzt die oberste Bodendecke des Dombergplateaus bildet. Neuere Erdarbeiten zeigten, daß der Schutt stellenweise bis acht Fuß hinabsteige, und in dieser Tiefe fand man römische Münzen; drei Fuß unter dem Boden aber mittelaltrige (brandenburgische und kölnische) Goldmünzen des 15., Silbermünzen des 16. Jahrhunderts. Von Münzfunden in der Stadt ist mir nichts bekannt, dagegen erzählte mir Professor Sighart, dem ich die vorstehende Notiz verdanke, von einer Menge Spielmarken des Mittelalters, welche dort in alten Häusern gefunden worden seien. Also droben bei den geistlichen Herren die Dukaten, unten bei den Bürgern die Rechenpfennige.

Über jenem Schutt, den der zerstörende Gang der Jahrhunderte auf dem Domberge gehäuft, erhebt sich nun der Dom

mit anderen Kirchen, das Schloß, die alten Domherrnhäuser und sonst noch genug Gebäude, alle einstmals den Bedürfnissen der geistlichen Kolonie gewidmet. Am merkwürdigsten ist die Überzahl der Kirchen, wie sie vordem, dichtgeschart, der enge Raum umschloß. Vor der Säkularisation zählte man nicht weniger als vierzehn Kirchen und Kapellen da droben: den Dom, St. Benedikt, St. Johannes, St. Peter, St. Andreas, St. Martin, St. Salvator, dann die bischöfliche Hauskapelle und die Kapellen in der Dombechantei, in der Dompropstei, im Propsteigebäude von St. Andreas, im Lerchenfeldhof, Colonnahof und Waldkirchhof. Man wird schwerlich einen zweiten Ort in Deutschland finden, wo so viele Kultusstätten auf so kleiner Fläche zusammengedrängt waren und trotz des Abbruches einzelner Kirchen auch heute noch sind.

Auf dem Domberge bestanden vier Kanonikate: beim Dom, St. Paul, St. Johannes und St. Andreas. Seltsam genug aber hauste inmitten all des wimmelnden geistlichen Lebens sogar auch ein Einsiedler, ein Seitenstück zu den neun Einsiedlern, die bei Schleißheim je ein paar Büchsenschüsse voneinander saßen.

Rechnet man zu den Kirchen des Domberges noch die drei Kirchen von Neustift, dann die sieben Kirchen an und auf der Höhe von Weihenstephan (die Klosterkirche, St. Jakob, St. Veit, die Abteikapelle, die Magdalenenkapelle, die Korbinianskapelle und die Frauenkapelle) und endlich die Kirchen der Stadt (St. Georg, die Kirche des Franziskanerklosters, des Heiligengeistspitals, die Gottesackerkirche, die Münchenerkapelle u. a.) — so kommt über ein Viertelhundert heraus, und es begreift sich, wie das turmreiche Freising auf alten Bildern so ganz anders dreinschaut als sonst jene mittelaltrigen Städte, bei welchen die Festungstürme mit den Kirchtürmen wetteifern, ja sie an Masse überbieten, während Freisings unansehnliche Tor- und Mauertürmchen von der Schar großer und kleiner Kirchturmspitzen tief in Schatten gestellt sind. Schon von fernher verkündete sich dem Auge die geistliche Stadt.

Die Säkularisation von 1803 trachtete bei Freising vor allen Dingen den Charakter der geistlichen Fürstenstadt zu verwischen; sie wandte darum ihren Zerstörungseifer folgerecht besonders

ſcharf gegen die beiden Berge Weihenſtephan und den Domberg. Wer es nicht weiß, der ſieht dem Berge des hl. Stephan jetzt nicht entfernt mehr an, daß dort einmal zwei Klöſter mit ſo vielen Kirchen und Kapellen geſtanden haben; alle Bauwerke von irgend kirchlichem Charakter ſind entweder abgebrochen oder umgebaut. Auch auf dem Domberge wurde beträchtlich aufgeräumt. Man nannte ihn damals lieber den „Reſidenzberg"; Dom klang zu dumpf und dunkel. Wo früher die Andreaskirche ſtand, wird jetzt Wäſche getrocknet, die Städte der Peterskirche bezeichnet ein Kreuz, die Johannes- und Martinskirche wurden in Magazine verwandelt und auch der Abbruch der Domkirche beantragt wegen vorgeblicher Baufälligkeit. Den erſten Anſtoß zu ihrer Rettung gab ein franzöſiſcher Dragoneroberſt, welcher im Jahre 1805 den längſt geſchloſſenen Dom als den beſten Platz erkannte, um eine Kirchenparade zum Geburtsfeſte des Kaiſers Napoleon abzuhalten[1]). Mit dem Verſchwinden des Domes würde die Phyſiognomie von Freiſing in der Tat ganz anders, das heißt höchſt charakterlos geworden ſein.

Nicht dies aber iſt zum verwundern, daß ſo viel zerſtört wurde auf dem Domberg, ſondern daß man ſo viel übrig gelaſſen hat. Obgleich kein Biſchof mehr da droben ſitzt und keine Domherren, kein geiſtlicher Hofſtaat und kein Einſiedler, obgleich längſt ſchon Laien genug innerhalb der beiden Tore wohnen, ſo iſt der Domberg doch auch heute noch ein geiſtlicher Berg. Er beherrſcht nicht mehr die Stadt, aber auf ſeiner Höhe herrſchen wenigſtens ſozial die Geiſtlichen, und durch den Domberg behauptet Freiſing einen entſchieden geiſtlichen Zug, wenn man es auch nicht mehr ſchlechthin eine geiſtliche Stadt nennen kann. Man darf auch noch von dem „gelehrten" Berge ſprechen wegen der vielen geiſtlichen Lehranſtalten (Klerikalſeminar, Knabenſeminar, Lyceum, Schullehrerſeminar), die auf ſeiner engen Fläche vereinigt liegen gleichſam als die letzten Abſenker der uralten Domſchule. Iſt er auch nicht mehr ein gelehrter Berg fürs Römiſche Reich wie zu den Zeiten Ottos, ſo iſt er doch ein gelehrter Berg für Freiſing und Altbayern.

[1]) Baumgärtner S. 383.

Viel Geiſtliches iſt ſeit der Säkulariſation wieder reſtauriert worden auf dem Domberge. Man hatte zeitweilig Küraſſiere hinauf gelegt und das Landgericht und das Taubſtummeninſtitut. Allein das alles haftete nicht an dem Berge; die Geiſtlichen behielten zuletzt doch die Oberhand. Auch die äußerlichen Verwüſtungsſpuren der Säkulariſation wurden möglichſt wieder ausgeglättet. Die Altäre erhielten aufs neue ihren verlorenen Schmuck, die aus den Kirchen genommenen Reliquien wurden bei einem eigenen „Reliquienfeſt" 1828 wieder in den Dom zurückgebracht, die gotiſche Johanneskirche, nachdem ſie faſt vierzig Jahre als Magazin gedient, ſorgſam wiederhergeſtellt, und wenn auch in der Martinskirche kein Gottesdienſt mehr gehalten wird, ſo iſt ſie dafür ſeit etlichen Jahren ein Diözeſanmuſeum kirchlicher Kunſtaltertümer geworden, geſammelt von einem Geiſtlichen (Sighart) und zunächſt fruchtbar für den Unterricht der Klerikalalumnen des geiſtlichen Berges.

Von dem Klerus erhielt Freiſing ſein monumentales Gepräge; einzelnen Geiſtlichen haben wir aber auch die Bewahrung dieſes Gepräges in bauluſtiger, wie in zerſtörungsluſtiger Zeit ganz beſonders zu danken. Als Biſchof Albert I. im Jahre 1159 den neuen Dombau unternahm, ließ er den zweiten Faſſadenturm in der gleichen ſchmuckloſen Einfachheit, wie den damals faſt zweihundertjährigen Nachbar, den turris regalis aufführen, während man anderswo doch eher den alten Turm moderniſiert als den neuen altertümelnd nachgebildet hätte. Solche hiſtoriſche Pietät im ſchöpferiſchen und ſchaffensluſtigen 12. Jahrhundert iſt gewiß höchſt ſelten; noch unerhörter aber iſt wohl, daß Johann Franz, derſelbe Biſchof, welcher 90000 Gulden daranſetzte, um die Innenwände des Domes in Stucco und Fresko zu verzopfen, doch den Aufbau der uralten Türme nicht antaſten ließ, vielmehr ſeinem Kapitel gegenüber die Reſtauration der Turmpyramiden im altromaniſch einfachen Stile durchſetzte. Und dies geſchah 1724, als die Verballhornungswut der Zopfkunſt auf ihrem Höhepunkte ſtand [1]).

Zu den Männern, welche unerſetzliche Kunſtaltertümer aus

[1]) S. Heckerſtaller, Dissertatio de eccles. cathedr. etc.

der Sturmflut der Säkulariſation retteten, zählt vor allen der Dombechant Heckenſtaller und der Prieſterhausdirektor Dr. Zarbl, welcher im Verein mit den Münchener Künſtlern Gärtner und Ludw. Schwanthaler die erſten Gedanken und Pläne zur Reſtauration des Domes anregte und viele bedeutende Altertümer (z. B. die alten Wandgemälde des Langſchiffes, die berühmte hölzerne Monſtranz u. a.) wieder entdeckte, behütete und wieder herſtellen ließ. In ähnlichem Geiſte wirkte nachgehends Profeſſor Sighart; er hat nicht wenige verſchüttete Kunſtaltertümer Freiſings wieder ans Licht gezogen und geordnet, anderes vor Zerſtörung bewahrt.

Ohne das treue Walten ſolcher Kunſt- und Geſchichtsfreunde vom Domberge würde Freiſing gewiß nicht entfernt mehr jenes charaktervolle Bild der alten geiſtlichen Stadt bieten, wodurch es jetzt den Gebildeten feſſelt. Denn auch hier wühlten Leute genug, die, wie König Ludwig I. vordem ſo treffend in Sachen Nürnbergs ſprach, nicht eher ruhen wollten, als bis ſie alles ſo platt gemacht hätten wie ihre eigenen Schädel.

Drittes Kapitel

Die Stadt hinter dem Domberge

1. Häuſer und Straßen

Ich verlaſſe den Berg und ſteige zur Stadt herunter.

Wer ſich in die ältere Geſchichte der geiſtlichen Kolonie auf dem Domberge vertieft, der kann bedeutende Tatſachen in großen Zügen malen. Wer aber die Abhängigkeit der Stadt vom Domberge ſchildern will, der arbeitet ins Kleine; denn er hat eben nicht ſowohl zu verzeichnen, was Großes geſchehen iſt, als was *nicht* geſchehen konnte infolge der einſeitigen Entwicklung der Stadt. Der Domberg heiſcht hiſtoriſchen Stil, die Stadt Genreſtil, und der Humor der Tatſachen muß hier nicht ſelten ſchadlos halten für einen höheren Gedankenzug, welcher im Stoffe nicht vorbedingt iſt.

Bei einem Gange durch die Straßen drängen ſich uns überall Erinnerungszeichen der geiſtlichen Vergangenheit entgegen; die Erinnerungszeichen des alten Bürgertums müſſen wir aufſuchen, finden aber nicht gar viel.

Gleich am Tore das Stadtwappen borgt ſein Wappenbild von der Legende, in dem Bären des hl. Korbinian.

Freiſing hat, wie faſt jede deutſche Stadt, verſchiedene Wahrzeichen. Sie charakteriſieren ſich ſämtlich durch einen geiſtlichen Anklang. Im vorigen Jahrhunderte ſagte man: „Wer in Freiſing keine Glocke gehört und keinen Pfaffen geſehen hat, der darf nicht ſagen, daß er dort geweſen.“ Die Korbinianslinde, der Schickſalsbaum der Stadt, iſt von einem Heiligen gepflanzt, ein geiſtlicher Baum. Als drittes Wahrzeichen zeigt man in Freiſing einen weißen Mohren. Er ſteht, ein monumentaler Türhüter, im Eingange des fürſtbiſchöflichen Schloſſes und hat dieſen Ehrenplatz ohne Zweifel dem gekrönten Mohrenkopfe im

Wappen des Domkapitels zu danken. Eine, wie mir ſcheint etwas apokryphe, Sage führt dieſen Mohrenkopf auf den Biſchof Nitger oder Nizo (1039—1052) zurück, deſſen Namen man in Niger latiniſiert haben ſoll. Aus dem echt deutſchen „Nitger“ einen Neger zu machen, ſieht allerdings einem weißen Mohren ähnlich. Übrigens zählt Nitger nicht wegen ſeiner Hautfarbe, ſondern als Gegner des Papſtes Leo IX. zu den ſchwarzen Biſchöfen, und da er überdies ein böſes Ende nahm, iſt es doch nicht gerade wahrſcheinlich, daß man ſein Andenken im biſchöflichen Wappen verewigte. Man dürfte alſo den Urſprung der Mohrenköpfe und des weißen Mohren anderswo zu ſuchen haben. Eher als auf Nitger wäre wohl auf ſeinen Gönner, den Kaiſer Heinrich III. oder Schwarzen zu ſchließen, der alle Schenkungen, Rechte und Freiheiten der Freiſinger Kirche beſtätigte. Allein auch dieſe Erklärung wäre doch nur ein Spiel der hiſtoriſchen Phantaſie ohne feſte Beweispunkte.

Freiſing hat — innerhalb ſeiner Mauern — zwei Denkmale: die Marienſäule bei der Stadtkirche, von Biſchof Albert Sigismund (1651—1685) errichtet, und das neue Standbild des großen Biſchofs Otto, durch welches die ehemals profane Roßſchwemme vor dem Dome jetzt auch geiſtlich geweiht worden iſt. Ein kleinerer Denkſtein mit bloßen Namensinſchriften am weſtlichen Aufgange des Domberges bezieht ſich auf faſt lauter geiſtliche Herren, wie auch die meiſten modernen Gedenktafeln an alten Häuſern der Stadt. Die nicht geiſtlichen Monumente König Max Joſephs und des letzten Grafen von Abensberg ſtehen durch ein Spiel des Zufalls beide vor dem Tore.

Den Kern der Stadt bildet die ſogenannte „Hauptſtraße“, welche ſich vom Veitstore herüber dem Fuße des Domberges entlang zieht, zugleich aber auch die Richtung der wichtigſten Verkehrsader Freiſings, den Weg von München nach Landshut bezeichnet. Wer durch die Hauptſtraße gewandert iſt, der hat ſo ziemlich die Stadt geſehen. Abgeſehen von den lithographiſchen Kataſterblättern iſt ein Plan der heutigen Stadt meines Wiſſens nicht veröffentlicht; die Straßenzüge ſind auch ſo einfach und ſo kurz beiſammen, daß man deſſen kaum bedarf. Und wer die heutigen Straßen kennt, der kann ſich auch ganz leicht ein Bild

des mittelaltrigen Freisings machen; im wesentlichen ist hier wenig verändert: die geistliche Stadt war konservativ oder stabil, wie man will.

Ein sozialer Aufbau der Stadtteile, welcher uns vergönnte, die alte Gliederung der Bürgerschaft schon in den Quartieren und Straßengruppen zu verfolgen (wie etwa in Augsburg), hat sich nicht durchgebildet. Auch die Namen der Straßen und Plätze sind nicht entfernt so charaktervoll und lehrreich wie in anderen alten Städten. Insbesondere fehlen jene vom zünftischen Beisammenwohnen der Handwerker entsprungenen Straßennamen, die anderswo neben dem örtlichen Sitz auch die Macht der einzelnen Gewerbe monumental bekunden. Man ersieht diesen Mangel leicht aus dem folgenden Verzeichnis der wichtigsten alten Platz- und Straßennamen Freisings: die weiße Lucke, am Wörth, am Pühel, in der Waizen, auf der Herrenbruck; der Graben, Burggraben, Parthof, Rindermarkt, der Pacherpeunt, wo der Nachrichter ist, und am Pacherl bei St. Jörg, am Gries, am Mörnbach; dann die Ziegelgasse, Spitalgasse, Kirchgasse, Fischergasse 2c. Im Jahre 1610 wurde nach Meichelbeck der Stadtteil, wo das Franziskanerkloster steht, „Thaber" genannt, ein längst verschollener Name. Statt besonders benannter Stadtviertel begnügte man sich wohl mit der Gliederung in die drei Pfarreien St. Georg, St. Andreas und St. Veit.

Von mittelaltrigen Hausnamen wurden mir bei Bürgerhäusern nur der „Krebsfischer" und der „Hasüber" bezeichnet. Letzteres, ein Bräuanwesen, erscheint in einer Zessionsurkunde von 1536 im Besitze der Bürger Sigmund Hasüber und Georg Loth. Daher der Name. Auch die vier Mühlen Freisings bewahren heute noch ihren mittelaltrigen Namen.

Gegenüber diesen kaum erwähnenswerten Überresten bürgerlicher Hausnamen haben sich die Namen geistlicher Herren viel zahlreicher und dauernder an ehemals geistliche Gebäude geheftet. Freising besitzt keine alten Patrizierhäuser, wohl aber an ihrer Statt seine Domherrnhöfe, bis auf diesen Tag nach den Familiennamen einzelner Domherren genannt: den Colonnahof, Wernerhof, Waldkirchhof, Lehrbachhof, Lerchenfeldhof, Danzer- und Heckenstallerhof.

Architektonisch merkwürdige Privatbauten aus älterer Zeit finden sich nur wenige, wie etwa die gotische Apotheke und das Seelnonnenhaus. (Wobei ich für fremde Leser bemerke, daß letzteres Haus kein Kloster ist und Seelnonnen keine Nonnen sind, sondern Leichenfrauen, wie der Seelmönch ein Leichenbesorger, und kann also ein Seelmönch um so füglicher eine Seelnonne heiraten, da eines nicht vor dem Handwerk des anderen zu erschrecken braucht.) In einer so geistlichen Stadt wie Freising wird gegenwärtig bei Neubauten gern gotisiert; das läßt sich auch ungesagt denken.

Da nun die Freisinger Bürger so wenig gebaut haben, die geistlichen Herren aber so viel, so gingen nach der Säkularisation eine Menge ehemals geistlicher Wohn- und Wirtschaftsräume in Bürgerhände über. In dieser geistlichen Stadt haben also die Geistlichen den Bürgern mitunter sogar die Häuser gebaut und nicht eben die schlechtesten. Einzelne Domherrnhöfe gaben prächtige Privatwohnungen, die großartigsten Bierkellerräume stecken in den Fundamenten einer ehemaligen Klosterkirche (Weihenstephan) und die Terrasse des schönsten Sommerkellers ruht auf den Grundmauern des St. Veitstiftes, an demselben reizenden Aussichtspunkte, welchen sich der hl. Korbinian zu seiner ersten Zelle erwählt hatte. Ja in dem aufräumenden Jahre 1803 kochte man sogar (laut Nachweis des damaligen „Freisinger Anzeigers") in Bürgerhäusern auf den Leichensteinen von Kanonikern und Stiftsdechanten, welche nach der Zerstörung der Andreaskirche als dauerhafte Herdplatten benützt wurden, und machte mit geistlichen Epitaphien Kaminwände hinter den Ofen feuerfest.

Doch viel mehr noch als für Privatleute haben die alten Kleriker für öffentliche Anstalten des modernen Freising gebaut. Hier ward in der Tat eine sehr willkommene Erbschaft gehoben. Die Zentrallandwirtschaftsschule bezog die Räume einer Benediktinerabtei, die Kürassiere ein Prämonstratenserkloster, eine Gemeindeschule quartierte sich ins Franziskanerkloster, das Appellgericht ins Benediktinergymnasium, die Gewerbeschule in ein Domherrenhaus, das Schullehrerseminar in die Dombechantei, und das städtische Krankenhaus erhob sich auf dem Grund und Boden des fürstbischöflichen Hofgartens.

In der allgemeinen Physiognomie der Häuser und Straßen unterscheidet sich unsere Stadt wenig von anderen oberbayrischen Landstädten: sie erhält ihr auszeichnendes Gepräge nicht durch sich selbst, sondern durch die geistliche Burg auf dem Berge. Nur einen kleinen Zug will ich berühren, der dem Fremden, welcher zur Sommerszeit von München herüberkommt, sofort ins Auge fällt. Das ist die Fülle des Blumenflores an, in, ja auf den Häusern von Freising. Die Bürger sind eifrige Blumenfreunde, sie schmücken Fensterbank, Treppe, Altan, Plattform des Hauses gern mit Blumenstöcken, und Münchener, Ulmer und Augsburger Handelsgärtner ziehen alljährlich mit Blumenvorräten hieher und machen gute Geschäfte. Diese Liebhaberei ist ohne Zweifel schon alt, sie hat sich auf die Nachbardörfer verbreitet bis Moosburg hinüber und kontrastiert scharf mit der Blumenarbeit in den Häusern und Gärten der angrenzenden Münchener Gegend. Die Frage ist wenigstens erlaubt, ob hier nicht an einen Zusammenhang mit der uralten Gartenpflege der geistlichen Herren von den beiden Bergen zu denken sei?

Wenn ich aber bei dem Blumenschmuck den Einfluß der geistlichen Hand nur mit einem großen Fragezeichen vermuten kann, so läßt sich dieser Einfluß, oder richtiger die bevormundende Fürsorge, bei einem anderen, notwendigeren Schmuck der Straßen urkundlich nachweisen. Absichtslos haben die Geistlichen den Bürgern Häuser gebaut und ohne Testament der Gemeinde so manches stattliche Gebäude hinterlassen, allein mit Willen half Bischof Philipp (1540) der Stadt ihre Straßen pflastern durch die Anweisung von jährlich acht Pfund Pfennigen zu diesem Zwecke. So kamen auch die Straßenlaternen vom Domberg herunter in die Stadt; denn der Bischof Johann Konrad gab sie den Bürgern, freilich erst hart vor dem Torschlusse des geistlichen Regimentes, im Jahre 1798. Für das Licht in diesen bischöflichen Stadtlaternen mußten einzelne städtische Gewerbe und die geistlichen Korporationen gemeinsam sorgen, wobei fast die Hälfte der Kosten auf die Geistlichen fiel. Die betreffende Verfügung zeigt, wie gut selbst damals noch die geistlichen Finanzen den bürgerlichen die Wage hielten, wie stark aber auch das Domkapitel, die Kollegiatstifte und die fürst-

bischöflichen Ämter zu Gemeindelasten beigezogen wurden. Auch scheint es fast, als ob jene erste bischöfliche Straßenbeleuchtung im Jahre 1803 gleichfalls säkularisiert worden sei; denn 1811 wird aufs neue zur Straßenbeleuchtung aufgefordert, allein einzelne Bürger erhoben einen passiven Widerstand gegen die durchgreifend gleichmäßige Aufbürdung einer solchen Gemeindelast und erst 1823, also gerade ein Vierteljahrhundert nach dem ersten Beginne, gedieh die allgemeine Straßenbeleuchtung Freisings zur vollendeten Tatsache. In geistlichen wie in anderen Residenzen war die Gemeinde eben viel besser daran gewöhnt, Geschenke allerhöchsten Ortes zu empfangen, als allgemeine Lasten zu tragen, und wenn es von einer Volksabstimmung sämtlicher deutscher Fürstenstädte des 18. Jahrhunderts abgehangen hätte, dann säßen wir vermutlich heute noch mit geschenkten Laternen im alten Reich. Das geschah nun aber nicht, und so leuchtet denn jetzt bereits die Gasflamme in den Straßen unserer geistlichen Stadt, und nur das Pflaster erinnert, trotz der trefflichen neuen Fußsteige, teilweise noch etwas an den Bischof Philipp und seine acht Pfund Pfennige.

Ich sagte, das alte Freising liegt *hinter* dem Domberge buchstäblich und bildlich. Jenseit des Münchener Tores ist nun aber auch ein ganz neues Freising *vor* den Domberg gerückt. Drei Gebäude ragen dort jetzt unter anderen charakteristisch hervor: der Eisenbahnhof, eine Fabrik mit hohem Schornstein und die protestantische Kirche. Das sieht dem alten Freising wahrlich nicht mehr gleich: Weltverkehr, Fabrikindustrie und eine protestantische Gemeinde! (Beiläufig bemerkt hat auch Gnesen, das polnische Freising, zu seinen zwölf katholischen Kirchen neuerdings eine protestantische erhalten).

Die protestantische Kirche unserer Stadt, in modernisiert romanischem Stile, ist teilweise aus den Mitteln des Gustav-Adolfvereins erbaut; für die Freisinger Bürger wäre sie nicht nötig gewesen, aber jene drei neuen sozialen Elemente, welche der Gesellschaft der Stadt ganz neue Schattierungen brachten, die Beamten, das Militär und die Landwirtschaftschüler, heischten auch diesen vom alten Freising am schärfsten abstechenden Neubau. Als Gustav Adolf am 1. Mai 1631 hieher kam, nahm

er den Freisingern — nebenbei — allen Wein (in Summa 4000 Eimer) und alles Bier weg. Das 19. Jahrhundert hat den Schaden und einiges andere wieder gut gemacht, indem gerade der Gustav-Adolfverein die freundliche Kirche, einen Schmuck des modernen Stadtbildes, für Freising bauen half. Ich sage das im tiefsten Ernste. Eine protestantische Kirche in Freising, welches sich strenger als fast irgend eine andere Stadt selbst den vorübergehenden Regungen der Reformation verschloß, hat ganz besondere Bedeutung. Sie ist hier ein Denkmal jener örtlichen Kreuzung der Bekenntnisse, jener Gleichberechtigung der Konfessionen und jenes konfessionellen Friedens, durch welchen unsere Zeit in Liebe vergessen und in Liebe wieder sühnen will, was vergangene Jahrhunderte im Glaubensstreite und Glaubenshasse gesündigt haben.

2. Charakter der Kunstarchitektur

Wenn nun aber die Straßen und Bürgerhäuser Freisings nichts hervorragend Eigentümliches bieten, so ist die Stadt darum doch keineswegs architektonisch farblos; sie gewinnt ihre ausgesprochenste Physiognomie durch die alten Kirchen.

Fast jede Periode mittelaltlicher Baukunst war in den Freisinger Kirchen vertreten, am bedeutendsten aber herrscht der Romanismus des 10. bis 12. Jahrhunderts. (Auch die bei der Säkularisation abgebrochenen Kirchen von St. Veit und St. Andreas waren romanisch.) Zu der Zeit als Geistliche noch Baupläne entwarfen, als die Kunst überhaupt noch vorwiegend in den Händen des Klerus lag, erhielt Freising seine zumeist maßgebenden Bauwerke. Beim Dombau von 1159 soll Bischof Albert I. am Plane gearbeitet, ja „eigenhändig und mit vielem Schweiß" am Werke selbst sich beteiligt haben[1]). Diese klerikale Periode gewann Freising einen Platz in der deutschen Kunstgeschichte: die gotische Johanniskirche ist in ihrem Innenraum äußerst fein und geistvoll durchgeführt, allein ein notwendiges,

[1]) Veit Arnpeckh und Meichelbeck. S. auch Sighart, Gesch. der b. Kunst in B. 154.

unerſetzliches Glied in der Kette der deutſchen Gotik iſt ſie doch keineswegs, der romaniſche Dom mit ſeiner Krypta hingegen gehört zu den maßgebenden Hauptwerken, wer von ihm nichts weiß, kann ſich heutzutage keinen gründlichen Kenner des deutſchen Romanismus nennen.

Nun wird ſich aber ein Kunſtfreund, der die Freiſinger Bauwerke zum erſten Male und zunächſt von außen erblickt, gar leicht enttäuſcht fühlen. Die Außenarchitektur des Domes iſt denn doch übereinfach, faſt roh, die Türme plump maſſig, die Schiffe gedrückt; die Johanniskirche mit ihren unorganiſchen Außenwänden erſcheint unbedeutend und an der gotiſchen Stadtkirche zu St. Georg wirkt der Mangel der Strebepfeiler dürftig und nüchtern. Auch das Renaiſſanceſchloß der Fürſtbiſchöfe hat eine äußerſt kahle Front, die nur als Staffage der Landſchaft erträglich iſt, aber wahrlich nicht als Kunſtwerk. Kurzum, jene anmutigen, reichen, frei und kühn aufſtrebenden Formen romaniſcher und gotiſcher Kunſt, die uns in den rheiniſchen Städten ſchon bei einem bloßen Gange durch die Straßen entzücken, ſucht man in Freiſing vergebens. Das äußere Bild der Stadt wird dadurch derb und hart charakteriſtiſch; ſchön iſt es durchaus nicht. Anders freilich, wenn wir ins Innere der Kirchen dringen. Beim Dome kann man geradezu ſagen, je tiefer man hinein- und hinunterſteigt, um ſo mächtiger feſſelt er das künſtleriſche Auge. Schon die Vorhalle iſt weit harmoniſcher, als wir's nach der kahlen Faſſade irgend hätten erwarten mögen; dann gehen wir — ſeltſamerweiſe — ins Schiff hinab und gerade die vertiefte Anlage des Schiffes gab Anlaß zu einem ebenſo originellen als wirkſamen Innenbau, und wenn wir endlich noch tiefer in die Krypta gelangen, ſo erſchließt ſich uns eine wahre Märchenwelt phantaſtiſch-abenteuerlicher Skulpturen inmitten einer prächtig aufgebauten Säulen- und Pfeilerhalle. Ähnlich überraſcht uns beim Eintritt in die Johanniskirche eine ſo reine und harmoniſche Gotik, daß wir gar nicht begreifen, wie man außen ſo formlos und innen ſo formvollendet bauen konnte. Auch die Stadtkirche bekundet innen den Künſtler und außen den Handwerker.

Nun mag man allerlei hineinſymboliſieren, daß hier ſo ſchöne gute Kerne in ſo rauher Schale geheimnisvoll verſteckt

lägen, die Tatsache wird dadurch doch nicht hinwegsymbolisiert, daß allen diesen Freisinger Architekturen die reine Harmonie des Inneren und Äußeren fehlt, die Harmonie des vollendeten Kunstwerkes.

Das gilt aber nicht bloß von Freising, sondern, wie mir scheint, von der mittelalterlichen Baukunst des ganzen oberbayrischen Landes. Große Schönheit, Reichtum, Originalität und Tiefsinn im einzelnen steht hier fast durchaus in schneidendem Gegensatz zu allerlei Härte und Nüchternheit der Gesamtanlage. Umgekehrt ist es an der Donau und mehr noch am Rhein und Main in der schwäbischen und fränkischen Kunstzone, wo wir nicht nur die harmonisch vollendetsten Hauptwerke romanischer und gotischer Architektur zu suchen haben, sondern selbst bei unbedeutenden Bauten, die an Originalität oft weit hinter gleichartigen Werken Bayerns zurückstehen, dennoch durch Anmut und Harmonie der Gesamtanlage überrascht werden.

Ich erkläre dies teilweise aus dem Umstande, daß das Rhein-, Main- und Donauland seit alter Zeit städtisch und städtereich war, weltoffen, im Weltverkehr sich bildend und abschleifend, ferner, daß die Kunst in jenen glänzenden Städten frühe schon Selbstzweck wurde, und daß die Kunstbetriebsamkeit durch das vereinte Zusammenwirken der Bürger, Fürsten und Edeln mit dem Klerus nicht bloß in der gotischen, sondern schon in der spätromanischen Zeit hier eine universellere, freiere, harmonischere Durchbildung gewann. Oberbayern dagegen war ein Bauernland mit äußerst wenigen Städten, in sich abgeschlossen; für ein selbständiges Bürgertum war nur mäßig Raum; der Klerus und später die Landesherren bestimmten wesentlich die monumentale Kunst und bei einem Kirchenbau lag es den Geistlichen ohne Zweifel näher, die Kunstsymbolik des Innenraumes für die Kultuszwecke durchzuführen, als eine Formenfülle nach außen, in welcher zunächst dem freien Schönheitsbedürfnisse gehuldigt wird.

Viertes Kapitel

Geiſtliche Herrſchaft

1. Aus der Freiſinger Kriegsgeſchichte

Im Mittelalter gab es Biſchöfe im Harniſch und mit dem Streitkolben und gab auch kriegeriſche Biſchofsſtädte, wie etwa Mainz oder Köln, Städte, die nicht bloß durch die Stärke ihrer Mauern Ruhm gewannen, ſondern auch durch den ſoldatiſchen Geiſt ihrer Bürger. Nun hat zwar Freiſing gleichfalls einige ſtreitbare Biſchöfe aufzuweiſen und darunter ſogar einen rechten Haudegen, den Biſchof Berthold (1381—1410). Zur Strafe ſeines unbiſchöflichen Wandels mußte der aber auch nach ſeinem Tode Mitternachts umhergeiſten (wie die kleine Kloſterneuburger Chronik erzählt), und obgleich er bereits am 7. September 1410 geſtorben war, kam er doch erſt am 28. Auguſt 1689 aus dem Fegfeuer in den Himmel, worüber man — hier dürfen natürlich nur geiſtliche Autoren zitiert werden — Meichelbeck II, I, 184, dann Barnabas Kirchhuebers „Gnaden- und tugendreichen Anger", München 1707, S. 58—67, und Deutingers Beiträge V, 552 ff. des näheren nachſchlagen kann.

Sonſt trugen die Freiſinger Biſchöfe entſchieden das Gewand des Friedens und ihre Stadt war keine kriegeriſche Stadt; die Bürger haben zwar im Kriege viel gelitten, aber wenig geſtritten. Die Geſchichte ihrer Kriegsdrangſale zählt viele Blätter; eine Geſchichte der Kriege Freiſings hingegen würde ſo mager ausfallen wie eine Geſchichte der Freiſinger Revolutionen. Alſo auch in ſeinem friedſamen Daſein bewahrte Freiſing ein geiſtlicheres Naturell als andere geiſtliche Städte.

Zeichen und Wunder gehen durch die ganze Freiſinger Chronik bis ins ungläubige 18. Jahrhundert hinein. Selbſt in den Klang der Waffen miſcht ſich zum öfteren der Glockenklang der Wunder-

ſage, und man darf wohl behaupten, der überirdiſche Schutz, deſſen ſich die Freiſinger vorab in zwei Kriegsfällen berühmen, iſt merkwürdiger als der Waffenſchutz, den ſich ihre Vorfahren ſelber zu geben wußten. Coelitus propugnatur heißt es auf den Domfresken, welche die Jahrhunderte der freiſingiſchen Geſchichte darſtellen. Meichelbeck erzählt: Als die Ungarn im Jahre 955 die Stadt ſechs Tage lang verheerten, ſoll der Domberg in ſo dichten Nebel gehüllt worden ſein, daß die Barbaren den Dom nicht fanden, und auf die Fürbitte des damaligen Biſchofs Lantpert — der ein Heiliger war — ſollen die aus der Stadt heraufloodernden Flammen vor dem Dome zurückgewichen ſein. Das Andenken an dieſe letzte, geiſtlich wenigſtens etwas gemilderte Ungarnnot wurde denn auch bis zur neueſten Zeit in der geiſtlichen Stadt geiſtlich gefeiert durch einen Faſttag.

Ein andermal, als der bayriſche Herzog Stephan von Ingolſtadt gegen Freiſing ausgezogen, wurden ſeine Mannen auf Fürbitten der Jungfrau Maria ſo ſchreckhafterweiſe in die Irre geführt und durch Feuerflammen auf ihren Lanzen verwirrt, daß ſie ſich des anderen Morgens ſtaunend wieder vor den Toren von Ingolſtadt ſtatt vor Freiſing fanden.

Häberlin tadelt den unbedingten Wunderglauben Meichelbecks, der uns dieſe und ähnliche Geſchichten ſo feſt erzählt und ſonſt doch ein für ſeine Zeit ganz kritiſcher, urkundenforſchender Hiſtoriker geweſen iſt. Allein man braucht jene vielen Legenden ſo wenig wie Häberlin für bare Geſchichte zu nehmen und kann doch ſagen: es gehört zum eigenſten hiſtoriſchen Kolorit unſerer geiſtlichen Stadt, daß ihre Chronik überall von Legenden durchwebt iſt, und es wäre jammerſchade, wenn ein anderer als gerade ein ſo grundgelehrter und doch zugleich ſo wundergläubiger Mönch wie Meichelbeck die maßgebende Hauptgeſchichte von Freiſing geſchrieben und die Wunderſagen in Vergeſſenheit verſenkt hätte. Für den politiſchen Hiſtoriker mögen bloß die nachweisbar geſchehenen Tatſachen Geſchichte ſein; für den Kulturhiſtoriker iſt auch Geſchichte, was unbeglaubigt vor Jahrhunderten als geſchehen geglaubt wurde, ja es kann dieſes ſogar ein umſo bedeutſameres Stück Sittengeſchichte ſein, je unbeglaubigter und unglaublicher es an und für ſich daſteht.

Von den bayrischen Fehden des 14. und 15. Jahrhunderts wurde Freising wiederholt berührt und hatte im schmalkaldischen Kriege viel zu leiden und mehr noch im dreißigjährigen. Doch ging es damals natürlicher zu. Als die Schweden 1646 das Schloß stürmten, wehrte sich die kleine Besatzung tapfer, wenn auch vergebens. Und unten in der Stadt vermochten geistliche Gebete zwar nichts gegen den Feind, wohl aber geistliche List, indem ein vortreffliches Mahl bei den Franziskanern das Herz Wrangels zur Milde rührte. Der Guardian des Klosters, Ludwig Getspeck, hat die Bedrängnis durch die Schweden beschrieben in einer auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten Handschrift[1]).

In gar vielen, auch protestantischen Orten Deutschlands wurde der Westfälische Friede kirchlich gefeiert; in Freising geschah dies durch eine Wallfahrt des Bischofs und der Bürgerschaft zum hl. Sebastian nach Ebersberg.

Mochten die Schweden im Dreißigjährigen Kriege gegen eine so streng katholische und geistliche Stadt besonders hart gewesen sein, so kam für Freising auch im Jahre 1796 noch ein besonderer Schreckenstag, bei welchem der Feind Beweggründe zur Rache wenigstens vorschützte, die sich auf den geistlichen Charakter des Ortes bezogen. Der Fürstbischof hatte, wie es einem geistlichen Herrn wohl nahe lag, den Bischof von Speyer und französische Emigranten gastfreundlich aufgenommen; das mußte dann die Stadt büßen durch eine teilweise Plünderung.

Zu größeren militärischen Operationen war freilich die Kriegsmacht des Fürstbischofs nicht ganz ausreichend; denn sie bestand gegen Ende den 18. Jahrhunderts aus sechsunddreißig Grenadieren und achtzehn Trabanten. Nach mündlicher Überlieferung hatte ein solcher Trabant im Jahre 1799 seinen Posten unterm Torbogen am Domberg und bettelte die Passanten an, ähnlich wie in Köln zur selben Zeit die Schildwachen an den Stadttoren die einziehenden Reisenden angebettelt haben sollen. Die merkwürdigste militärische Eigenschaft solcher kleinen Werbekorps war in der

[1]) Descriptio notabilis malorum a Suecis Frisingae illatorum ab anno 1646. Cod. bav. 1095.

Regel ihre Virtuosität im Desertieren. Vom Bischof Ludwig Joseph (1769—1788) wird besonders scharfe Kriegsdisziplin gerühmt, d. h. — Strenge gegen die Deserteure. Allein auch diese soldatische Strenge war geistlich mild. Da nämlich das Wiedereinfangen einige Schwierigkeit hatte in einer Stadt, wo die Auslandsgrenze auf drei Seiten gleich vor dem Tore anfing, so wurden bloß die Namen der Fahnenflüchtigen auf ein Blech geschrieben und an den Galgen genagelt.

Schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts besaß die Stadt eine Bürgerwehr neueren Schnittes, Fußgänger sowohl als Reiter. Die Fahne des Fußvolkes zeigte das Bild des hl. Korbinian und soll wie die Reiterstandarte von geistlicher Hand gekommen sein, ein Geschenk des Bischofs Johann Franz aus dem geistlichen Jubeljahre 1724.

Also auch über der stillen Kriegsgeschichte Freisings schwebt ein geistlicher Hauch.

2. Aus der Freisinger Revolutionsgeschichte

Die Freisinger hatten keinen Anlaß, sich nach außen besonders kampfbegierig zu entwickeln; sie erwiesen sich aber auch friedfertig in ihrem inneren Gemeinleben und gegenüber den Bischöfen. Von dem Hader zwischen Bischof und Bürgerschaft, der die Geschichte unserer meisten geistlichen Städte durch Jahrhunderte erfüllt, weiß, wie ich schon bemerkte, die Freisinger Chronik nichts.

Wir lesen wohl von einem solchen Aufruhr, den man irrtümlich befürchtet hat, nicht aber von einem Aufruhr, welcher vollführt worden wäre. Als Bischof Heinrich III. 1541 seinen feierlichen Einzug in Freising hielt, ritten ihm die Bürger mit fliegenden Fahnen entgegen; der Bischof glaubte, seine neuen Untertanen wollten ihn angreifen und davonjagen, allein sie stiegen von den Pferden und der vermeinte Angriff war nur eine etwas lebhafte Huldigung.

Der Sage nach hätten die Freisinger nur an einen Bischof Hand gelegt, aber doch bloß an seine Leiche und nicht aus politischen Gründen, weil er im Regieren zu gewalttätig, sondern aus

rein menschlichen, weil er im Schenken zu karg gewesen, hartherzig gegen die Armen während der Hungersnot. Es war dies Gerold († 1231) dessen Leichnam die Bürger aus der Gruft rissen und in die Roßschwemme warfen, — wofern die Sage nicht lügt.

Ein Volksauflauf seltsamer Art ereignete sich im Jahre 1091. Die Bürger aus Freising im Verein mit Leuten aus Vötting übten Volksjustiz an drei der Zauberei verdächtigen Weibern, marterten und verbrannten sie, indes ein Priester und zwei Mönche von Weihenstephan die Überreste der unschuldig Gemordeten nachgehends ehrlich begruben, und ein Chronist des Klosters die Aufruhrstifter als incitati in diabolicum zelum brandmarkt. Abgesehen davon, daß in jenen unruhigen Tagen die Bürger den Mönchen von Weihenstephan überhaupt nicht hold waren und in der Weinschenke des Abtes in Freising den Zapfen vom Fasse schlugen, wobei übrigens der Bischof Partei für die Bürger nahm[1]), sehen wir hier Fanatismus und Aberglauben bei den Bürgern, menschlicheren Sinn bei den Mönchen.

Das sind wohl charakteristische Züge von Volksbewegungen in einer geistlichen Stadt, allein Erhebungen der Bürger gegen den Bischof sind es doch nicht. Von einer solchen gibt es nur eine stark humoristisch gefärbte Probe in dem berühmten „Moos-kulturstreit", der von 1763 bis 1772 gespielt hat. Als ein rechtes Kabinettsstück ist er schon oft und ausführlich geschildert worden[2]), ich skizziere ihn aber hier doch noch einmal ganz kurz, weil sonst meinem Gesamtbilde ein kräftiger Farbenton fehlen würde, und weil dieser Streit, gleich dem Widerstreben der Bürger und anderer Stiftsuntertanen gegen die vom Bischofe 1784 verfügte Beschränkung des „Wetterläutens"[3]) zeigt, daß auch noch im 18. Jahrhundert der Fortschritt viel mehr auf dem geistlichen Berge begünstigt wurde, als unten in der Stadt.

[1]) Gentner, Gesch. von Weihenstephan, bei Deutinger VI, 20 ff.

[2]) Von Baumgärtner, Obernberger, von dem anonymen „Reisenden durch den bayrischen Kreis" u. a.

[3]) Eine noch gangbare mündliche Überlieferung erzählt, daß in der Wetterglocke des ehemaligen St. Veitstiftes ein Tropfen vom Blute Christi eingegossen gewesen sei.

Auf dem öden Moorboden jenseit der Isar weidete das Vieh, was mit einem hier etwas kühnen Bilde der „Blumenbesuch" genannt wird. Eine Anzahl Bürger wünschte 1763 lehnsweise Überlassung eines Teiles dieser Gemeindegründe zu Trockenlegung und Anbau. Der Bischof und das Stadtpflegamt war dafür, der Magistrat und die Mehrheit der Bürgerschaft dagegen. Demungeachtet schritt man zur Kultivierung; Erlasse und Vorstellungen für und wider kreuzten sich, die Anhänger der rationellen Landwirtschaft wurden von den Anhängern des poetischen Blumenbesuches als „Moosschlucker" verfemt, die begonnene Kultur nächtlicherweile verwüstet. Ein Dompropst wandte sich schürend auf die Seite der Blumenbesucher gegen die Moosschlucker, und so stieg die Erbitterung dergestalt, daß auf den 4. Mai 1768 offener Krawall angesagt wurde, und zwar durch zwei Viehhüterinnen, welche eigens zu diesem Zwecke im Auftrag der eifrigsten Blumenbesucher von Haus zu Haus gingen. Die Kulturarbeiten sollten am hellen Tage gewaltsam zerstört werden. Bischöflicherseits wurde hingegen eine Art Aufruhrakte unter Trommelschlag verlesen und achtzehn Mann Grenadiere an die Isarbrücke beordert, um den Übergang zu wehren. Die Bürger aber kamen an die dreihundert stark mit Hauen und Schaufeln, verdrängten die Grenadiere und forcierten die Brücke, wie es scheint ohne alles Blutvergießen, und zerstörten die neuen Abzugsgräben und Anlagen. Zur Antwort sperrte der Fürstbischof das Rathaus und suspendierte den Magistrat. Allein die Partei des Blumenbesuches gab trotzdem nicht nach, und man rief zuletzt die guten Dienste einer auswärtigen Macht, des Kurfürsten von Bayern, zur Vermittlung an. Dieser hohe Schiedsrichter wurde nun aber dermaßen von mißvergnügten Freisingern belagert, daß er sich selber retten mußte durch einen Befehl gegen „das Überlaufen des Hofes zu München". Es war sogar eine Frauenversammlung in Freising abgehalten und eine Frauendeputation an den Kurfürsten geschickt worden. So machte sich die Geschichte immer lustiger, wenn sie nicht gar so traurig gewesen wäre, und die nächste Folge war, daß der Fürstbischof Klemens Wenzeslaus das begonnene Werk wieder liegen ließ, welches erst von seinem Nachfolger Ludwig Joseph 1772 im

Interesse der Landwirtschaft zu einem glücklichen Ende geführt wurde.

Jene achtzehn Grenadiere aber, welche an der Isarbrücke standen und nicht kämpften, waren die einzigen fürstbischöflichen Truppen, die jemals gegen Freisinger Bürger in den Kampf gezogen sind.

3. Gedankenkämpfe

Unsere geistliche Musterstadt war allezeit ein stiller Ort, und nicht einmal der Tumult und Kampf neuerungsdurstiger Gedanken störte ihren Frieden mit dem Klerus. Aus dem Freisinger Volke ist wohl ein Volksheiliger hervorgegangen, der Torwart Semoser (im 13. Jahrhundert), und eine Volksheilige, die fromme Hellseherin Klara Reischl (im 17. Jahrhundert), aber von einem volkstümlichen Freisinger Ketzer finde ich keine Spur.

Die Stadt blieb unberührt von den Erschütterungen der Reformation, während dieselben doch in den benachbarten bayrischen Landen, wie in der erzbischöflichen Metropole Salzburg bedeutend nachzitterten. Zwar unter dem Klerus von Freising muß Luthers Lehre schon ein wenig verfangen haben, da Bischof Philipp (1498—1541) die wankenden Priester mit Degradation bedroht und so dem Umsichgreifen protestantischer Ideen steuert. Allein auch dies ist nur ein leicht vorübergleitender Schatten, ohne nachhaltige Folgen, weil sich eben die Bürger nicht selbständig erhoben für die Reformation wie in anderen Städten. Dazu aber hätten sie schon lange vorher sich unabhängiger machen müssen von den geistlichen Herren des Domberges in ihrer politischen Stellung, unabhängiger in Nahrungsstand und Arbeit, unabhängiger in ihrer Bildung. Kurzum sie hätten schon lange vor Luther gar keine Freisinger mehr sein dürfen[1]).

[1]) Freising besaß bis zur neuesten Zeit keine protestantischen Einwohner; es hatte (wenn wir von Neustift absehen) auch keine Juden und also auch keine Judenverfolgungen. Wohl aber fand 1463 auf Befehl des Kaisers eine friedliche Judenversammlung aus vielen Städten des Reiches in seinen Mauern statt; der Bischof sollte die Hebräer wegen des Wuchers verhören. Ob sie aber nicht bloß verhört, sondern auch belehrt und bekehrt worden sind, wissen wir nicht.

Im 12. Jahrhundert lag Freiſing offen in der Welt und empfing und gab Impulſe des deutſchen Kulturlebens; im 17. und 18. liegt es im Winkel, abgeſchloſſen für ſich, gleich ſo vielen anderen oberdeutſchen Städten.

Freiſing war eine Stadt der Schulen und der Wiſſenſchaft. Auf den Bänken ſeiner Domſchule ſaßen Könige, wie Ludwig der Deutſche, Ludwig das Kind, Heinrich II., und viele berühmte Männer lehrten und lernten daſelbſt. Dies geſchah in der klerikalen Kulturperiode des Mittelalters, und man kann ſagen, vom Schluſſe des 8. bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts bietet die Freiſinger Schule ein deutſches Intereſſe. Örtlich bedeutend bleibt ſie in der fürſtbiſchöflichen Zeit auch ſpäter noch (vorab im 16. Jahrhundert), allein ſie wird bereits von anderen Nachbarſtädten überflügelt und hat den Übergang zu den neueren feineren Formen der Univerſität, der Akademie, des vom Klerus unabhängigen humaniſtiſchen Gymnaſiums nicht gefunden. Ähnlich war die Wiſſenſchaft Freiſings faſt durchaus klerikal und zunftgerecht zugeknöpft. Die Freiſinger Gelehrten ſchrieben lateiniſch bis tief ins 18. Jahrhundert. Freiſing hegte mancherlei Kunſt, allein die freieſte unter den freien Künſten, die Poeſie in der Mutterſprache, welche zumeiſt vermittelt zwiſchen dem gelehrten Buche und der Volksbildung, ſchlummerte an dem geiſtig ſonſt ſo vielfach angeregten Orte. Und während zur Reformationszeit eine volkstümlich friſche Proſa anderwärts mit zündender Kraft entwickelt und von katholiſchen wie proteſtantiſchen Streitern derb gehandhabt wurde, ſchrieb man in der geiſtlichen Stadt lateiniſche Kataloge der Biſchöfe, wohl gar in elegiſchen Diſtichen.

Ich ſagte in einer früheren Schrift, ein großer Teil des bayriſchen Volkes habe das 18. Jahrhundert nicht erlebt, ſondern ſei aus dem 17. unverſehens ins 19. gekommen. Dies gilt insbeſondere auch von Freiſing. Wie wenig der große nationale Aufſchwung deutſcher Literatur und Wiſſenſchaft des 18. Jahrhunderts ſelbſt den gelehrten Berg berührte, das bekunden abſichtslos die Freiſinger Schriftſteller und die Schulordnungen[1]) aus jener Zeit. Der ungenannte Verfaſſer der berüchtigten „Reiſe

[1]) Bei Deutinger Bd. V.

durch den bayriſchen Kreis" (1784) rühmt — hierin wohl ein unverdächtiger Zeuge — daß ſich damals „einige gute Köpfe aus dem Nebel hervorzuſchwingen begönnen", das heißt: daß der Fürſtbiſchof (Ludwig Joſeph) den Pereira „Von der Macht der Biſchöfe" und Wielands „Goldenen Spiegel" leſe, ingleichen, daß Bayle, Helvetius, Pascal und Montesquieu nunmehr endlich auch in Freiſing bekannt geworden ſeien. Ob man ſich aber mit den ernſteren deutſchen Denkern wie Leibniz, Leſſing, Winckelmann, Kant, Juſtus Möſer, ob man ſich mit der eben im erſten Frühſcheine aufleuchtenden neuen deutſchen Nationalliteratur auch nur halb ſo eifrig bekannt gemacht habe, ſteht billig zu bezweifeln. Die großen philoſophiſchen, politiſchen, ſozialen und literariſchen Gedankenkämpfe ſeit den ſiebziger und achtziger Jahren rauſchen kaum beachtet an ſolchen abgeſchloſſenen Städten vorüber, in deren Mauern man eine um fünfzig und hundert Jahre ältere Zeit im ſtillen fortlebte.

Darum nimmt es nicht wunder, daß zuletzt eine Karikatur der Aufklärung, die Spielerei des Illuminatentums in Freiſing und namentlich bei den Geiſtlichen beſonderen Anklang fand, gleichwie in der vielfach ähnlich entwickelten geiſtlichen Schweſterſtadt Eichſtätt („Erzerum" in der Illuminatenſprache, wie Freiſing „Theben"). Der letzte Fürſtbiſchof, Joſeph Konrad, verhängte am 28. Juli 1794 ſcharfe Maßregeln gegen das Illuminatenweſen, welches unter ſeinen Geiſtlichen wucherte. Allein damals drohten längſt ganz andere Gefahren als von dieſer nichtigen Geheimbündelei. Ein Weltſturm pochte an die Pforten der geiſtlichen Städte und ſprengte ſie von außen, wenn auch die Bürger innen noch ſo ruhig blieben, und verwehte nicht bloß die Illuminaten, ſondern auch das Fürſtbistum Freiſing: und neue Reiche, ein neues Volk, neue Geſittung und Bildung erſtanden auf der Stätte jener alten Zuſtände, in welchen die geiſtliche Stadt mit ihrem noch geiſtlicheren Berge ſo eigentümlich gewurzelt ſtand, ſo ſchön geblüht hatte und ſo wunderbar langſam abgeblüht war.

Fünftes Kapitel

Bürgerliche Betriebsamkeit

1. Gewerbe und Handel

Die Bürger von Freising mochten behaglich leben unter dem Krummstabe, allein für eine selbständige, gebietende wirtschaftliche Macht reichte ihre Betriebsamkeit nicht aus.

Die Lage der Stadt war ganz geschaffen zum Ausgangspunkte ältester klösterlicher Kolonisation, gleichwie zu einem mittelalterlichen Herrschersitze; zu einem bedeutenden Mittelpunkte des Handels und der Gewerbe dagegen taugte sie weit weniger. Die Isar strömt unter den Mauern der Stadt, ist aber nicht schiffbar, ein Arm der Mosach fließt durch die Straßen, allein er genügt nicht zu größeren industriellen Anlagen, eine für den großen Verkehr wichtige Heerstraße zieht durch die Tore, doch eine echte Handelsstadt fordert die Kreuzung mehrerer Hauptstraßen; im Rücken der Stadt liegt ein weites, reiches Bauernland, allein vor derselben und zur Seite dehnt sich weithin ein magerer, dürftig bevölkerter Moor- und Geröllboden. Die politische Grenze lief hiebei möglichst ungünstig: das gute Land im Norden war bayrisch, das schlechte im Süden freisingisch, und wie diese üble Lage in den Jahren 1751—56 den scheinbaren Grund abgeben mußte zur Einführung der bayrischen Gesetzbücher in Freising, d. h. zum Vorspiele der Mediatisierung [1]), so war sie schon längst eine wirkliche Ursache des geringen materiellen Aufschwunges der Stadt gewesen.

Der größte Teil des nächstgelegenen freisingischen Gebietes taugte nur als Viehweide oder für Jagd und Fischerei, also für die drei patriarchalischen Urformen der Bodenausbeutung. Im

[1]) S. Rockinger in der Bavaria I, 869.

12. Jahrhundert deckte Wald die weiten Flächen an der Isar, im 17. finden wir hier noch zerstreutes Buschwerk; jetzt sind diese Flächen südlich der Stadt großenteils Wies- und Weideland. Ein stundenweit ausgedehnter Weideboden ist keine gute Nachbarschaft für städtische Betriebsamkeit. Wenn Merian die „überaus großen" Viehweiden, wo das Rind neben dem Hirsche ging, als Gegengewicht gegen die „sonst harte Landesart" rühmt, so wird der moderne Volkswirt darin eher ein Zeugnis für jene harte Landesart erkennen. In den Akten der Stadt finden sich viele Bräuche und Verordnungen über das Weidewesen, und die städtischen Kuh- und Roßhirten waren im 16. Jahrhundert auffallend hoch besoldet, die Viehzucht selbst aber stand bis zu unserer Zeit nicht auffallend hoch.

Bedeutsamer tritt uns Jagd und Fischerei entgegen, wie es für eine mittelaltrige Residenzstadt paßte: „Wildbret und Fisch gehören auf der Herren Tisch." Otto von Freising nennt den Domberg, von welchem man über unabsehbare Wälder hinausblickte, „gleichsam eine Warte der Jäger" [1]); dem Kaufmann und Handwerker aber taugt es besser, wenn er den Bauer, als wenn er den Jäger zum Nachbarn hat. Die Waldungen der Ebene dienten nach Otto besonders dem Weidwerk, die Hügelwälder, von welchen der Freisinger und Kranzberger Staatsforst noch als größere Trümmerstücke übrig sind, gaben Bau- und Brennholz. Eine prächtige Wildbahn boten die Isarwälder, da die Tiere längs dem Dickicht des Flusses bis zum Hochgebirg hinauf wechseln konnten, und noch vor wenigen Jahren wurde ein verirrter Gemsbock bei Freising erlegt. Am Fuße des Domberges lag der Tiergarten des Fürstbischofs (seit 1625) und nördlich der Stadt die Fasanerie. Ein bischöflicher Hof hat seine Jagdgeschichte, so gut wie andere Fürstenhöfe, und im Hofstaate der späteren Bischöfe fungiert neben dem Oberststallmeister auch ein Oberjägermeister. Eine alte Aufzeichnung von Weihenstephan [2]) erzählt, daß Bischof Meginhard, als er am 28. April 1098

[1]) Chron. lib. V, cap. 24.

[2]) S. Gentners Gesch. von Weihenstephan bei Deutinger VI, 20 ff. Anders freilich berichtet Meichelbeck.

Morgens zur Jagd reiten wollte, Befehl gegeben habe, die Mönche aus Weihenstephan zu vertreiben. Während der Jagd wurde der Befehl vollzogen, allein da der Bischof vom Weidwerk heimgekommen war und auf seine erste Frage erfahren hatte, daß die Mönche vertrieben seien, starb er eines jähen Todes.

Die größte Jagdherrlichkeit scheint in Freising, wie anderwärts, nach dem Dreißigjährigen Kriege bis ins 18. Jahrhundert geherrscht zu haben. Schon der in den Kriegsläuften so ungeheuer herangewachsene Wildstand reizte und nötigte dazu. Es traf sich aber auch, daß damals mehrere bayrische Prinzen auf dem bischöflichen Stuhle saßen, welche Jagdlust und Weidmannskunst wohl schon von Hause mitgebracht hatten. Damals (noch um 1700) konnte man vom Domberge große Rudel Hirsche in den Isarauen sehen und Bischöfe und Domherren zogen fleißig zur Jagd. Aber auch schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden wir hundertachtzig bischöfliche Hatzhunde draußen bei den Pfarrern, Gutsbesitzern und Beamten eingelegt, und Georg Philipp Finkh, dem wir bereits als Kammerdiener, Hofrat und Schriftsteller begegnet sind, fiel in Ungnade, weil ihm ein eingelegter Hatzhund herabgekommen und krank geworden war, obgleich er denselben in der Kost — „wie die Ehehalten" gepflegt zu haben behauptete[1]). Erst nach vielen Bitten und Eingaben kam der unglückliche Mann wieder zu Gnaden. Unter Klemens Wenzeslaus war aber die Jagd so tief gesunken, daß dieser Kirchenfürst am 24. Januar 1764 den Kapitularen die Wildbahn nur noch ohne Hunde zu benützen gestattete. Jetzt ist die alte fürstliche Jagdherrlichkeit in den Isarauen ganz verklungen, und wohl zum letzten Male wurden dort durch König Ludwig I. große Hirschjagden abgehalten.

Wie es mit der Freisinger Jagd recht herrschaftlich und residenzmäßig bestellt war, so auch mit der Fischerei. Die Mosach bildete ehedem viele kleine Weiher (vor dem Isar- und Veitstor) und es erscheint sogar ein Wirtshaus „am See". Die einzige Straße Freisings, welche den Namen eines Gewerbes trägt, ist sehr bezeichnend die „Fischergasse"; hier befand sich die „Visch-

[1]) Hormayrs Taschenb. 1833.

pank“ und wohnten die Fischer, welche den Welt- und Klostergeistlichen die Fastenfische zu liefern hatten. Die Arbeit war so ausgedehnt und geteilt, daß sogar ein eigener Krebsfischer bestand, welcher bloß Krebse fangen durfte, „die Fische aber mußte er laufen lassen“. Mit dem Verschwinden der geistlichen Herrlichkeit ist freilich der Fischfang sehr herabgekommen, von den ehemaligen Weihern gibt es nur noch dürftige Überreste, der „Krebsfischer“ ward zum bloßen Hausnamen, und ein gutes Teil der Freisinger Fische wandert jetzt auf den Münchener Markt.

Unter den Gewerben unserer Stadt erfreute sich nur eines einer hervorragenden und dauernden Blüte, das war die Bierbrauerei. Da große Kaufherren oder sonst bedeutende Großgewerbe nicht vorhanden waren, so bildeten die Brauer den Rahm der Bürgerschaft. Zahlreich, angesehen und wohlhabend lieferten sie häufig den Bürgermeister und den Verwalter des Heiligengeistspitales. Noch in der Gewerbestatistik von 1848 werden die Brauereien als das einzige Großgewerbe bezeichnet[1]), und das stattlichste moderne Privatgebäude Freisings ist ein Brau- und Gasthaus. Wie ansehnlich die Brauerei in älterer Zeit gewesen, erhellt daraus, daß 1647 ein freisingisches Brauanwesen nach Befund der Türkensteuer auf 18000 Gulden geschätzt wurde, und daß bei der Umlage des Laternengeldes von 1798 die achtzehn Brauer zusammen 128 Gulden beitragen mußten, während die vierzehn Kaufleute und Krämer nur 86 Gulden steuerten. Dennoch fürchteten die Brauer die Konkurrenz des Domberges. Als im Jahre 1735 nicht mehr bloß weißes Bier, sondern auch braunes droben im Hofbräuhaus eingesotten werden sollte, beschwerten sich sämtliche Brauer der Stadt, daß sie hiedurch zu Grunde gerichtet würden und den großen Aufschlag, welcher im vorhergehenden Jahre 7865 Gulden betragen hatte, nicht mehr bezahlen könnten. Von der Milde ihres geistlichen Herrn erhielten sie dann auch günstigen Bescheid.

Die große Zahl der Brau- und Wirtshäuser war wohl teil-

[1]) Gegenwärtig sind freilich auch noch andere Industriezweige über das bloße Handwerk hinausgewachsen: Tuchfabrik, Dampfsäge, Eisengießerei, Gasfabrik.

weiſe durch den Verkehr der München-Regensburger Straße bedingt, nicht minder aber zog der geiſtliche Hof Fremde in die Stadt und bei großen geiſtlichen Feſten erreichte der Fremdenzufluß ſeinen Höhepunkt. Als z. B. im Jahre 1508 Biſchof Philipp, aus dem Hauſe der Pfalzgrafen bei Rhein, unter Anweſenheit vieler weltlicher und geiſtlicher Großen ſein erſtes Hochamt zelebrierte, ſtrömte eine Volksmenge in Freiſing zuſammen, wie man ſie dort vorher niemals erlebt zu haben glaubte. Ähnlich im Jahre 1709 bei Übertragung der wiederaufgefundenen Reliquien des hl. Nonoſus in die Domkirche [1]), dann 1724 bei der acht Tage dauernden tauſendjährigen Jubelfeier des Bistums, 1824 bei dem gleichfalls durch eine Woche ausgedehnten elfhundertjährigen Jubiläum, 1828 bei dem Reliquienfeſte, wo ganze Gemeinden von nah und fern zugewandert kamen. Auch die allgemeinen Kirchenjubeljahre zogen Tauſende von fremden Andächtigen in die Stadt, wie nicht minder die Prozeſſionen und Wallfahrten. (Unter den letzteren iſt die aus dem Mittelalter ſtammende Wallfahrt der Mamminger charakteriſtiſch als Laienprozeſſion; der älteſte Bauer hält beim Anfang und Schluß der Wallfahrt eine Anrede an die Gläubigen, und die Wallfahrer gehen in Freiſing in kein Wirtshaus, ſondern werden von den Bürgern bis auf dieſen Tag unentgeltlich bewirtet und beherbergt.) Jedenfalls gab der geiſtliche Hof und die vielen und glänzenden geiſtlichen Feſte dem Verkehr einen kräftigeren Anſtoß als der Handel der Stadt und ihre Märkte, die im 19. Jahrhundert der Zahl wie der Zeitdauer nach ohne beſonderen Nachteil beträchtlich beſchränkt werden konnten.

Wenn nun aber auch in Freiſing kein anderes Gewerbe dauernd ſo einflußreich geworden iſt wie die Brauerei, ſo tauchen doch vorübergehend gewerbliche Altertümer oder Kurioſitäten auf, die eines Platzes in der Chronik der Stadt würdig erſchienen. Sie führen ſämtlich wieder auf den geiſtlichen genius loci zurück. So glänzt Freiſing ſehr frühe in der Geſchichte des Orgelbaues, da ſchon 873 Papſt Johann VIII. den Biſchof Anno bat, ihm eine Orgel und einen Orgelbauer und Spieler nach Rom zu

[1]) „Freiſinger alter und neuer Gnadenſchatz", 1710.

ſenden. Nicht minder zählt unſere Stadt zu den Wiegenſtädten der Buchdruckerkunſt, indem der Ulmer Buchdrucker Johann Schäffler um 1495 vorübergehend hier verweilt und für den geiſtlichen Bedarf gearbeitet hat[1]). Auch die Buchbinderei kommt als bürgerliches Gewerbe ſchon frühe vor; 1492 war Lienhard ein „puechbinder" in Freiſing, der band „Triſtan und Iſolde", letzteres allerdings wohl weniger für den geiſtlichen Bedarf.

Übrigens hat ein irgend ſelbſtändig hervorragendes Kunſtgewerbe in Freiſing niemals dauernd Beſtand gewonnen (wie etwa in Nürnberg oder Augsburg), und die kirchlichen Kunſtbedürfniſſe vermochten ſo wenig eine eigene Freiſinger Kunſtſchule ins Leben zu rufen, wie ein namhaftes Kunſtgewerbe. Dazu hätte es neben dem kulturmächtigen Klerus auch eines nicht minder bedeutenden Bürgertumes bedurft, und wenn im frühen Mittelalter Klöſter und Biſchofsſtädte voran waren in der Kunſtinduſtrie, ſo wurden ſie doch in den folgenden Perioden von den Reichsſtädten überflügelt. Freiſing beſitzt manches Prachtſtück kirchlicher Geräte und Schmuckſachen und beſaß noch viel mehr dergleichen; bei den meiſten dieſer Arbeiten weiß man nicht, wo ſie verfertigt wurden, und wo nähere Angaben über den Urſprung vorhanden ſind, da werden wir faſt immer auf auswärtige Werkſtätten gewieſen.

Eine ganz abſonderliche freiſingiſche Induſtrie ging unmittelbar von einem Biſchofe aus. Albert Sigismund (1651—85), auch als Bauherr und Weidmann bekannt, beſchäftigte ſich mit der Verarbeitung von Glas, namentlich zu künſtlichen Edelſteinen, welche man „Freiſinger Fluß" nannte, und zu optiſchen Gläſern. Die Kunſt der Bereitung des Flintglaſes ſoll ſeinem Bedienten, Büchſen- und Perſpektivmacher Chriſtian Murr, in einer Viſion von einem Benediktiner offenbart worden ſein[2]). Die Freiſinger Brillen und Perſpektive, welche ſolchergeſtalt durch geiſtliche Hand und Hilfe verbeſſert worden waren, erfreuten ſich damals eines vorzüglichen Rufes, und obgleich man jetzt keinen „Freiſinger Fluß" mehr macht, ſo kann man ihn doch noch an Kirchengeräten

[1]) S. Rockinger, Bavaria I, 867.

[2]) Näheres bei Baumgärtner S. 215 f.

u. dergl. angebracht ſehen. Auch im Drechſeln war Biſchof Albert Sigismund ausgezeichnet. Die Drechſlerei blüht zur Zeit noch immer in Freiſing, und wohl wenige andere Handwerker können ſich eines ſo vornehmen geiſtlichen Gewerbsvorfahren rühmen. Neben den Edelſteinen aus Glas ſind dann auch die Brote aus Stein als ein ſeltſames Produkt ehemaliger freiſingiſcher Technik zu nennen [1]). Man verfertigte ſie zum Andenken an ein Wunder, womit der fromme Torwart Semoſer ſoll begnadet worden ſein.

So führt uns alſo auch die Gewerbegeſchichte unſerer geiſtlichen Stadt immer wieder auf geiſtliche Spuren. Das Recht, Markt zu halten, hatte ein Biſchof, Gottſchalk, von einem Heiligen, Kaiſer Heinrich II. (um 1000), erlangt, wie auch das Recht des (vordem kaiſerlichen) Zolles und der Münze. Das bekannteſte Freiſinger Münzſtück, der „Mohrenkopf", trägt, wie ſchon der Name andeutet, das biſchöfliche Sinnbild; Münzen der Stadt gibt es nicht, ja man vermutet, daß die Biſchofsmünzen nicht einmal in Freiſing geſchlagen worden ſeien. Ein anderer Biſchof, Leopold (1377—81), beſtätigte die Vorrechte der Stadt, aber mit dem ausdrücklichen Zuſatze, „daß auf jedem Eigentum, welches verkauft werden ſollte, des Hochſtiftes Forderung, Steuer und Wacht verbleibe". Der Magiſtrat hatte zwar die niedere Polizei und die Gerichtsbarkeit, der Biſchof die höhere, allein der Biſchof ſtrafte doch auch die Bäcker, welche ihr Brot nicht zeichneten, er verleiht das Zimmermannsrecht, ſchlichtet den Streit der Metzger (1436), verweiſt ſie auf das „Satzbuch" und entſcheidet über den Ort der Fleiſchbänke [2]). Dazu hatte aber auch das Kloſter Weihenſtephan ſchon frühe ſeine Schneider, Schuſter, Brauer und Maler in der Stadt. Rechtlich, ſozial und wirtſchaftlich war der alte Freiſinger Handwerker überall abhängig von den geiſtlichen Herren. Dieſe Abhängigkeit ſchützte und förderte ihn wohl überwiegend in den früheren Jahrhunderten, wie man ja ſogar in den Handwerksfronden der biſchöflichen Städte den erſten Keim des Zunftweſens geſehen

[1]) Obernberger, Reiſen durch Bayern II, 448 f.

[2]) Nach Urkunden im Freiſinger ſtädt. Archiv.

hat [1]), ſpäter aber, als ſich das Bürgertum anderwärts feſt auf die eigenen Füße ſtellte, mußte das früher heilſam leitende Band zur läſtigen Feſſel werden. Von Handwerksmeiſtern, die — wie anderswo — durch ihr ſelbſtändiges Auftreten im Rat und in der Gemeinde ſich einen hiſtoriſchen Namen gemacht hätten, oder durch überragendes Geſchick, Glück und Reichtum über die Mauern der Stadt hinaus berühmt geworden wären, finde ich darum auch nichts, wohl aber erzählt die Geſchichte der Stadt von einigen Handwerkern, welche uns den klerikalen Geiſt der alten Bürgerſchaft leibhaft vor Augen ſtellen. Ein Bäcker erhält den Leib des hl. Plazidus von Rom und läßt ihn mit großer Pracht faſſen, und ein Schloſſer rettet bei der Säkulariſation ein Gnadenbild aus einer profanierten Kapelle und bewahrt und verehrt es vierzig Jahre lang in ſeinem Hauſe, bis er endlich die Wiederherſtellung der Kapelle erlebt und das Bild an ſeinen alten Platz zurückgeben kann. Und dergleichen mehr.

2. Verfall und Wiederaufbau

In den drei letzten Jahrhunderten geht es in Freiſing ganz ähnlich wie in den kleineren weltlichen Fürſtenſtädten: der bürgerliche Wohlſtand hängt zunächſt von den Finanzen und der Wirtſchaft des regierenden Herrn ab. Kargte der Biſchof oder verzehrte er ſein Geld auswärts, dann litt die Stadt; griff er den Gewerben untern Arm, verſchwendete er recht ſtandesmäßig, dann gedieh die Bürgerſchaft. So waren die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts für Freiſing eine ſchmale Zeit, weil damals Biſchof Ernſt auf allzu breiter Baſis, nämlich auf fünf Biſchofsſtühlen zugleich ſaß (Freiſing, Köln, Lüttich, Hildesheim, Münſter) und während ſeiner langen Regierung (1567—1612) nur ſehr wenig nach Freiſing kam. Das Geld „ging außer Landes" und die Bürgerſchaft verarmte; zum Erſatz der vielen dem Domſtift nutzlos verurſachten Koſten ließ dann Biſchof Ernſt ein Altarblatt von Rubens um 3000 fl. malen, was aber den Gewerben der Stadt ſchwerlich aufgeholfen hat. Dagegen konnte

[1]) Roſcher, Syſtem der Volkswirtſchaft II, 287.

Freiſing die argen Drangſale des Dreißigjährigen Krieges raſcher verſchmerzen als manche Nachbarorte, weil von 1618—51 der Biſchof Veit Adam regierte, ein geſchickter Finanzmann und kluger Haushalter, welcher trotz des Krieges die Einkünfte ſeiner Kirche zu mehren verſtand und eine gefüllte Rentkammer hinterließ. Und es folgte in der zweiten Hälfte des 17. und der erſten des 18. Jahrhunderts ſogar eine materielle Glanzperiode Freiſings. Da wurde ſtattlich Hof gehalten, gebaut, gemalt, gemeißelt, da wurden prächtige Feſte gefeiert; die Biſchöfe, zum Teil aus fürſtlichem Hauſe, verfügten eben über bedeutende Privatmittel und brachten dieſelben zu Gunſten ihrer Kirche und Reſidenz mit fürſtlicher Freigebigkeit unter die Leute.

Als die Säkulariſation dem Fürſtbistume ein Ende gemacht hatte, da konnte man vollends erſt recht deutlich ſehen, wie unmittelbar der Wohlſtand der Bürgerſchaft Freiſing von dem geiſtlichen Hofe bedingt geweſen war. Die Einwohnerzahl ſank von 6000 auf 3500 herab; noch im Jahre 1821 ſtanden 191 Mietwohnungen leer, von 300 beſtehenden Gewerben wird kaum ein Drittel mehr als lebenskräftig bezeichnet, der Wert der Realitäten war um vier Fünfteile geſunken, die örtlichen Stiftungsfonds büßten infolgedeſſen beträchtliche Summen an Zinſen ein und ihr Kapitalvermögen ſelber ſchwebte in Gefahr[1]). Als man 1805 und wiederholt 1808 die fürſtlichen Häuſer und Gründe zum Verkaufe ausbot, fanden ſich keine Käufer, erſt 1822 konnte ein Teil der alten Propſtei- und Domherrenhöfe veräußert werden.

Freiſing hat dieſe traurige Periode des Verfalles überwunden. Nicht mehr als geiſtlicher Fürſtenſitz, ſondern auf Grund des modernen Verkehrs und ſelbſtändiger Betriebſamkeit gewann die Stadt erneutes inneres und äußeres Wachstum. Als ſich die Bürgerſchaft am 27. Juli 1821 an den König wandte, um wenigſtens die Reſidenz des neuen Erzbiſchofs ihrer Stadt zu retten, ſprachen die Bittſteller die Beſorgnis aus, daß außerdem das altberühmte Freiſing zu einem Bauerndorfe herabſinken

[1]) Näheres in den bayriſchen Landtagsverhandlungen von 1822, im Auszuge bei Baumgärtner S. 292 ff.

werde. Keines von beiden iſt geſchehen. Der Erzbiſchof reſidiert in München, und Freiſing ward kein Bauerndorf, ſondern wuchs vielmehr über die mittelaltrigen Mauern hinaus; die Einwohnerzahl war ſchon 1851 auf 5326 geſtiegen, und ſtand 1867 auf 7839, einer Ziffer, die wohl zu keiner früheren Zeit erreicht worden iſt. Hiemit iſt allerdings nicht entfernt geſagt, daß Freiſing auch ſeine ehemalige Bedeutung wiedergewonnen habe, denn die geiſtige Kulturmacht miſcht ſich nicht nach Ziffern, bei einer Stadt ſo wenig wie bei den Völkern und Individuen.

Sechstes Kapitel

Schenkung, Stiftung und Almosen

In geistlichen Städten waren drei Dinge vordem mindestens ebenso wichtig als Arbeit, Kauf und Tausch, sie heißen: Schenkung, Stiftung und Almosen. Die religiöse Pflicht der guten Werke und die sittliche der Barmherzigkeit wirkte hier oft entscheidender auf Erwerb und Besitz als das volkswirtschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage.

Die Geschichte der Schenkungen an die Kirche berührt in Freising zunächst den Domberg; ihre reichste Periode geht durchs 8. und 10. Jahrhundert, und der fünfte Bischof, Otto (784 bis 814), führte den Beinamen scriptor, weil er so viele Schenkungsurkunden geschrieben hat.

In der Geschichte der Stiftungen hingegen wetteifert die Stadt mit dem geistlichen Berge. Während die großen Schenkungen an die Kirche im 14. Jahrhundert allmählich aufhören, erscheint die folgende Zeit um so reicher an Wohltätigkeitsstiftungen. Da ersteht das Heiligegeistspital (1374), das Bruderhaus (1560), das Leprosenhaus (1587), die Almosentrüchelstiftung [1]) (1620), der Liebesbund für die armen Seelen (1713), das Krankenhaus (1724), das Armen- und Waisenhaus, das reiche Almosen, die Schollsche Stiftung für Hausarme ꝛc.

Unter allen diesen Stiftungen hat das Heiligegeistspital die größte Wirksamkeit entfaltet und allein unter allen seinen Bestand gerettet bis auf diesen Tag. Gegründet von einem Geistlichen, dem Domherrn Konrad Gaymann († 1376), ist es von Klerikern wie von Bürgern namentlich im 15. und 16. Jahrhundert aufs reichste mit Stiftungen und Vermächtnissen

---

[1]) Von Truche, Truhe, Kasten.

begabt worden, und noch unmittelbar nach der Säkulariſation (1804) belief ſich ſein Vermögen auf 124 296 fl.

Bei dieſem Spitale ſuchten darum nicht bloß arme Kranke Geneſung, ſondern geſunde reiche Leute fanden dort auch Kapitalbarleihen, das Spital griff ins Gebiet dreier Fakultäten, als kirchliche, mediziniſche und volkswirtſchaftliche Heil- und Hilfsanſtalt. Im Jahre 1637 hatte das Domkapitel den Schweden eine Ranzion von 1500 fl. zu zahlen, es entlehnte 900 fl. vom Spital; ein andermal (1766) borgt es 2500 fl. daſelbſt zu vier Prozent. Biſchof Johann Theodor (1737) braucht 1000 fl. zum Betrieb des Eiſenhammers bei Werdenfells: das Heiligegeiſtſpital ſtreckt ihm die Summe vor, wie der „Liebesbund am Gottesacker" dem Biſchofe Johann Franz 600 fl. darlieh zum Ankaufe von Zeilhofen (1717). Auch die bayriſche Landſchaft erhielt vom Spital eine Summe zum allgemeinen Landesdarlehen[1]). Wer in Freiſing große Kapitalien aufnehmen wollte, der konnte nicht zu den Juden gehen, weil es keine gab; er ging zu den frommen Stiftungen.

Doch iſt ein Leihen auf Zins immerhin etwas profan; geiſtlicher iſt das Schenken. Und in Freiſing wurde gern und viel geſchenkt. Da ſchenkt Biſchof Ludwig Joſeph im Winter hundert Klafter Holz an die armen Leute und kauft bei teurer Zeit Korn für ſeine Untertanen auf; gelegentlich eines Feſtes läßt er Brot, Wein und Bier an 1600 Arme austeilen. Biſchof Konrad V. ſchickte die abgeordneten Bürger, welche ihm die anſehnliche Inſulſteuer nach Krain brachten, wieder mit dem Gelde nach Freiſing zurück, wie denn überhaupt die Bürger auf Steuernachläſſe oft beſſer eingerichtet waren als aufs Steuerzahlen. In den Tagen des ſo äußerſt mildtätigen Biſchofs Ludwig Joſeph geſchah es ſogar, daß der Biſchof faſt zur nämlichen Zeit ſeinen Untertanen in der Grafſchaft Werdenfels die Steuern nachließ, wo ihm ſelber in Wien ein Haus mit Beſchlag belegt wurde wegen der Steuern, die ſeine Beamten dort nicht bezahlt hatten. Die Mehrzahl der Biſchöfe aus den zwei letzten Jahrhunderten werden ganz beſonders als Väter der Armen geprieſen, wenn

[1]) Laut Urkunden im ſtädtiſchen Archive.

auch nicht alle so weit gingen wie Johann Theodor, der ein eigenes „Toralmosen" eingerichtet und noch 1754 die etwas verspätete Stelle eines Bettelrichters geschaffen hat.

An solchen geistlichen (und auch weltlichen) Fürstensitzen des vorigen Jahrhunderts waren es übrigens nicht die unterm Bettelvogt stehenden Zunftbettler, welche am meisten geschenkt erhielten, sondern Leute von gar vielerlei Zunft und Zeichen; die halbe Stadt lebte mitunter vom Hofe, und es gab da so zahllose und zart verschmolzene Übergangstöne zwischen den Kategorien des Nehmens, Bettelns und Verdienens, daß man das eine vom anderen oft schlechterdings nicht unterscheiden konnte.

In der Freisinger Volkssage gibt es einen ganz besonders bösen Bischof, das war jener Gerold, dessen Leiche das Volk in die Roßschwemme warf, weil er den hungernden Armen kein Brot gegeben.

Der Torwart an Gerolds Schloß dagegen, Otto Semoser, der den Armen heimlich das Brot zutrug, ward ein Volksheiliger.

Ein Bischof der neueren Zeit, Johann Franz, wurde zwar nicht kanonisiert, genoß aber nach seinem Tode unter den Bürgern die Verehrung eines Heiligen, an dessen Grabe man Votivtafeln aufhängt. Diese Ehre hatte er aber gewiß nicht seinen vielgepriesenen Verdiensten um Kunst und Wissenschaft zu danken, sondern seinem stilleren Walten als Vater der Armen.

Schenkung, Stiftung und Almosen geht in dem geistlichen Sinne der Altvordern an sittlicher Weihe weit voran der Arbeit, dem Kauf und dem Tausche.

Der hl. Korbinian hatte an der Höhe von Weihenstephan eine Quelle erbetet, und wie Moses mit dem Stab aus dem Berge geschlagen. Als man das heilkräftige Wunderwasser, die geschenkte Gottesgabe, später gegen Geld verkaufen wollte, da versiegte der Quell.

So erzählt die fromme Sage.

Ich führe den Leser am Eingang dieser Skizzen auf den Domberg; ich führe ihn auch am Schlusse noch einmal hinauf, um ihm zu guter Letzt noch ein Stücklein Fernsicht zu zeigen.

Man schaut da droben gar viele Meilen in die Runde, aber so weit das Auge trägt, über zahllose Dörfer hinaus, vermißt

es doch den reichen Schmuck ſtädtiſcher Staffage; nur die Türme Münchens beherrſchen die langgedehnte Linie des Mittelgrundes. Weiter fort aber gegen Süd zum Hochgebirg hinüber dämmert verſchwimmend jene liebliche Landſchaft, welche man modern geographiſch die bayriſche Seenzone nennt, früher nannte man ſie volkstümlich den „Pfaffenwinkel“. Dort reihet ſich, anſtatt der Städte, Kloſter an Kloſter: Andechs, Bernried, Schäftlarn, Polling, Weſſobrunn, Benediktbeuren, Schlehdorf, Ettal, Tegernſee, Chiemſee u. ſ. f. Alſo die uralten Hauptſitze geiſtlicher Kultur, Freiſing und der Pfaffenwinkel im Norden und Süden, München in der Mitte, keine andere bedeutende Stadt auf weit und breit.

München als landesherrliche Hauptſtadt im Mittelgrunde, Freiſing als geiſtliche Metropole im Vordergrunde beherrſchen aber nicht bloß die Landſchaft aus der Vogelſchau des Domberges, ſie beherrſchten auch das Land; ſie ſtanden hier einſam und ohne ebenbürtige ſtädtiſche Nebenbuhler. Im alten Bayern waren vor allen die Landesherren ſtark und die Geiſtlichen. Das Bürgertum ſaß wie auf kleinen Inſeln inmitten des großen Bauernlandes, und die Bürger machten den weltlichen wie den geiſtlichen Herren ungleich weniger zu ſchaffen als anderwärts. Nicht daß es den Stadtgemeinden im einzelnen an Tüchtigkeit, den Städten an Rechten und Privilegien gefehlt hätte, aber es fehlte an Städten, es fehlte der Wetteifer, die Reibung, die gegenſeitige Stütze und Ergänzung vieler eng benachbarter Bürgergemeinden. Das gerade iſt es, was in Schwaben und Franken manchmal dem kleinſten Neſte ſo friſche Lebensfülle, ſo ſchneidige Originalität verliehen hat. Jene vielen und anſehnlichen bayriſchen Märkte, welche Städte werden *konnten*, aber nicht werden *durften*, ſind für Bayern in manchem Stück charakteriſtiſcher als die wirklichen Städte.

Im *ſtädtearmen* Lande blieb Freiſing eine ſo rein geiſtliche Stadt, gleichwie München eine ſo rein landesherrliche Stadt blieb, bis Bayern aufhörte, rein bayriſch zu ſein, bis die Reſidenzſtadt München zunächſt die Hauptſtadt eines ſtädtereichen Königſtaates wurde, dann eine Großſtadt, zu welcher die fernen Städte näher herangewandert ſind durch den länderverengenden Weltverkehr.

Im vorigen Abſchnitte ſchrieb ich von einem Gau, der, obgleich Bauernland, dennoch ein Land mit Bürgerrechten war, gleichſam eine auf etliche Quadratmeilen ausgegoſſene Stadt. Auch dieſer Gau ſtand unterm Krummſtabe, allein er liegt am weltoffenen, ſtädtereichen Rhein. Die geiſtliche Herrſchaft entſcheidet hier nicht ſchlechthin, ſie ließ im Mittelalter nach Umſtänden großes und kleines Bürgertum unter ſich gedeihen und freie wie gebundene Bauernſchaft dazu. Natur und Geſchichte des ganzen umgebenden Landes entſcheidet zugleich mit der Form und Macht der Herrſchaft.

Wie aber Freiſing noch immer — wofern man's nicht gar zu ſtreng nimmt — eine geiſtliche Stadt heißen kann, ſo fühlt man auch heute noch aus dem Charakter des altbayriſchen Volkes heraus, daß im alten Bayernlande vor allen zwei Herren ſtark geweſen ſind: der Herzog und der Prieſter. Wer darum Freiſing nicht geſehen hat, der kennt Altbayern nicht, und wäre er auch ſonſt ſchon weit im Land herumgereiſt; denn eine Stadt, die ſo lange und ſo rein eine geiſtliche Stadt geblieben, war nur möglich auf der bayriſchen Hochfläche, und durch die Geſchichte Freiſings erfahren und begreifen wir erſt, welche tiefe Wurzeln die geiſtliche Macht über ein Jahrtauſend im bayriſchen Volksleben geſchlagen hat und heute noch ſchlägt.

VI

Die Holledau

(1867)

Erstes Kapitel

Hollebauer Volkshumor

1. Namen und Grenzen der Hollebau

Das Hollebauer Land ist berühmt durch seinen Hopfenbau, und das Hollebauer Volk durch seinen derben Humor. Es ist aber leichter vom „Hollebauer Landhopfen" als vom Hollebauer Volkshumor zu schreiben; denn von ihrem Hopfen hören und reden die Hollebauer alleweil gern, an das auszeichnende alte Besitztum ihres Humors in Lied, Sage und Anekdote sind sie minder gern erinnert, und vollends ungern an den Spaß, welchen sich andere mit ihnen erlaubt haben.

Darum gibt es eine alte und eine neue Reiseregel für die Hollebau. Die neue rät dem Wanderer, welcher recht gut aufgenommen sein will, er möge als Hopfenhändler reisen; die alte aber warnte ihn, daß er nicht frage nach vier Dingen: nicht nach den Grenzsteinen des Landes — denn das sind vier Galgen von Freising, Moosburg, Abensberg und Pfaffenhofen; nicht nach den Volksgrenzen — denn die Hollebauer fangen da an, wo die gescheiten Leute aufhören; nicht nach der Mundart — denn jeder Hollebauer redet drei Sprachen: „dumm, dalket und dappi", und endlich nicht nach dem Hollebauer Wallfahrtslied — denn es singt gleich im ersten Vers vom Pferdediebstahl, der schwachen Seite, der geheimen Herzensneigung der alten Hollebauer.

Den Hopfen darf man also suchen, aber den Humor muß man ungesucht an sich herankommen lassen, sonst könnte man — gleichfalls ungesucht — noch etwas anderes kennen lernen, was hierzuland altberühmt ist: die Hollebauer Grobheit. Nun fließen jedoch zum guten Glück die literarischen Quellen über den Humor der Hollebau weit reichlicher als über den Hopfen, und da nicht

bloß Frankreich, ſondern auch die Hollebau ihre „gerechte Empfindlichkeit“ beſitzt, ſo iſt mir's allerdings beruhigend, daß ich mich für jeden neckiſchen Zug, welchen ich anführe, durch gedruckten Nachweis aus Hollebauer Autoren decken kann, deren Schriften von ihren Landsleuten mit verdientem Wohlwollen aufgenommen wurden.

Lacht, ſcherzt und ſpottet ein Volk gutmütig über ſich ſelbſt, ſo iſt das immer ein Zeichen bewußter Kraft, friſchen, ſprudelnden Lebens, brauſenden Übermutes, und wenn der durch und durch realiſtiſche, zugleich aber auch naiv ſtrengkatholiſche Hollebauer den heiligen Kaſtulus anruft:

„Heiliger Sankt Kaſtulus! um was ich dich noch bitt':
Um hunderttauſend Gulden — und bring mir's Geld gleich mit,
Um hunderttauſend Gulden und noch einmal ſo viel,
Alle Jahr ein anders Weib, und in Himmel 'nein — wann ich will —,“

ſo hört man heraus, wie ſich die Leute wohl fühlen in ihrer Haut und in all ihrer guten und ſchlimmen Originalität.

Anders ſteht es freilich mit dem Spott der Nachbarn über die Hollebauer. Er zielt nicht auf einen Überſchuß des Wohlbehagens, ſondern im Gegenteil auf die frühere Abgeſchloſſenheit, Armut und Unkultur des Landes und auf des Volkes allzuderben Naturwuchs. Allein gleichviel. Die Hollebau, über welche man ſo manches Witzwort gemacht hat, muß dann eben doch ſchon ſeit uralter Zeit den Nachbarn eigenartig und merkwürdig erſchienen ſein, wert einen beſonderen Namen zu führen. Und daß dieſer Name vom 14. aufs 19. Jahrhundert lebendig ſich vererbt hat, verdankt die Hollebau ohne Zweifel bloß dem ſcharf geſchnittenen Charakter ihrer Bevölkerung.

Urſprünglich von der Landſchaft entnommen (die Au am Hallwalde), blieb dieſer Name im Volksmunde beſtehen, weil die ſo beſonders gearteten Leute einen beſonderen Namen forderten; man kann alſo ſagen: die Hollebauer retteten die Hollebau als ein ſelbſtändiges Land in der noch ungeſchriebenen „Geographie des deutſchen Volksmundes“. Die Hollebau war niemals ein Gau oder ein Herrſchaftsgebiet, noch drängt etwa ſchlaghaft unterſcheidende Bodenbildung zu einem eigenen geographiſchen Namen: die Hollebauer drängten dazu, weil ſie ſich ſo ſchlaghaft von den

angrenzenden altbayrischen Stammesgenossen unterschieden, und ohne die Neckereien und Witzworte, welche sich an diesen Namen knüpfen, wüßten es wahrscheinlich nur noch die Lokalhistoriker, daß es einmal auf Aventins, Appians und Finkhs Landkarten eine „Hallethaw" gegeben habe.

Zunächst noch ein Wort über diesen Namen: er wird uns rasch wieder zum Holledauer Humor, und der Humor dann wiederum ganz ungezwungen zum Hopfen führen.

Ich bin so frei und schreibe „Holledau", und zwar nach der neuen Reiseregel wie die Hopfenhändler; die Gelehrten schreiben nach Schmellers Vorgang „Hallertau". Letzteres ist die urkundliche Schreibart des 14. und 15. Jahrhunderts, und hat als älteste beglaubigte Form gewiß den größten etymologischen Wert. Allein es handelt sich hier nicht um einen toten, sondern um einen lebendigen Namen, und den sollte man heute eben auch schreiben, wie er heute im Volksmunde lebt. Ich habe nach meiner Methode der Quellenforschung überall im Lande selbst scharf aufgehorcht und immer nur „Holledau" oder „Holladau" gehört, ich habe mir das Wort von allerlei schriftkundigen Holledauern, von Bauern, Wirten, Kellnerinnen, Beamten und Pfarrern buchstabieren lassen, und sie haben samt und sonders Holledau buchstabiert. Lipowsky in seiner Preisschrift über das Landgericht Moosburg (1861) bezeichnet „Holladau" als allgemeinen Sprachgebrauch, und die Allg. Ztg. schreibt in ihren Börsen- und Handelsberichten wechselnd bald „Holledau", bald „Hollidau". Dieses schwebende a, e oder i können wir nun auch getrost in der Schwebe lassen. Denn für unseren Namen gibt es keine „amtliche Schreibart", welche für die offizielle Geographie Deutschlands zu einer Zeit abgeschlossen wurde, wo die wissenschaftliche Erforschung der Ortsnamen noch sehr im argen lag: diese amtliche Form ließ dann allerdings nichts in der Schwebe, sondern fixierte im Zweifelsfalle meist das Schlechteste.

Übrigens habe ich noch einen tieferen Grund, daß ich diesmal nicht dem größten bayrischen Sprachforscher, sondern den Bauern folge. Hallertau oder Holledau, der alte und der neue Name, bezeichnen die zwei Epochen, in welchen dieser Landstrich aufblühte, selbstbewußt, mannhaft geworden ist. Als im

14. Jahrhundert die vier Marktflecken dieſer Hügel, Wolnzach, Mainburg, Au und Nandelſtadt, politiſch und ſozial in die Höhe kamen, ja teilweiſe erſt das Recht des Zaunes und Grabens, des Stocks und Galgens und des Wochenmarktes gewannen, da leſen wir auch zum erſten Male von der Hallertau, und zwar in Urkunden. In unſerer Zeit hingegen beginnen wir von der Hollebau in Zeitungen zu leſen, nämlich in landwirtſchaftlichen und Handelsblättern, auf Grund des neuen Aufſchwungs durch den Hopfenbau, welcher ſeit kurzer Friſt ganz neue ökonomiſche und ſoziale Zuſtände hier angebahnt, und die faſt verſchollene und verſpottete Gegend zum zweiten Male ſelbſtbewußt und namhaft gemacht hat. Ich faſſe dieſe modernen Zuſtände als letztes Ziel meiner Darſtellung ins Auge, und darum bediene ich mich auch des modernen Namens.

Für ſolch eine Landſchaft, die es bloß zu einem hiſtoriſchen und volkstümlichen, nicht aber zu einem amtlichen Namen gebracht hat, gibt es dann auch nur ſchwebende und wechſelnde Grenzen. Ich bezeichne die heutige Hollebau als das Hügelland zwiſchen Amper, Ilm, Donau, Abens und den Moosburg-Landshuter Iſarhöhen.

Schon dieſe Grenzen deuten auf den im Lande gewurzelten Volkscharakter. Die Hollebau iſt von Flüſſen, offenen Tälern und großen Straßenzügen begrenzt, d. h. die Welt zieht an ihr vorbei, ſie ſelber hingegen iſt ein Land der Waldhügel, der Waſſerſcheiden, zahlloſer kleiner Quellengebiete, nach Süd und Weſt von großen Forſten umrahmt, nach Norden durch einen dichtbewaldeten Höhenzug (Forſt Dürrenbuch) wie durch einen Wall gegen das Donautal abgeſchloſſen. Hart vor den Toren der Hollebau liegen Städte — Moosburg, Abensberg, Neuſtadt, Pfaffenhofen —, in der Hollebau gibt es nur Dörfer und Marktflecken. Rings um die Hollebau zieht ſich ein Grenzgürtel hiſtoriſch bedeutender Orte: Scheyern, Abensberg, Landshut, Gamelsdorf, Freiſing — Orte, welche uns in die bayriſche Landesgeſchichte und mitunter auch darüber hinausführen; die Geſchichte der inneren Hollebau blickt faſt nur in ſich ſelbſt hinein, ſie iſt lokalſter Natur. Der Freund monumentaler Kunſt kann einen höchſt lohnenden Gang machen, wenn er rund um die Hollebau

herum wandert; von Station zu Station wird er sich bei dieser Grenzbegehung durch kunstgeschichtlich lehrreiche Bauten gefesselt finden, durch die Kirchen, Klöster, Schlösser und Rathäuser im Ilm-, Abens-, Donau- und Isartal. Dringt er aber ins Innere der Hollebau, so kann er sein Skizzenbuch getrost in der Tasche lassen, sobald er Gelbersdorf und St. Alban im Rücken hat; außer er müßte sich denn notieren wollen, daß es in Wolfersdorf noch bis zu diesem Jahr eine Kirche mit Strohdach gab, wodurch dieselbe einzig in der ganzen Münchener Diözese gewesen ist.

Eine überaus große Zahl kleiner Adelssitze war vordem über die Hollebau verstreut, Herrenhäuser, häufig im Tal inmitten der Dörfer gelegen und durch Wassergräben geschützt. Wening (1700) zeigt uns noch viele derselben in Abbildungen, es sind meist rohe und unbedeutende Bauwerke im Stil des 16. und 17. Jahrhunderts, charakteristische Denkmale des in sich abgeschlossenen ehemaligen Kleinlebens dieser Gegend. Die größeren landesfürstlichen Schlösser (Vohburg, Trausnitz, Isareck 2c. 2c.) lagen vor der Schwelle der Hollebau. Von Burgen liest man viel in der Hollebauer Geschichte, heutzutage aber ist das merkwürdigste, daß man keine einzige mehr sieht, ich meine ordentliche Burgen mit phantastisch ruinösen Türmen und verwitterndem, efeuumranktem Mauerwerk.

Dafür bietet denn manchmal ein altes Bauernhaus dem landschaftlichen Romantiker köstlichen Ersatz; ein Blockhaus, rein aus massiven Balken gezimmert, deren warme graubraune Naturfarbe noch durch keine tote Kalktünche verdrängt ist, mit winzig kleinen Fenstern (Gutzerle) und einem desto größeren Strohdach, so borstig und struppig, wie es kaum ein Ruysdael gemalt, wie es nur Rembrandt auf seinen Radierungen wiederzugeben vermocht hat. Aus einiger Ferne weiß man kaum, ob das Häuslein für Mensch oder Vieh bestimmt sei, ob man ein Naturprodukt oder Menschenwerk vor sich habe, und gerade darum verbindet sich's so höchst organisch mit der Landschaft. Doch werden diese malerischen Hütten merklich seltener, und wer so recht in ihrem Anblick schwelgen will, der muß schon den Mut haben zu den „vier letzten Dingen" vorzudringen, wie man die vier abgelegensten

und schmutzigsten Dörfer der Hollebau (Osterwahl, Koppenwald, Haslach und Sielstätten) genannt hat.

Der grobe Spruch, daß die Hollebau da anfange, wo die gescheiten Leute aufhören, hat, aus dem Spaß in den Ernst übersetzt, doch wohl keinen anderen Sinn, als daß man städtischer Gesittung Valet sage, sowie man die Hollebau betritt. Allein die launigen Hollebauer wissen sich doch wieder ihr eigenes Städtewesen zu schaffen. Sie nennen den Pfarrer von Rudelshausen den „Bischof der Hollebau", und Dr. Prechtl, der gründlichste Geschichtskenner und Beschreiber dieses Landes, bringt diesen Titel in Zusammenhang mit der Bedeutung von Rudelshausen in ältester Zeit, wo dieses Dorf einem Untergau den Namen gegeben hat. Eine ähnliche scherzhafte Rangerhöhung gibt der bekannte Hollebauer Reim: „Wolnzach, Nandelstadt und Au sind die drei größten Städte in der Hollebau." Wenn Nandelstadt, ein höchst ländlicher Flecken mit 499 Einwohnern, zu den drei größten Städten der Hollebau zählt, so fragt man billig wie denn hierzulande die kleinen Städte aussehen, und kommt zuletzt wohl gar noch Hagsdorf, welches 34 Familien und dabei — glückliches Hagsdorf! — nur einen Dienstboten besitzt.

So lernen wir die Hollebau als eine Art Insel kennen, von städtischer Kultur umspült, aber nicht durchflutet. Zwei Eisenbahnen (München-Ingolstadt und die Ostbahn) streifen ein Stück der Hollebauer Grenzen, entsprechend dem Zuge zweier alter Heerstraßen, die gleichfalls nur den Saum des Landes berührten, während nur eine größere Straße (Freising-Abensberg) mitten durchführt, welche von Prechtl jedoch nicht eben eine große Verkehrslinie, sondern eine „Straße der Armut" genannt wird. Mehr als fünftausend Handwerksburschen, Schauspieler, Gaukler, Guckkastenträger, Gradler, Vagabunden, Hopfenbrocker ꝛc. sollen alljährlich dieses Weges gehen, und ich füge noch jene Hausiererfamilien hinzu, welche im leinwandgedeckten Wagen einherfahren, aus dessen dunklem Schoß das Weinen kleiner Kinder und das Wimmern junger Hunde hervordringt. Denn die armen Leute treiben nebenbei auch ambulante Hundezüchtung und Hundeverkauf als einen, wie ich glaube, statistisch noch nicht berücksichtigten Zweig des Hausiergewerbes, und wurden darum von

den Hollebauern in diesem Jahr beschuldigt, daß sie, neben anderen ungenannten Einfuhrartikeln, auch die Hundswut importiert hätten.

Charakteristischer als diese Hauptstraße sind übrigens die vielen Feldwege, welche bergauf bergab die zahllosen verworrenen Hügelwellen der Hollebau durchkreuzen. Sie sind sprichwörtlich, nicht weil man so gut darauf fährt, sondern weil man so gut darin stecken bleibt. Der aus losem Sand und Lehm gemischte Boden macht die Hollebau sehr unwegsam, vorab bei Regenwetter, und wirkte ohne Zweifel auch zu seinem Teil mit, daß Land und Leute vorzeiten so abgeschlossen, so insular geblieben sind. Allein dieses selbe Gemisch von Sand und Lehm läßt jetzt anderseits den Hopfen so üppig gedeihen, der Hopfen aber öffnet die Hollebau der Welt und führt eine neue Kultur herein, so daß man sagen kann: der lehmige Sandboden machte die Gegend unwegsam im Mittelalter, und wegsam in der Gegenwart.

2. Das Schelmenländel

Die schlechten Wege bringen uns aber auch noch auf eine andere Fährte. Ein unwegsames, dünnbevölkertes Wald- und Hügelland zwischen großen belebten Heerstraßen mußte in alter Zeit vortreffliche Schlupfwinkel für Spitzbuben bieten. Die Hollebau ist darum kriminalistisch altberühmt, man nannte sie volkstümlich wohl auch das „Schelmenländel", und der ehemalige Pfarrer Anton Nagel in Moosburg hat einen „Grundriß des Schelmenländels der Roßdiebe der Halletau" hinterlassen, welcher den „Urkunden aus dem Schloßarchiv zu Au" von Prechtl und Geiß beigedruckt wurde.

Man führt die frühere Unsicherheit der Hollebau auf zweierlei historische Anfänge zurück; entweder auf den Dreißigjährigen Krieg, der ja ganz Deutschland für eine lange Folgezeit mit umherschweifendem Raubgesindel bevölkerte, oder auf die vielen kleinen Burgen, welche in der Hollebau versteckt lagen, und das Land im Mittelalter zu einer besonderen Zufluchtsstätte des Raubrittertums gemacht haben. War doch nicht einmal der

Kaiſer ſicher, wenn er längs der Hollebauer Grenze zum Reichstag ritt. Denn das Gefolge Kaiſer Sigismunds wurde, als er 1434 von Ulm nach Regensburg zog, von einem Herrn von Abensberg rein ausgeplündert. Die Abensberg ſamt ihren Genoſſen aber hatten ihre Sammelplätze und Schlupfwinkel in der Hollebau.

Gewöhnlich gibt man jedoch dem Ruf des Schelmenländels einen weit minder vornehmen Urſprung. Etliche Hollebauer ſollen einen Schimmel geſtohlen und denſelben, als ſie ſich verfolgt ſahen, in eine Feldkapelle verſteckt haben. Sie konnten aber das Tier nicht rechtzeitig wieder holen, und da ſpäter die Kapelle geöffnet wurde, fand man den Schimmel verhungert. Darum heißen die Hollebauer auch „Schimmelfänger“ und die vielen vereinzelten Kapellen, welche als ein rechtes Wahrzeichen des Landes da und dort die Hügel krönen, „Schimmelkapellen“.

Nun iſt es allerdings aus den Akten erwieſen, daß in der Hollebau ſehr viel geraubt und geſtohlen wurde, und namentlich der Pferde- und Viehdiebſtahl ſtark im Schwange ging; ja man hat ſogar einen beſonderen Zeitraum als die Glanzepoche des hieſigen Gaunerweſens mit genauen Jahreszahlen abgegrenzt (von 1649 bis 1805). Allein unter den Hollebauer Dieben — von Thomas Haag, der ſiebenundvierzig Kirchen plünderte, bis zum Tabaksſchörgenkatherl, vom Kramermarx bis zu dem Patriarchus Gallus Auer, der mit ſeinen Söhnen und drei Enkeln an einem Tage gehängt wurde — ſtehen Fremde und Einheimiſche in bunteſter Reihe, und in dem älteſten Aktenſtück über den Hollebauer Roßdiebſtahl (vom Juni 1649) werden meiſtenteils „Landfahrer und umbvagirente leith“ dieſes Verbrechens bezichtigt, ſo daß die Hollebauer häufig nicht ſowohl die Diebe als die Beſtohlenen geweſen zu ſein ſcheinen.

Dabei kann noch ein anderer Umſtand unſer Urteil aufklären: ich ſpreche von dieſen Diebsgeſchichten wie ein Buch, und man ſollte meinen, ich habe den Kramermarxl und das Tabaksſchörgenkatherl direkt aus den Akten ſtudiert. Dies iſt aber gar nicht der Fall: verſchiedene Regiſter der Hollebauer Diebe ſtehen ganz bequem in gedruckten Büchern zu leſen, und hierin liegt, wie mir ſcheint, ein wichtiger Fingerzeig. Die

alten Hollebauer haben am Ende gar nicht mehr gestohlen als andere Leute, allein man hat die Hauptspitzbubereien gerade dieses Landstrichs besonders treu im Gedächtnis behalten, und zuletzt schwarz auf weiß verewigt, während sie anderwärts vergessen worden sind.

Und daran ist wiederum der Humor schuld. Weil die Hollebauer ihre Roßdiebe so lustig selbst besangen, und von anderen damit aufgezogen wurden, so erwuchs dieser Zug zum populärsten Wahrzeichen des Volkes; diesem Wahrzeichen forschten dann die modernen Altertümler nach und brachten zuletzt das ganze Sündenregister ans Licht. Wir haben einen deutschen Dichter, der mit besonders liebenswürdigem Behagen das Neckische, Lustige, Gemütliche des Diebstreibens — den Galgenhumor — darzustellen verstand, Johann Peter Hebel; von dessen unvergleichlichem Heiner, Dieter und Zundelfrieder muß man sich inspirieren lassen, wenn man die rechte Stimmung für das Studium der alten Hollebauer Gaunereien gewinnen will.

Das „Schelmenländel" ist hier ein gar treffendes Wort. Schelm hat einen Doppelsinn, es schließt den Spitzbuben und den Schalk in sich. Die Spitzbuben lieferte guten Teils die ganze weite Nachbarschaft in unsere zum Auflauern und Entkommen gleich wohl gelegene Hollebau; den Schalk gaben die Hollebauer allein dazu. Und wenn die Hollebauer Bauern harmlos von sich selber sangen:

„Wir sollten unser neune sein,
Und sind nur unser drei;
Sechse sind beim Schimmelstehlen,
Maria steh uns bei!"

dann sang auch der ritterliche Grenzwart der Hollebau, Herr Jakob Püterich von Reichertshausen, nicht minder harmlos von den Rittergedichten seiner berühmten Bücherei; er habe sie zusammengebracht

„mit stehlen, rauben und darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekhaufft und darzue funden,
— doch nur die alten Puecher,
der neuen acht ich nit zu khainer stunden."

Er sündigte gegen das siebente Gebot, allein er sündigte mit Geschmack und Auswahl, und bekennt das ganz heiter und frei in seinem gereimten Bibliothekskatalog. Meint man darum, gar manche andere wütende Bücherſammler hätten nicht minder gestohlen, weil sie's nicht so lustig eingestanden haben, wie dieser wackere Ritter aus dem Schelmenländel?

Freilich ist der kriminalistische Humor den Holledauern mitunter auch zu bunt geworden. Das alte Wappen des Marktes Nandelstadt zeigt ein abgeschlagenes Menschenhaupt. Nun ist aber Nandelstadt merkwürdig durch seine Gerichtsaltertümer: ein Wirtshaus heißt heute noch „zum Richterwirt", weil in dessen Mauern vordem die Gerichtsschranne gehegt wurde, und der Nandelstadter Galgen wird als ein Meisterstück im Liede besungen. Zu alledem nun den abgeschlagenen Kopf im Wappen, das war den Nandelstädtern denn doch gar zu scharfrichterlich, und also kamen sie ein um ein neues Wappenzeichen, und erhielten es in Form einer Blume. Statt des alten wohlfeilen Spottes forderten sie aber jetzt einen neuen, tieferen Spott erst recht heraus; sie hatten vergessen, daß jener Kopf, weit entfernt auf die Hollebauer Kriminaljustiz zu deuten, vielmehr, als ein Haupt auf einer Schüssel, ihren alten Schutzpatron, Johannes den Täufer, darstellte, und hatten sich also statt des vermeintlichen armen Sünders einen höchst respektabeln Heiligen aus ihrem Wappen hinwegpetitioniert.

In dem weiten Hügellande Südbayerns, zwischen den Alpen und der Donau, gibt es noch ein rechtes Seitenstück zur Holledau: die „Stauden" bei Augsburg. Auch sie sind eine Art Insel, wohin sich altschwäbisches Bauerntum in härtester, derbster, zum Teil roher Form zurückgezogen hat, wie altbayrisches in die Holledau; auch die Stauden sind von Städten und großen Straßen, überhaupt von Kultur begrenzt, die wenig hineingedrungen ist, und das Wertachtal, welches den Stauden fort und fort den Verkehr an der Nase vorbeigeführt hat, heißt im Volksmunde sogar schlechthin „die Straße". Die Stauden gelten für ganz besonders original in ihrer Mundart, und haben „fremder Redeweise beharrlich Aufnahme verweigert", wie Dr. Birlinger in seinem „Schwäbisch-Augsburgischen Wörterbuche" schreibt,

wo Sprache und Sitte der Stauden mit eingehender Liebe und Treue dargeſtellt ſind. Nun behauptet man zwar auch für die Hollebau ein mundartliches Wahrzeichen: ſoweit die Leute „ſchet“ ſtatt „nur“ ſagen, ſoll die Hollebau gehen; allein „ſchet“ hört man auch am bayriſchen Wald, und in der Mundart liegt überhaupt nicht die maßgebende Signatur des Hollebauers. Sie liegt in ſeinem ganzen Weſen, im Geſamtcharakter, im geiſtigen Gepräge, welches ſich aus gar vielen einzelnen Zügen zuſammenwebt, von denen jeder für ſich vielleicht nur als leichte Schattierung eines verwandten Grundzuges gemeinſamer altbayriſcher Art erſcheint. Das Ganze wird aber dann doch wieder etwas Neues und Eigentümliches.

3. Kleine Charakterzüge

„Züge? Was ſind Züge?“ ſo fragte mich einmal ein Aſtronom in einer Rheinſtadt, dem ich in der friſchen Entdeckerfreude erzählte, wie ich eben ein paar ganz draſtiſche Züge rheiniſchen Volkslebens auf der Landſtraße erhaſcht habe. Der Mann ſah mich bedenklich an, als wollte er ſagen: wer gleich mir von Amts wegen ſchon gewöhnt ſein müſſe jedes Wort zu wägen, der dürfe einen ſo unbeſtimmten Ausdruck wie „Züge“ gar nicht in den Mund nehmen. Nun berechnet man die Sternenbahnen freilich nicht nach Zügen, allein in Zügen malt man ein Menſchengeſicht und eine Volksphyſiognomie obendrein, und für die Kulturgeſchichte können Züge oft gerade ſo wichtig ſein wie Tatſachen für die politiſche, und mathematiſche Proportionen für die Aſtronomie. Ich will aber meine Hollebauer doch auch einmal in Form einer mathematiſchen Proportion darſtellen: wie ſich der Staudenbauer zum Algäuer verhält, ſo verhält ſich der Hollebauer zum oberbayriſchen Gebirgsvolk. Alle vier zeigen uns einen gewiſſen altertümlichen Naturzuſtand, dort des ſchwäbiſchen, hier des bayriſchen Volktums, welcher uns ſtädtiſche Kulturmenſchen, kraft des Gegenſatzes, friſch und heiter anſpricht. Allein in dem freien Hirtenleben des Hochgebirges kehrt uns jener Naturzuſtand ſeine poſitiv poetiſche Seite zu, in dem beengten, ringenden, abgeſchloſſenen Daſein

des Waldbauern der Stauden und der Hollebau seine negativ poetische Seite, d. h. die Prosa der Beschränkung, des Stillstandes, der altväterlichen Derbheit und Grobheit, welche sich aber im verneinenden Spiele des Humors doch wieder über sich selbst erhebt und zur Poesie verklärt.

Nun muß ich aber doch noch etliche „Züge" aufs Papier werfen, damit der Leser diesen künstlichen Satz geschwind wieder vergesse.

Die Hollebauer sind streng katholisch, und der echte Bauer ist dabei noch oft so ganz naiv in religiösen Dingen, daß wir uns geradeswegs ins Mittelalter oder nach Süditalien versetzt glauben. Gleich in einem der vordersten Dörfer der Hollebau sehe ich im Wirtshaus folgende charakteristische Szene. Das Kruzifix in der Fensterecke war herabgefallen auf die darunter stehenden Blumenstöcke und dabei recht schmutzig geworden. Die Wirtin eilt hinzu mit dem Wasserkübel, wäscht das Bild, stellt es dann prüfend vor sich hin, und spricht: „So, lieber Hergott, jetzt bist wieder sauber, aber daß du mir nicht noch einmal auf d' Nasen fallst!" Dann heftet sie's sorgsam wieder auf seinen Platz, tritt zurück und betet ein Vaterunser, damit es unser Hergott nicht übel nehme, daß er vorhin so schlecht am Nagel gehangen habe. Die himmlischen Dinge sind eben diesen Leuten so vertraut, daß sie ganz menschlich mit ihnen verkehren.

Am Nordrande der Hollebau liegt Engelbrechtsmünster, wo der berühmte bayrische Humorist Anton v. Bucher (ums Jahr 1780) eine Zeitlang Pfarrer war, und seine Geschichte „Pangraz des Bürgersohns" schrieb. Buchers zahlreiche Schriften enthalten eigentlich nur Variationen über zwei Themen: entweder er geißelt die Jesuiten, Bettelmönche und unwissenden Pfaffen mit ganz erbarmungsloser Satire, oder er zeigt uns den Humor einer primitiven Volksbildung, welche sich durch den Glauben nicht sowohl zu dem Heiligen erhebt, als das Heilige ganz gemütlich zu sich herab nimmt, und dadurch aus dem größten kirchlichen Eifer Dinge sagt und tut, die auf jeder höheren Bildungsstufe als frivoler Spott erscheinen würden. Bucher soll in Engelbrechtsmünster mit besonderem Behagen geschrieben haben, und ohne Zweifel hat er hier und in der Umgegend viel gelernt für jenes

zweite Grundthema seiner Bücher. So mußte ich mir denn auch bei der Anrede der Wirtsfrau an ihr Kruzifix augenblicklich sagen: das ist ja wie ein Blatt aus Buchers sämtlichen Werken. Nur daß Bucher die Farben dicker aufgetragen hätte. Allein die Hollebau von 1867 ist in diesem Stücke freilich auch nicht mehr so grell gefärbt wie die Hollebau von 1780.

Soweit vom Glauben. Ich hörte aber auch von einem Hollebauer Bauern, der bereits zu Kritik und Zweifel gekommen war. Er glaubte an keinen Gott, schlechterdings nicht, und keine Predigt wollte ihm in den Kopf gehen. Da geschah es, daß er sich im Juni 1862 mit seinem Bruder auf freiem Felde befand als das schwere Hagelwetter kam mit Schlossen wie Hühnereier, die schlugen ihm zwei Löcher in den Kopf. Und als ihm nun der Bruder das Blut von der Stirne wischte und den Kopf mit dem Sacktuch verband, fragte er den Zweifler: „Glaubst du jetzt, daß es einen Gott gibt?" „Ja!" sagte er, und schielte verstohlen nach dem Himmel, ob nicht eine zweite Ladung nachfolge — „jetzt glaub' ich's!"

Übrigens sind die harten Köpfe der Hollebauer berühmt auch im buchstäblichen Sinne. Bei festlichen Anlässen soll hier nicht weniger gerauft und geprügelt werden als anderswo in Altbayern, dagegen bleibt weit seltener ein Mann auf dem Platze. „Wenn einem Hollebauer kein Kirchturm auf den Kopf fällt, so hat's nicht viel zu sagen." Vor zehn oder mehr Jahren starb einer der gefürchtetsten Raufbolde, dem oft genug ein blutiges Ende prophezeit worden war, zuletzt dennoch eines medizinischen oder sogenannt natürlichen Todes. Bei der Leichenschau entdeckte man gegen zwanzig alte Narben von zum Teil sehr schweren Wunden, die ihm allesamt nichts getan hatten. Einmal war ihm der Schädel so jämmerlich zerschlagen worden, daß man ihn schon verloren gab, und ließ darum seine Mutter rufen. Die erschrockene Frau fragte: wo denn die Verletzung sei? Als man ihr antwortete: am Kopfe! sprach sie wieder aufatmend: „Gottlob, daß es keinen *edlen* Teil getroffen hat!"

Ein Volk, welches so derb ist in der Faust und in der Rede wie die Hollebauer, wird auch nicht gar zu weiche und feine Verse in seinen Liedern singen. Jene innigen, fein empfun-

denen Reimpaare, jene neckischen und doch zugleich so wehmütigen Liebesklagen, wie sie mitunter im Volksliede des bayrischen Hochgebirges überraschen, sucht man in der Holledau wohl vergebens. Lipowsky bezeichnet die hierorts gangbaren Schnaderhüpfeln als öfters schmutzigen Gehalts, häufig voll derben Witzes und Spottes. Man hat so manche sentimentale Liebesgeschichte aus den Liedern unseres Hochgebirgs herausgehört, und in Versen und Prosa literarisch weitergesponnen. Ich setze eine Holledauer Liebesnovelle dagegen, welche zu Wolfersdorf an einer „Marterſäule" verewigt ist; sie klingt gar nicht wie säuselndes Zitherspiel in der Sennhütte. Der starke Görgel von Wolfersdorf, ein wegen seiner Körperkraft gefürchteter Bursche, kam in einer Mainacht des Jahres 1779 vom Besuch bei seiner Geliebten in Halsberg; da sieht er plötzlich einen ungeheuren Graben vor seinen Füßen und daneben ein Ungetüm, welches ihm den Übergang wehrt. Görgel prallt zurück, ermannt sich aber und setzt mit gewaltigem Sprung hinüber. Allein der Doppelaffekt von Liebesrausch und Gespensterfurcht an einem Abend, das war zuviel gewesen für den starken Görgel. Als er nach Hause kam, hatte er den Verstand verloren, und fand ihn auch nicht wieder. Nun aber fühlte er sich erst recht als den starken Mann, und ließ sich gar nicht mehr halten und bannen in seiner Raserei; man wollte ihn darum nach Au transportieren in festes Gewahrsam. Unterwegs jedoch rang er mit seinen Führern und brach ihnen aus, worauf einer derselben den armen Görgel kurzweg zusammenschoß. So endete sein Liebeswahnsinn.

Ich will nun aber zeigen, wie man diese Marterſäulengeschichte in eine wirkliche historische Novelle verarbeiten kann, und greife dabei wieder zu meiner These zurück, daß die Holledau ein von Kultur rings umgrenztes Naturland sei. Unweit der äußersten Nordwestecke der Holledau liegt die Vohburg, wo Herzog Albrecht mit der schönen Agnes Bernauerin die seligsten Liebestage lebte — das ist die edle, rein menschliche Liebe am Saume der Holledau mit tragischem Hintergrund. An der äußersten Südwestecke unseres Landstrichs liegt Reichertshausen; dort haust ungefähr zur selben Zeit des 15. Jahrhunderts Herr Jakob

Püterich, ſchwärmt für die alte Epik der ritterlichen Minne, bewahrt und rettet uns den einzigen Kodex von Ulrich von Lichtenſteins Frauendienſt (der mit Methode verrückteſten Liebesgeſchichte, die je gelebt und geſchrieben worden iſt), ſetzt den Katalog ſeiner Bibliothek in Verſe, und überſchickt ihn als „Ehrenbrief" der Erzherzogin Mathilde von Öſterreich, um derſelben als einer Dame ſondergleichen zu huldigen, obgleich er nur durch eine andere Dame von ihren Vortrefflichkeiten gehört hat, ſucht jedoch neben dieſem ganz ſpirituellen Minnedienſt auch anderen ſchönen Frauen, vielleicht in minder ſpiritueller Weiſe, zu huldigen, worüber ihm ſeine Hausfrau Anna ſehr derbe Worte ſagt — das alles iſt die Donquichotterie des verſinkenden mittelaltrigen Minnekults am Saume der Holledau mit komiſchem Vordergrund. Und nun endlich der ſtarke Görgel in der innerſten Holledau (den wir aus dem 18. ins 15. Jahrhundert zurückverſetzen), grimmig liebend und kämpfend, ganz naturwüchſig, ganz in Holz geſchnitten, ein Recke aus der Bauernhütte mit tragikomiſchem Mittelgrund.

Wie dieſe drei Motive zu einem Ganzen zu verweben und in Handlung zu ſetzen ſeien, das überlaſſe ich anderen und gehe inzwiſchen zum Hopfenbau über.

Zweites Kapitel

Holledauer Landhopfen

1. Wirtschaftliche Resultate

„Der Engländer in der Holledau" — unter diesem Titel wurde vor Jahren eine Posse auf dem Münchener Volkstheater gegeben, in welcher vermutlich ein steifleinener englischer Tourist in lustigen Konflikt gebracht wird mit der Derbheit und Schalkheit der Holledauer. Inzwischen sind die Engländer wirklich in die Holledau gekommen, aber nicht um über das naturwüchsige Volkstum zu staunen, sondern um Hopfen zu kaufen; ja englische Unternehmer haben sogar große Hopfengüter bei Siegenburg und Mainburg erworben und bei letzterem Ort eine ganz neue Anstalt zum rationellsten Trocknen der Hopfen eingerichtet, welche die Neugierde und das Nachdenken der Holledauer in hohem Grade weckt. Die Leute haben also ganz recht, wenn sie dem Wanderer gern erzählen, daß man die Holledau neuerdings sogar in England kenne, nämlich auf dem englischen Hopfenmarkt: dafür kennt man sie in Deutschland umso weniger. Allein von der Fremde herüber wird man am sichersten zu Hause berühmt; Händel und Haydn gewannen ihren großen deutschen Ruhm erst von England aus, warum nicht auch der Holledauer Hopfen? Es erinnert mich jener Stolz der Holledau auf ihren englischen Markt an den Stolz, welchen ich in meiner Jugend als Nassauer empfand, da es hieß: die Engländer exportierten unser Holzkohleneisen zur Verfertigung ihrer solidesten Maschinenteile, und als vollends dann englische Kapitalisten selber kamen und große Eisenwerke in unserem Lande gründeten — genau wie es jetzt mit dem Holledauer Hopfen geschieht.

Der Hopfenbau dieses Landstrichs ist zwar nicht neu, denn er kann gegenwärtig sein tausendjähriges Jubiläum feiern (erste

urkundliche Erwähnung zwiſchen 854 und 875); allein daß man die Hollebau ſchlechthin als das „Altbayriſche Hopfenland“ charakteriſieren kann, daß der Hopfen hier die Hauptquelle des Wohlſtands geworden iſt, und, den bloßen Landverbrauch weit überflügelnd, auswärtigen Markt gewonnen hat, dies iſt eine neue Tatſache.

Nicht bloß bei den Individuen, auch bei den Völkern und Gauen entwickelt ſich fortſchreitende Teilung der Arbeit. Früher ward ringsum in Oberbayern Hopfen gebaut, und auf Tobias Volkmers Karte von München ſehen wir im Jahre 1613 ſelbſt dieſe Stadt noch von Hopfengärten umgeben. Doch Schritt für Schritt wich der Anbau aus den minder günſtigen Strichen, um auf den günſtigſten Strichen deſto ausſchließender und intenſiver einzuwurzeln. So ging es anderswo mit dem Wein, ſo hierzulande mit dem Hopfen. Für die Hollebau iſt nun dieſe Konzentration vergleichsweiſe erſt von geſtern, d. h. von 30 bis 40 Jahren her. Im Jahre 1812 ſoll die Hollebau nur beiläufig 100 Zentner Hopfen erzeugt haben, mit kaum nennenswerter Ausfuhr; 1858 dagegen ſchätzte man die Ernte bereits auf 13000 Zentner, welche einen Erlös von 1—1 ½ Millionen Gulden darſtellten und natürlich zum größten Teil außer Landes gingen. Seitdem hat aber der Anbau wie der Wert des Produkts noch fortwährend und raſch zugenommen. Die 1865er Ernte ſchätzte man auf 20—25000 Zentner, der Preis ſtieg auf 110—115 fl., ja 1866 im günſtigſten Fall ſogar auf 150, alſo im Durchſchnitt wohl auf 115—120 fl., und die Geſamteinnahme wuchs über 2 Millionen Gulden hinaus.

Entſprechend gewann dann auch die Hollebau eine ganz neue Rangſtelle unter den ſüddeutſchen Hopfenländern. Auf dem Nürnberger Hopfenmarkt galt am 26. Oktober 1865 der Spalter Hopfen 155—190 fl., der Hollebauer 110—185; am 12. Oktober 1866 Saazer 165—196, Spalter 150—190, Hollebauer 145 bis 150, badiſcher und württembergiſcher 110—115 fl. Es bezeichnet einen ganz überraſchenden Aufſchwung, daß der alte „Landhopfen“ unſerer ſonſt ſo kulturarmen Hügel dem weitberühmten fränkiſchen Gewächs ſo naherücken konnte.

Ähnlich wie man vorzeiten edle Burgunderreben an den

Rhein verpflanzte, hat man neuerdings durch Spalter und böhmische Setzlinge (Fexer) den Hopfen der Hollebau veredelt, und jetzt gehen die Hollebauer Setzlinge schon wieder zu gleichem Zweck in die nachrückenden Nachbarstriche.

2. Gesittungsresultate

Ich bin hier zu einer sehr nahe liegenden Parallele gekommen — des Hopfenbaues mit dem Weinbau. Und doch trifft diese Parallele nur die Form des Anbaues, sie verläßt uns so wie wir tiefer gehen, d. h. auf den Zusammenhang des erzielten Produkts mit dem Volkscharakter. Schon der Sprachgebrauch deutet auf diesen Unterschied: der Winzer „baut Wein", aber der Hopfenbauer baut kein Bier, sondern lediglich ein Ingrediens, mit welchem überall in der Welt beliebige Biere gewürzt werden können. Darum gehört der Wein voll und ganz seinem Geburtsort, er spiegelt uns die verklärte Natur seiner heimatlichen Erde für drei Sinne erkennbar, und da die Weinbauern ihren eigenen Wein auch einigermaßen zu trinken pflegen, so strahlt die Volksart solcher gesegneten Länder auch wieder den Geist des heimischen Weines wie in einem Spiegel zurück. Das alles kann man vom Hopfen nicht behaupten. Nur die Methode seines Anbaues und der Handel, welchen er ins Land zieht, wirken umbildend auf des Volkes Art und Gesittung. Und für solchen Einfluß liefert allerdings die Hollebau den schlagenden Beleg.

Der Hopfen lohnt den Anbau auch im kleinsten Maßstab. Selbst der Hollebauer Taglöhner, welcher nur eine schmale Parzelle und eine Kuh besitzt, hat doch sein Hopfengärtchen, und zu bestimmter Frist verhilft es ihm zu einem Stück baren Geldes. Klingende Münze auf den Termin; darin liegt der verlockendste Reiz des Hopfens gerade für den kleinen Mann. In den meisten Dörfern sieht man darum sogar vor jedem Haus je eine oder zwei Hopfenpflanzen; an der einzigen Pflanze kann der Besitzer einen halben Gulden jährlich gewinnen, und in Glücksjahren einen ganzen Gulden. Der Fremde begreift den Sinn dieser einzelnen Hopfenstange nicht — sie ist vielleicht eine Sparbüchse für die Kinder des Bauern.

Öfters ſtößt man mitten im Wald auf einen geſchützten, gegen Süden geneigten Fleck, der mit Hopfen bedeckt iſt, man ſieht Kirchhöfe ganz in Hopfengärten verſteckt, und aus den ſteilſten Schluchten der zerriſſenen Sandhügel, wo ſonſt kaum eine Ziege weidete, ragt ein Wald von Hopfenſtangen. Hopfenland iſt in der Regel kein maleriſches Land; in der Hollebau jedoch zerſtören die Hopfengärten noch weit weniger die Poeſie der Landſchaft als in Franken, eben weil ſie ſo häufig noch in Wald und Wieſe verwebt ſind, und namentlich zur Frühlingszeit mit ihrem lichten Grün gar anmutig gegen das dunkle Tannendickicht und ſeinen leuchtenden Moosboden abſtechen. Gerade dieſes ſcheckige Durcheinander erzählt uns den jähen Kontraſt der alten und neuen Wirtſchaft. Früher bezeichnete man die Hollebau als Waldland mit mäßig ergiebigem Getreidebau, und jetzt iſt ſie von einer Handelspflanze beherrſcht, welche faſt jede Familie und ſelbſt die kleinſten Leute in den Strom eines ganz neuen geſteigerten Arbeitslebens gezogen hat. Vor 160 Jahren ſchrieb Wening noch von der Hollebau: die Luft iſt gut, der Boden aber ſchlecht; jetzt iſt dieſer geringe Boden ergiebiger geworden als der beſte Weizengrund.

Dieſer Hopfenbau bis zur armen Hütte hinab verjüngt und hebt nun aber die Volksgeſittung, ganz ähnlich wie anderswo der Obſtbau. Sehen wir im Gebirg eine recht prächtige Viehherde oder im Getreideland ein recht ſtolzes Kornfeld, ſo ſchließen wir daraus zunächſt auf den Reichtum des Beſitzers; denn wer nur eine Kuh oder nur ein Tagwerk Landes ſein eigen nennt, der wird es niemals zu einem ſo ſchönen Stück Vieh und kaum je zu ſo ſchwer beladenen Ähren bringen, wie der reiche Mann. Beim Hopfen- oder Obſtgarten aber erkennt man zunächſt den perſönlichen Fleiß des Eigentümers. Eine magere Kuh iſt dem Taglöhner keine Schande, dagegen trifft ihn Spott und Verachtung der Nachbarn, wenn er ſeinen Obſtbaum verwildern läßt, oder ſeinen Hopfen verwahrloſt. Da beobachtet und kritiſiert fort und fort ein jeder Fleiß und Geſchick der anderen, das weckt den Ehrgeiz und erzeugt eine Regſamkeit, welche zuletzt das ganze ſoziale Leben durchdringt. In Franken und der Pfalz, wo die Raupenneſter und Miſteln auf den Apfelbäumen ſeit alter Zeit

die öffentliche Kritik so scharf herausforderten, sind die Leute schon längst auch in anderen Dingen weit kritischer geworden als in Altbayern. Ich durchwanderte diesen Frühsommer die Holledau. Welch wimmelndes Leben regte sich in den Hopfenfluren — man nennt sie Hopfengärten, obgleich sie jetzt offene Felder sind, aber vor alters waren sie als Gärten umzäunt, und die Arbeit ist mehr denn je Gartenarbeit —; da ward der Boden gehäufelt, gesäubert, die Reben aufgebunden, und selbst mich Fremden und Laien reizte es beständig, die außerordentliche Verschiedenheit im Behandeln der einzelnen Parzellen zu beobachten und zu kritisieren. Ich riet auf den Mann aus seinem Hopfengarten. Und nun gar die Einheimischen! Überall redeten sie vom Hopfen, er bildete den Anfang fast jedes Gesprächs, wie sonst in der Welt das Wetter; man prüfte, lobte, tadelte, verhieß guten oder schlechten Erfolg, kurzum es wurde über ein Ding gesprochen, von welchem man sonst in bayrischen Dorfwirtshäusern äußerst selten reden hört — über die Arbeit. Da muß dann freilich die alte Holledau mit ihrer Naivität, ihren Roßdiebstählen, ihren weitberühmten Flüchen und Derbheiten rasch ins Sagen- und Fabelbuch zurücksinken.

Und hiezu kommt noch etwas anderes. Der Hopfen macht nicht bloß kritisch, er ist auch für sich selbst schon kritisch genug. Nicht nur daß er großen Eigensinn in guten und schlechten Jahrgängen zeigt, er gedeiht auch nicht lange in gleicher und wachsender Güte auf demselben Boden. Die Hopfengärten müssen dann entweder verlegt oder durch künstliche Düngung dauernd ausgiebig behauptet werden. Das heißt der Hopfen drängt nicht nur unerbittlich und rasch zum individuellen Fleiß, sondern auch zum rationellen Landbau. Hiemit öffnet sich die Fernsicht auf eine neue Epoche, vielleicht auf eine Katastrophe. Es wird über kurz oder lang ein Wettkampf der großen Unternehmer mit den kleinen Bauern beginnen, es werden fremde Kapitalisten ins Land gezogen werden, und nicht bloß Engländer, und die Holledau wird wegen des jungen Ruhms ihrer Hopfenmärkte leichter sich bequemen, gute Nachbarschaft mit eingewanderten Landwirten zu halten, als dieses sonst dem so spröden altbayrischen Bauern zusagt. Merkwürdig genug, daß ein solcher Prozeß gerade bei dem

ſo abgeſchloſſenen, unwegſamen, von ſtädtiſcher Kultur bloß umgrenzten Winkel zuerſt durchbrechen muß.

Vordem waren es zwei Dinge, welche das Gemüt und die Beine des Hollebauers in Bewegung ſetzten: die Jahrmärkte und die Wallfahrten; denn wer nicht des Jahres wenigſtens zweimal wallfahrten geht, iſt kein echter Hollebauer. Die Würze jener Märkte beſtand aber häufig mehr im Raufen, als im Kaufen, und ob bei den Wallfahrten die Erbauung immer Hauptſache war, mag dahingeſtellt ſein. Wer darum die ganze Hollebau gleichſam auf einen Fleck verſammelt und im leuchtenden Feſtkleid ſehen wollte, der beſuchte den „Alberganer Markt“ in St. Alban — einem Orte, der weſentlich nur aus Kirche und Wirtshaus beſteht, und wo in der Kreuzwoche Wallfahrt und Markt ergänzend in eines fallen.

Jetzt aber hört man häufig ſchon ein anderes Wort. Man ſagt: wer die Hollebau im wahren Feſtglanze ſehen will, der gehe im Herbſte durchs Land, wann der Hopfen verkauft und der überſchüſſige Erlös verjubelt wird. Dann öffnet die vordem ſo abgeſchloſſene Hollebau ihre Tore: die Hollebauer kommen zwar noch immer wenig in die Welt, aber die Welt kommt zu dieſer frohen Herbſtzeit in die Hollebau, zunächſt in der Geſtalt von Hopfenhändlern, und da der Hopfen vielmehr im einzelnen aufgekauft, als auf größeren Schrannen verhandelt wird, ſo gibt das ein Drängen und Treiben durchs ganze Land, und die Bauern ſelber machen ſich auf die Beine, und es beginnt ein gegenſeitiges Beſuchen; denn man will doch ſehen, was Freunde und Bekannte für Geſchäfte gemacht haben, und will mit ihnen vergnügt ſein. Das iſt ein Bild aus der neuen Hollebau, nicht aus der alten Hallertawe.

Am ſchärfſten aber zeichnet folgende Tatſache den Umſchlag. Früher wollte kein Hollebauer in der Hollebau wohnen, und dem Fremden erging es hier, wie in ſo vielen rauhen oder armen, volkstümlich benannten Gegenden: wenn er im Lande nach der Hollebau fragte, ſo ward er vom Pontius zum Pilatus gewieſen, von einem Tal zum anderen; und die Hollebau war nirgends zu finden. Seit aber der Hollebauer Hopfen kursfähig auf der Börſe geworden iſt, fragt man nicht mehr vergebens nach der

Hollebau. Im Gegenteil, Orte, welche entſchieden niemals hieher gehörten, wollen jetzt auch in der Hollebau liegen; ſie wächſt mit ihren Hopfenpreiſen. Und hier wiederhole ich einen im Eingange bereits angedeuteten Gedanken, den man jetzt erſt ganz verſtehen wird: mit den politiſchen Privilegien und dem bürgerlichen Gedeihen ihrer Marktflecken tritt der Name der Hollebau zuerſt ans Licht der Geſchichte; mit der originalen wirtſchaftlichen Produktionskraft, welche jetzt erſt aus dem Boden ſproſſet, blüht er wieder auf. Es gibt ein Hollebauer Lied, aus den vierziger Jahren, welches, Arndts „Deutſches Vaterland“ nachahmend, die Hollebau erfragt mit dem ſteten Rundreim: „O nein, nein, nein! die Hollebau muß größer ſein!“ Die Schlußſtrophe kommt aber dann auch zu keiner irgend genügenden Antwort, zu keiner klaren Gebietsabgrenzung. Heute kann man ſie geben: man braucht nur die „Hopfengrenze“ in Reime zu ſetzen. Dann gewinnen wir die wahre „Groß-Hollebau“, entſprechend dem wahren Groß-Deutſchland „ſo weit die deutſche Zunge klingt“, nur leider mit dem Unterſchied, daß jene Hopfengrenze erobernd vorrückt, indes wir uns Deutſchlands politiſche, wie Deutſchlands Volks- und Sprachgrenze ſo ganz unter der Hand immer weiter zurückdrängen laſſen.

Es wäre leicht allerlei gegenwärtig beſonders gern gehörte Moral an den Bericht vom wirtſchaftlichen Aufſchwung der Hollebau zu knüpfen; allein ich habe nicht moraliſiert, als ich vom alten Galgenhumor und der Poeſie der Grobheit ſprach, alſo moraliſiere ich auch nicht über die löbliche neue Hopfenproſa. Ich wollte bloß gegenſtändlich erzählen, was ich auf zweierlei Spaziergängen ganz unbefangen wahrnahm: auf einem Gange durch die abgelegenen Ortſchaften und die einſamen, wenig gekannten Tannen- und Hopfendickichte des Landes, und dann auf einem Gange durch die kaum minder abgelegene und unbekannte Spezialliteratur der Hollebau — auch eine Art Waldeinſamkeit — welche aber nicht minder luſtig und erfriſchend zu durchwandern iſt als die wirklichen Täler und Hügel.

VII

Das Geraer Land und seine Kaiserstätten

(1866)

Erstes Kapitel

Geographie im Volksmunde

Als ich in den Märztagen dieses Jahres meinen gelehrten Münchener Freunden sagte, ich wolle einen Gang durchs „Gerauer Land" machen, fragten mich alle, wo denn das Gerauer Land liege? Eben weil sie Gelehrte sind, wußten sie's nicht; denn jener Name lebt nur im Volksmunde. Als ich aber ins Gerauer Land gekommen war, wunderten sich dort anderseits die ungelehrten Leute, daß ich eine ganze Eisenbahntagereise weit gefahren sei, lediglich um einmal durchs Gerauer Land zu gehen. Denn nur gelehrte Interessen können wohl den Reisenden von fernher in dieses Ländchen locken, welches ein reines Bauernland ist, und wo doch seit Jahrhunderten fast jede Scholle von den Geschichtsforschern durchpflügt wurde.

Ohne jemand nahe zu treten, setze ich nun auch bei den meisten meiner Leser voraus, daß sie nicht wissen, wo das Gerauer Land liegt, ausgenommen sie müßten geborene Hessen-Darmstädter sein.

Und doch war dieses Ländchen zum öftern der politische Mittelpunkt des Deutschen Reichs, die enge Schaubühne, auf welcher entscheidende Szenen unserer alten Geschichte spielten. Im Gerauer Lande begann Ludwig der Fromme jenen Kampf mit seinen drei älteren Söhnen, der zunächst auf das Lügenfeld bei Colmar führte, im Gerauer Land wurde Karl der Dicke abgesetzt und Ludwig das Kind stellenweise erzogen; in den Uferauen dieses Ländchens wurde aber auch Konrad II. zum deutschen König gewählt an einem politisch und poetisch gleich hohen Tage, und in der alten Kaiserpfalz des Landes waren die Großen des Reichs versammelt, als sie Heinrich IV. den Entschluß zum verhängnisvollen Zuge nach Canossa abrangen.

Nunmehr wissen freilich alle meine Leser, daß ich auf Tribur und Kamba ziele, und also auch wo das Gerauer Land liegt, und bloß der Name war ihnen fremd. Er gehört in jene noch ungeschriebene Geographie des Volksmundes, wo die Filder zu suchen sind und die Hollebau, das blaue Ländchen, der Hickengrund, der Hüttenberg, der Einrich und hundert andere deutsche Landschaften, deren Grenzen das offizielle Gebiet unserer alten und neuen Staaten so lustig durchkreuzen, als sei die Karte von Deutschland dem Volke zu allen Zeiten noch lange nicht bunt genug gewesen.

Übrigens erlischt der Name des Gerauer Landes, wie mir scheint, allmählich auch beim Volke. In Frankfurt zwar kennen ihn die Hausfrauen noch durch die „Gerauer Bauern", welche ihnen die besten Kohlköpfe zum Sauerkraut bringen, und in Mainz und Wiesbaden war vor der Anlage der Mainz-Darmstädter Eisenbahn das Gerauer Land vielgenannt als eine besondere Domäne der Frachtfuhrleute, welche auf der alten Gerauer Straße noch immer erfolgreich mit der Taunus- und Main-Neckarbahn konkurrierten. Und endlich, wenn einer ein recht böses Gesicht macht, so sagt man in dortiger Gegend: man meint, der habe die Pfalz vergiftet und wolle auch noch ans Gerauer Land.

Bei diesen drei Dingen also, beim Sauerkraut, den Fuhrleuten und den bösen Gesichtern, blieb der Name des Gerauer Landes bis heute gangbar. Den Topographen des 18. Jahrhunderts hingegen galt er noch als allgemein geläufig und steht auch auf älteren Karten. Es ist kein Fortschritt, daß unsere heutigen Kartenzeichner solche volkstümliche Gebietsnamen vornehm ignorieren. Die Länder des Volksmundes gehören auch zur „politischen Geographie" und haben oft einen weit tiefer begründeten und dauernden Bestand als gar manches Staatsgebiet.

Jene alten Autoren, welche des Gerauer Landes gedenken, kommen freilich in einige Verlegenheit über den Umfang desselben; denn die Gebiete der Geographie des Volksmundes haben dehnsame Grenzen. Diese Dehnbarkeit benutze ich nun auch, und untersuche nicht lange, was man alles mit Recht oder Unrecht

zum Gerauer Lande gerechnet hat, ſondern bezeichne kurzweg das ſüdliche Mündungsdreieck des Mains, d. h. die Niederung des rechten Rheinufers zwiſchen Darmſtadt und Mainz, oder die nordweſtliche Ecke der alten Obergrafſchaft Katzenelnbogen als das Gerauer Land.

Genauere Kenner werden mich ſofort einer kleinen Annektierung bezichtigen, indem ich etliche kurmainziſche und iſenburgiſche Gebietsteile ganz unterhand mit herübernehme. Allein da Iſenburg und Kurmainz ſelber ſchon längſt annektiert ſind, ſo beſorge ich wenigſtens nicht, daß es mir ergehe wie dem alten Dilich, der im Jahr 1605 die wetterauiſchen Grafen in großen Schrecken verſetzt hat, weil er in ſeiner heſſiſchen Chronik nebenbei auch die Wetterau beſchrieb. Die Grafen fürchteten nämlich allen Ernſtes, heſſiſch gemacht zu werden, wenn es ein Skribent ſo ungeſtraft wagen dürfe, ſie im Buche mit Heſſen unter ein Titelblatt zu ſtecken.

Ich bin jedoch mit dem Namen des Gerauer Landes noch nicht fertig; denn ſolche Volksaltertümer reizen zum Nachdenken. Als das benachbarte Darmſtadt noch ein Dorf war, reſidierten die vormaligen Landesherren, die Grafen von Katzenelnbogen, auf Schloß Dornberg bei Großgerau. Es ſind nun bald vierhundert Jahre her, ſeit jene mächtigen Grafen ausgeſtorben ſind, und fünfhundert Jahre ſeit Gerau nicht mehr der Landesmittelpunkt iſt: dennoch hat das Volk wenigſtens in dem Namen des Gerauer Landes eine Erinnerung an ſeine mittelalterliche Vergangenheit bewahrt. Nicht darum, weil es ſich etwa nach den Dynaſten von Katzenelnbogen zurückſehnte — die ſind verſchollen und vergeſſen — oder weil im Mittelalter üppigerer Wohlſtand, reicheres Gedeihen hier geblüht hätte: das Gerauer Land iſt heute wohl gleichförmig wohlhabender als in irgend einer früheren Zeit, und die wehmütig rückwärts deutende Poeſie der Verarmung und des Verfalles fehlt ihm gänzlich. Der Grund ſitzt tiefer, und ich glaube ihn darin zu finden, daß das ſüdliche Mündungsdreieck des Mains in jenen Tagen, wo Großgerau deſſen politiſchen Mittelpunkt bildete, noch weltbekannt und weltoffen dalag, von zwei Hauptadern des großen ſüdweſtdeutſchen Verkehrs durchzogen, ausgezeichnet nicht bloß durch ſein inneres privates Ge-

beihen, ſondern auch nach außen durch ſeine kriegs- und verkehrswichtige Lage. Es geht bei den Ländern wie bei den Individuen: nicht was wir für uns ſelber ſind, ſchafft uns einen dauernden Namen, ſondern was wir für andere bedeuten.

Verſunkene Kleinſtaaten ſind gegenwärtig ein zeitgemäßer Gegenſtand. Darum füge ich in dieſer Richtung noch eine weitere Notiz hinzu. Das Gerauer Land bildete, wie bemerkt, einen Teil der oberen Grafſchaft Katzenelnbogen, und wohl „zur Schonung berechtigter Eigentümlichkeiten“ blieb dieſer Name als Provinzialname auch unter heſſiſcher Herrſchaft bis in den Anfang unſeres Jahrhunderts. Im Volksmund iſt er jetzt nahezu erloſchen, nur bei einem einzigen Anlaß hat er ſich dennoch behauptet: beim Heiraten. Der echte Gerauer will, daß die Vermögensfrage in den Ehepakten geordnet werde, „nach katzenelnbogiſchen Rechten“, und ſieht darauf, daß dieſer Ausdruck in der Urkunde ſtehe. Die katzenelnbogiſchen Länder ſind eine beſondere Fundgrube für Rechtsaltertümer (wie ſchon Jakob Grimm gezeigt hat), und die rechtsgeſchichtlichen Denkmale bilden überhaupt wohl das Merkwürdigſte, was unſere Zeit an der alten Grafſchaft finden mag. So iſt es auch eine Rechtsfrage, bei welcher das Volk allein noch den Namen des längſt untergegangenen Staatsgebietes im Munde führt, und zwar eine Rechtsfrage, welche das Volksleben da berührt, wo es immer das treueſte Gedächtnis zeigt, in der Familie.

Wenn übrigens der Name des „Gerauer Landes“ allmählich zu verſchwinden droht, ſo verzichtet das Volk doch keineswegs darauf, die Gegend beſonders zu benennen, und hält wenigſtens die abgeſchloſſene geographiſche Selbſtändigkeit ſeiner kleinen Heimat als notwendig aufrecht. Der Deutſche iſt überall ein geborener Partikulariſt, und mehr als irgendwo iſt in Deutſchland der Partikularismus der Vater des nationalen Bewußtſeins. So nennen dann die Gerauer ihr Ländchen jetzt mehrenteils „das Ried“, d. h. ſie gehen vom hiſtoriſchen Motiv des Namens zum geographiſchen über[1]). Allein auch dieſe Bezeichnung iſt ſehr

[1]) Seit dieſer Aufſatz geſchrieben wurde, entſtand nun auch eine „Riedbahn“, und dieſer amtliche Eiſenbahnname wird den Namen des „Gerauer Landes“ vollends verdrängen helfen.

alt, und der treffliche Wenck wollte sie vorzeiten daher ableiten, daß in der Gegend „so viele Riedgräser wachsen“. Das ist als ob einer sagte: „der Wald heiße Wald, weil so viele Waldbäume darin stehen.“

Wie aber „Gerau“ auf die alte Staatsgeschichte zurückweist, so das „Ried“ auf die rätselhafte Geschichte der jüngsten Bodenbildung. Es ist der eigentümlichste Reiz dieser Gegend, daß man überall zwischen Rätseln wandelt, überall auf schwankenden Boden tritt, und daß die historische wie die physische Topographie hier mit einer Reihe der merkwürdigsten Tatsachen und Forschungen beginnt, um hinterdrein mit großen Fragezeichen zu schließen. Diesen Rätselpfad schlage ich nun ein, nicht um die Rätsel zu lösen, sondern nur um dem Leser anzudeuten, was alles hinter einer so langweiligen Fläche von Tannenwäldern, Wiesen und Kartoffeläckern, wie das Gerauer Land, verborgen liegen kann.

Zweites Kapitel

Tribur

Suchen wir zuerſt den Weg nach Tribur, welches man neuerdings Trebur ſchreibt. Wir kennen den Ort ſchon von den Schulbänken her und haben uns vielleicht ſchon oft gefragt: wie denn nur eine ganze Reihe von Königen und Kaiſern dazu gekommen ſei, in dieſem abſeits gelegenen Dorfe zu reſidieren, mitten im reizloſen Flachlande, während nur wenige Stunden entfernt das Rhein- und Maintal ſo viele ſchönere Land und Strom beherrſchende Punkte in Fülle darbot, von der Natur vorbeſtimmt zu Königsſitzen, indes doch nur die Laune Tribur zu einem ſolchen erwählt zu haben ſcheint.

Dies iſt das oft beſprochene Rätſel der Lage von Tribur wozu ſich dann noch das Rätſel ſeines Namens und das Rätſel ſeines Verfalles geſellt.

Den Schlüſſel zur örtlichen Bedeutung Triburs finden wir aber zunächſt auf einem Fußmarſch durchs Land; das bloße Betrachten der Landkarte reicht hier nicht aus, man muß die Karte auch „abgehen".

Es iſt überall nicht gleichgültig, von welcher Seite wir einen Menſchen zuerſt kennen lernen, oder durch welches Tor wir in eine Stadt einziehen. So darf man nicht von der nächſten Eiſenbahnſtation (Nauheim) nach Tribur gehen, wo man von hinten ins Dorf kommt, ſondern man wähle den Weg von Gerau herüber, wo wir dem Dorfe von vorn ins Geſicht ſehen. Schon die Wege um Tibur ſind charakteriſtiſch: Tribur liegt nur an Nebenwegen. In Heſſen-Darmſtadt, dem Lande des Chauſſeenluxus, will das etwas ſagen, wenn das ſtarkbevölkerte, vielleicht reichſte Dorf eines Kreiſes mit der nahen Kreishauptſtadt nur durch einen krummen Feldweg verbunden iſt. Tribur iſt nicht

verarmt, aber in sich zurückgezogen, und in den denkwürdigen Tagen seiner Königspfalz beschrieb der Verkehr hier ganz andere Bahnen.

Da es eben geregnet hat, kommen wir nur langsam voran auf dem lehmigen Feldweg: ein solcher Weg, auf welchem man leichter stecken bleibt als vorwärts kommt, eignet sich vortrefflich, um kritischen Gedanken über Lage, Namen und Verfall von Tribur nachzuhängen. Rechter Hand, nur wenig seitab, begleiten uns Gruppen von Weiden, Erlen und Pappeln. Diese Bäume zeichnen einen von Südost nach Nordwest fortlaufenden Wiesenstreif mitten im Ackerlande, von einer kleinen trägen Wasserrinne (Schwarzbach) befeuchtet. Über den Wiesen ruht ein Geheimnis. Ließ doch die historische Phantasie, die rechte Patronin des Gerauer Landes, sogar den nachmaligen Kaiser Julian auf Schiffen mit achthundert Mann diesen Wiesgrund hinauffahren, als er im Jahre 357 gegen die Alemannen zog![1]) Heutzutage rudert höchstens ein Geschwader von Gänsen statt eines Schiffsgeschwaders den Bach hinauf. Es soll aber in alter Zeit der Neckar nicht bei Mannheim in den Rhein gemündet haben, sondern anderthalb Stunden über Mainz, zwischen Tibur und Ginsheim, und jener Wiesgrund, der sich in der Tat als ein zusammenhängender Streif feuchten und moorigen Landes von Tribur bis gegen Ladenburg zieht, wäre dann das alte Neckarbett. Dazu soll sich aber auch der Main in seinem untersten Laufe südwärts gegen jenen alten Neckar abgebogen haben, also, daß der Main unterhalb Tribur in den Neckar und beide vereint zum Rhein geströmt waren. Das gäbe freilich der Gegend ein ganz anderes Gesicht, ja überhaupt erst festen Charakter, und Tribur beherrschte dann auf einer Landspitze, einem kleinen Vorgebirge, den Zusammenfluß der drei Gewässer, es wäre kein zufällig mitten aus dem Flachland aufsteigendes Dorf, sondern ein geographischer und strategischer Hauptpunkt: das Rhein-Main-Neckar-Koblenz.

Allein leider ist's nur zu gewiß, daß in der Karolingerzeit,

[1]) Auf Grund, aber genauer betrachtet, trotz der Stelle bei Ammianus Marcellinus XVII, 1.

als Tribur obenauf kam, der Neckar nicht mehr unter ſeinen Mauern vorbeifloß, und der Main bereits bei Mainz mündete. Dennoch erklären uns jene verlandeten und verſumpften Waſſerlinien die bedeutſame Lage des alten Tribur. Auch das Volk hat die veränderten und doch niemals ganz trocken gelegten ehemaligen Flußbette immer als eine rechte Landesmerkwürdigkeit aufgefaßt, ja es ſcheint, daß die Volksſage hier zuerſt zur hiſtoriſchen, dann zur naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchung jener alten Waſſerlinie geführt habe.

Denn die Chroniſten Sauer und Winkelmann, welche des Problems zuerſt gedacht, berichten uns augenfällig nur, was ſie aus dem Volksmunde gehört hatten. Die Sage legt die Veränderung des alten Flußlaufs in eine möglichſt neue Zeit. Natürlich. Das Alter einer Stadt, Kirche oder Burg wird vom Volke faſt immer recht hoch hinaufgetrieben; denn je älter ein ſolches Denkmal, um ſo vornehmer und merkwürdiger wird es, und der patriotiſche Geiſt der Sage trachtet die Ortsmerkwürdigkeiten immer aufs äußerſte merkwürdig zu machen. Hier aber lag das Ding umgekehrt. Je neuer die gewaltige Veränderung zweier Flußlinien, um ſo unerhörter war ſie; wenn nur vorſündflutliche Fiſcheidechſen auf dem Neckar durchs Gerauer Land zum Main geſchwommen ſind, ſo rührt uns das wenig; aber wenn die Kinder unſerer eigenen Vorfahren vor hundert oder zweihundert Jahren in der Geographieſtunde gelernt hätten, daß der Neckar den Main aufnehme und mit dieſem bei Ginsheim in den Rhein fließe, das wäre doch ſtaunenswert.

So ſoll denn auch nach einer Tradition, wie ſie Abraham Sauer am Schluſſe des 16. Jahrhunderts aufzeichnete, erſt König Ruprecht von der Pfalz (im Anfang des 15.) den Neckar in ſeine heutige Mündung bei Mannheim abgeleitet haben. (Ähnlich wie erſt Karl der Große die Berge bei Bingen von gefangenen Sachſen hat auseinander reißen laſſen, daß der Rhein durchfließen konnte. Gezwungene Arbeit taugt aber alleweil nicht viel, darum machten ſie ihr Tagewerk nicht ſauber fertig und ließen die Felsbänke des Binger Loches ſtehen.) Als aber die hiſtoriſchen Forſcher ſpäterhin nach ſicheren Zeugniſſen ſuchten, ſchob ſich der Termin des veränderten Neckarlaufs immer höher

hinauf: man mußte den König Ruprecht, ja man mußte das ganze Mittelalter preisgeben, und blieb zuletzt über tausend Jahre früher, beim Kaiser Valentinian stehen. Allein auch Valentinian als Flußkorrektor des Neckarlaufs steht und fällt mit einer einzigen zweifelhaft ausgelegten Stelle des Ammianus Marcellinus (XXVIII), und so werden die Geschichtsforscher die Frage des alten Neckars wohl an die Naturforscher abtreten müssen, und diese geben wiederum ein paar Jahrtausende mehr zu und sagen: noch in der Periode der gegenwärtigen Erdbildung vereinigte sich ein Neckar- und ein Mainarm unter Tribur.

Dies ist uns nun aber gerade genug; denn jene alten Rinnsale waren durch das ganze Mittelalter noch ein wasserreicher, sumpfiger Überschwemmungsboden, der erst durch den sogenannten „Landgraben" im 16. Jahrhundert trocken gelegt wurde, sie deckten Tribur von zwei Seiten, und geben der Lage der Königspfalz auch heute noch eine ganz besondere geographische Signatur.

Dazu kommt aber ferner, daß Tribur in alter Zeit von zwei Hauptstraßen berührt wurde — von Straßen, welche sogar älter sind als das Palatium. Die eine zog von der Rheinfurt bei Oppenheim, die andere von der Rheinfähre bei Mainz herüber. Diese Fähre, ein Reichslehen, befand sich zur Zeit der fränkischen Könige jedoch nicht da, wo jetzt die Schiffbrücke steht (nördlich der Mainmündung), sondern bei Weißenau oberhalb Mainz, südlich vom Main, und zielte also auch auf das linke Mainufer. Der ganze große Verkehr zwischen Mainz und Frankfurt, welcher später über Hochheim und Höchst sich bewegte, ging im früheren Mittelalter über Königsstädten unweit Tribur, und die breite Landzunge von Tribur bildete also den Knotenpunkt der zwei wichtigsten Rheinübergänge hiesiger Gegend; in diesem Dreieck kreuzten sich die Hauptstraßen, welche aus den aufblühenden nahen Rheinstädten ins Mainland hinaufführten.

Wie hat sich das alles geändert! Nur zwei Namen zeigen uns noch die verwischte Spur jener alten Straßen, die „Hosterstraße" bei Tribur und die sogenannte „Aschaffenburger Straße", gut zwei Stunden nordostwärts im Haßlocher Wald. Aschaffenburg liegt noch fern genug, und die Wege nach dieser Stadt

ziehen längſt ganz andere Linien: dennoch lebt der Name heute noch im Volksmunde, wie Dr. Friedrich Scharff in ſeiner trefflichen Monographie über die „Straßen der Frankenfurt“ bezeugt.

Als Goethe im Mai 1793 von Frankfurt zum Belagerungsheere nach Mainz reiſte, konnte er natürlich die allbekannte Straße auf dem rechten Mainufer nicht behaupten, ſondern er wandte ſich halbwegs aufs linke, kreuzte jenen „Aſchaffenburger“ Weg, und ging bei Ginsheim, alſo nahe der alten fränkiſchen Reichsfähre, über den Rhein. Dieſen Weg nennt er einen neuen im Gegenſatz zu der „alten freien“ Straße auf dem rechten Mainufer. Allein er geriet in der Tat auf den uralten Weg. Goethe, als Frankfurter Kind, hätte ſchon durch den Namen des „Biſchofswegs“ im Frankfurter Wald daran erinnert werden können, daß früher die Mainzer Biſchöfe jene verſchollene Straße des linken Mainufers einſchlugen und Frankfurt links liegen ließen, wenn ſie von Mainz nach Aſchaffenburg ritten. Allein Geſchichtsſtudien über alte Straßennamen lagen den meiſten Zeitgenoſſen Goethes noch viel weiter links als Frankfurt den Mainzer Biſchöfen.

Da man nun im heutigen Tribur, wo ſo viel zu ſuchen und ſo wenig zu finden iſt, auch nicht einen Stein mehr ſieht, den ſelbſt die Einbildungskraft Jonathan Oldbucks für ein Überbleibſel des alten Tribur halten könnte, ſo laſſen wir unſer Auge noch etwas über die Landſchaft ſchweifen. Im Bilde der heiteren Gegend ſpiegeln ſich uns zunächſt allerlei heitere Hypotheſen über den Namen „Tribur“, und hier wie überall im Gerauer Land, werden wir ſofort gar anmutig ins Blaue und Weite geführt.

Drei Bergzüge ſchließen fernab den Horizont von Tribur: Odenwald, Taunus und Donnersberg; alſo ſagt man: Tribur iſt Dreiberg, oder wer ein beſonderer Liebhaber des Keltiſchen iſt: es bedeute die heilige Dreizahl der Kelten, bezogen auf jene drei Berge als Götterſitze. Drei Flüſſe verbinden ſich unter Triburs Mauern, und wo drei Flüſſe ſind, da können auch drei Furten ſein, alſo iſt Tribur Dreifurt. Überall geht die Rechnung bei Tribur in drei auf, und ſogar der große Reichsforſt, welcher Tribur gegen Nordoſt den Rücken deckte, heißt der Drei-Eich. Drei Burgen ſetzt die Sage nach Tribur, drei Kirchen ſollen

dort gestanden haben, und obgleich nur noch eine übrig ist, so hängt darin doch eine Tafel, welche in Versen besagt, daß Tribur in drei Sprachen (deutsch, latein und griechisch) gleicherweise die Dreistadt bedeute. Drei Orte dominierten der Reihe nach im Gerauer Land: Tribur, Gerau und Darmstadt; sie folgen sich wie die drei Tempora Plusquamperfektum, Perfektum und Präsens (oder ist Hessen-Darmstadt seit dem neuesten Krieg richtiger ein „Imperfektum"?), und entsprechen den drei Perioden der Landesgeschichte: fränkisches Königsland, mittelaltrige Grafschaft der Katzenelnboger, moderne Landeshoheit Hessens. Der politische Schwerpunkt schob sich dabei von West nach Ost, im Gerauer Lande wie in Deutschland. Drei geologische Systeme charakterisieren das Gerauer Land, aber in umgekehrter Altersfolge von Osten nach Westen. Und endlich gibt es drei alte Tribur: am Rhein, in Westfalen (jetzt Drewer) und in Thüringen (Treiber an der Ilm). Es steckt ein eigener neckischer Dämon in diesem Tribur; da der Name sich niemals verändert hat (er heißt immer Triburis, Tribura, Triburia ꝛc.), so kann man eben alles mögliche daraus machen, ohne daß einem die vergleichende Urkundenforschung auf die Finger klopft.

Nun ist Tribur dem deutschen Geschichtsfreund bekanntlich ein gar trauriger Ort, fast nur durch nationales Elend, Jämmerlichkeit und Unglück berühmt. Allein die tragischen Schatten, welche in unseren Gedanken über dieser Stätte lagern, kontrastieren aufs schneidendste mit dem jetzigen Dorf und seiner Umgebung: da ist alles nüchtern, hell, freundlich, behäbig; breite Straßen, sauber getünchte Häuser, keine Spur des Altertums, wohl aber schon der unvermeidliche Dampfschlot am Ausgang des Dorfes. Der hochgelegene ummauerte Kirchhof mit der Kirche soll die Stätte des alten Palatiums gewesen sein, es ist ein friedlicher, gut gepflegter Kirchhof wie hundert andere, mit einer Zopfkirche wie tausende.

Derselbe Gegensatz herrscht aber auch zwischen dem, was uns die Geschichte und was uns die örtliche Sage von Tribur erzählt. In jedem Zug strafen sich hier Geschichte und Sage Lügen. Tribur soll, wie die Bauern heute noch wissen, vor Zeiten eine große Stadt gewesen sein, die „Hauptstadt des

Vergnügungshalber iſt wohl ſelten ein König nach Tribur gezogen; wie überhaupt bei dem ſteten Wanderleben unſerer alten Könige und Kaiſer, ſo entſchied auch hier das politiſch-militäriſche Bedürfnis des Augenblicks zumeiſt für die Wahl des Aufenthalts. War Friede im Innern, wandte ſich eine tatkräftige Politik des Herrſchers nach außen, dann brauchte er Tribur nicht. Darum iſt Tribur nur durch ſchwache oder unglückliche Fürſten weltbekannt geworden; ſtarke und glückliche Fürſten ſind zwar auch zeitweilig dort geweſen, haben aber wenig Entſcheidendes dort getan; die guten oder gleichgültigen Triburer Reichstage gehören der ſpeziellen Reichsgeſchichte, die ſchlechten und traurigen der Weltgeſchichte.

Hiefür ein paar genauere Belege. Von Karl dem Großen vermutet man bloß, daß er nach Tribur gekommen ſei; umſomehr war Ludwig der Fromme dort zu Hauſe. Gleich beim Beginn der Kämpfe dieſes Kaiſers mit ſeinen Söhnen (832) zeigt ſich Tribur als militäriſche Poſition. Der jüngere Ludwig lagert bei Lampertheim (Worms gegenüber); der Vater, vorher in Mainz, geht nun auch ſeinerſeits über den Rhein und beſetzt Tribur; als nun der aufrühreriſche Sohn ſah — ſo erzählen die Annalen von St. Bertin — daß ſein Vater mit einer ſo großen Anzahl von Getreuen den Rhein überſchritten habe, und auch der gehoffte Abfall im väterlichen Heere nicht eintrat, ergibt er ſich. Bei der zweiten Empörung desſelben Sohnes (839) ſammelt Ludwig abermals ſein Heer bei Tribur. Und als dieſer Sohn (Ludwig der Deutſche) zum Regiment gekommen war, führte ihn die Nemeſis zu drei Reichstagen nach Tribur, auf welchen der Streit verglichen werden ſollte, den nun ſeine Söhne wiederum mit ihm angefangen hatten. — Karl der Dicke wird in Tribur abgeſetzt (887). Allein Karl ſelbſt war nicht in Tribur, als er „aus einem Kaiſer ein Bettelmann wurde", wie ſich Regino ausdrückt. Seine Gegner vielmehr hatten dieſen Schlüſſel des Landes in Händen, und Karls Abſetzung war bereits beſchloſſen, während er ſich auf dem Wege von Frankfurt herüber befand, und nur noch gerade früh genug nach Tribur kam, um ſeine Schmach vollendet zu ſehen. Dieſer Tag von Tribur brachte dem Kaiſer Arnulf die Krone. Arnulf war kein ſchwacher Fürſt

und brauchte nicht bei Tribur zu kämpfen; er berief ſtatt der Soldaten die Geiſtlichen dorthin zu einer Kirchenverſammlung, und als er im Jahr 893 einen dunkeln Reichstag daſelbſt gehalten hatte (dunkel weil wir nichts weiteres von ihm wiſſen), ging er ins Kloſter Fulda, um zu beten. Das wäre auch am Ort geweſen vor und nach ſo manchen anderen Triburer Reichstagen, die uns noch dunkler erſcheinen, weil wir etwas von ihnen wiſſen.

Ludwig das Kind wohnte beſonders häufig in Tribur; je elender es ums Reich ſtand, umſo beſuchter war dieſe Pfalz, ſowie ein günſtigerer Stern aufgeht, tritt ſie in den Hintergrund. Konrad I. iſt noch oft dort geweſen, Heinrich I. gar nicht, die drei Ottonen, Heinrich II., Konrad III. und Heinrich III. manchmal, allein entſcheidende Ereigniſſe für das Reich knüpfen ſich im ganzen 10. Jarhundert nicht an Triburs Namen. Die kräftige äußere Politik wandte ſich nach anderen Himmelsgegenden, und der innere Zwiſt entbrannte zwiſchen anderen Stämmen.

Erſt unter Heinrich IV. wird das wieder anders. Schon mit der Erwählung dieſes Unglücksmannes, da er noch Kind war, und mit ſeiner vormundſchaftlichen Regierung tritt die Unglückspfalz ſofort wieder ſcharf beleuchtet hervor, als bequemſter Schauplatz zu Empörungen der großen Vaſallen.

Hier in ſeiner eigenen Pfalz belagert, wird Heinrich (1066) gezwungen, dem Erzbiſchof Adalbert von Bremen zu entſagen. Und ähnlich wie die widerſpenſtigen Großen dem dicken Karl in Tribur zuvorgekommen waren, geſchah es auch, als ſich die Fürſten am 16. Oktober 1076 dort einfanden, um Heinrich abzuſetzen. Heinrich ſtand jenſeits des Rheins und konzentrierte ſeine Macht bei Oppenheim, die Gegner, in der ungleich günſtigeren Stellung bei Tribur, beherrſchten aber die Stromlinie und hatten auch bereits alle Fahrzeuge am diesſeitigen Ufer zuſammengebracht, um den Übergang zu erzwingen. Darum konnten ſie vor dem Beginn des Kampfes mit letzten Bedingungen vor Heinrich treten, wie man ſie nur nach geſchlagener Schlacht vom Sieger erwarten durfte; und Heinrich gab nach, entließ ſein Heer und leiſtete jenes Verſprechen, die Aufhebung des päpſtlichen Bannſpruchs zu erwirken, welches ihn zuletzt nach Canoſſa führte. Seit dieſem

ſchlimmen Tage kam er wahrſcheinlich nicht wieder nach Tribur, gleich als ob er's verſchworen habe, einen Ort wiederzuſehen, wo er ſo arge Schmach erfahren.

Mit dem Reichstag von 1119 ſchließt Triburs Kaiſergeſchichte. Noch einmal war es der Streit des Reichsoberhauptes (Heinrich V.) mit den Fürſten wegen des päpſtlichen Bannes, der dieſen letzten Tag veranlaßt hatte. Mit dieſem Tage verſinkt auch die alte Pfalz ins völlige Dunkel. Die glanzvolle Zeit der Hohenſtaufen führte die Entſcheidung über des Reiches Schickſal an andere Orte, und als Friedrich Barbaroſſa das große Reichsfeſt von 1184 in dieſer Gegend feierte, wählte er bereits den Ort auf dem rechten Ufer der Mainmündung. „Dat was de grôteste hôchtit ên, die ie gewart an Dudischeme lande", wie Eike von Repgow im Zeitbuch ſchreibt; die Zelte des Kaiſers und der vierzigtauſend zu Gaſt geladenen Ritter ſchauten damals nur noch von fernher, vom Königſtuhl des Erbenheimer Berges, in das Gerauer Land und zur verwaiſten Pfalz von Tribur hinüber.

In trauriger Zeit berühmt geworden, hörte Tribur auch in trauriger Zeit auf, königliches Hofgut zu ſein: König Wilhelm von Holland verpfändet es dem Grafen Dieter von Katzenelnbogen, um deſſen Stimme zu erkaufen, und Richard von Cornwallis, deſſen beſte Politik gleichfalls Erkaufen und Beſtechen war, beſtätigte die Verpfändung. Das war der paſſende Abſchluß für die alten Triburer Aufruhrgeſchichten.

Drittes Kapitel

Das Feld der Königswahl bei Kamba

Ich lade den Leser nunmehr ein, mich in eine etwas erfreulichere Landschaft zu begleiten, in die Rheinsümpfe Oppenheim gegenüber — ich meine erfreulich für einen guten Deutschen, der in Gedanken spazieren geht, denn außerdem sind diese Sümpfe durch ihre Fieberluft den Umwohnern bekannt. Auf dem hohen Damme, der das Sumpfland vom Rheine trennt, ist es zwar an heißen Tagen völlig schattenlos und an kühlen sehr windig, wir lagern uns aber doch daselbst, um ein Hauptkapitel in Wipos Vita Chuonradi II. und eine Hauptszene in Uhlands Herzog Ernst zu lesen, welche beide jetzt in sehr bequemen Taschenausgaben zu haben und statt des Bädeker in diese Gegend mitzunehmen sind.

Jedermann kennt die prächtige Erzählung des Werner von Kiburg im zweiten Akt des Uhlandschen Trauerspiels, die Erzählung von der Wahl König Konrads II. So dichterisch schön diese Episode, so historisch treu ist sie: Uhland hat den Wipo in Verse und in Poesie gesetzt; das war aber freilich nur möglich, weil auch Wipos prosaischer Bericht schon wie der Entwurf zu einem erhabenen Gedicht an uns vorüberzieht. Von unserem Damme nun übersehen wir die ganze Schaubühne jener Königswahl, die als dramatisches Bild eines großen politischen Ereignisses ebenso einzig war in deutschen Landen, wie das Reichsfest des im Hintergrund aufsteigenden Erbenheimer Königstuhls als Prunkgemälde ritterlicher Herrlichkeit.

Nicht als ob ich meinte, auf dem braunen Sumpfboden sei Konrad II. in den sonnigen Septembertagen 1024 gewählt worden: dort floß in jenen Tagen wohl ein weit ins Land ablenkender Arm des Rheins, aber gleich vorn rechts am alten Ufer liegt der Kammerhof und das Kammerfeld auf trockenem

uraltem Kulturboden, da soll das Dorf Kamba gestanden sein mit seinem karolingischen Königsgut, und auf der weiten Fläche lagerten die Ostfranken, Bayern, Schwaben, Sachsen und Wenden, am jenseitigen Rheingestade aber, gegen Oppenheim, wo sich die Grenze des Mainzer und des Wormser Gebietes schied, die Rheinfranken und Lothringer. Eine schmale mit Buschwald bedeckte Insel zieht sich heute noch am rechten Ufer entlang, sie mag uns als ein Überrest jener Insel des Wipo gelten, in deren heimlichem Dickicht die Wählenden da und dort zusammen kamen zu vertrauter Rücksprache. Zwischen den beiden Konraden stand zuletzt die Wahl, beide von fränkischem Stamme, Freunde, Vettern, den vorangegangenen Herrschern beide gleich nahe verwandt. Die Stimmen waren geteilt, es drohte Spaltung der Wahl,

„Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm —
Da sah man plötzlich wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begegneten im Bruderkuß:
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück."

Ergriffen von diesem Bilde der Eintracht treten die Fürsten in den Kreis zur Wahl, Erzbischof Aribo von Mainz wählt zuerst „vollen Herzens und mit freudezitternder Stimme" Konrad den Älteren, die anderen Fürsten fallen ihm bei, und als die Reihe den jüngeren Konrad trifft, da kürt auch er den Freund und Nebenbuhler, und dieser ergreift seine Hand „und zieht ihn zu sich auf den Königssitz". Alles Volk bricht in Jubel aus und donnernden Zuruf, Kunigunde, des Kaisers Heinrich Witwe, übergibt dem Erwählten die Reichskleinodien, das Wahlgetümmel löst sich auf in einen Festzug — das Volk und die Fürsten wallen rheinabwärts nach Mainz, damit der König dort sofort gekrönt werde. Jauchzend zogen sie dahin, wie Wipo sagt, die Geistlichen sangen Psalmen, die Laien Lieder, jeder nach seiner Weise, „und wäre Karl der Große mit dem Szepter leibhaftig wieder erschienen, so hätte das Volk nicht höher jubeln können über

des großen Kaiſers Wiederkunft, als über dieſes Königs erſten Herrſchertag".

Betrachten wir zuerſt die Landſchaft. Es iſt keine jener ſchönen Rheingegenden, die man auf Rouleaux und Deſſertteller malt, ſondern eine weite, ſcheinbar langweilige Fläche; für den Künſtler würde ſie jedoch bedeutende Motive bieten zu einer charaktervollen und großſtiliſierten Kompoſition. Die ſcharf geſchiedene Doppelnatur des Ober- und Mittelrheins blickt ſich nämlich hier auf beiden Ufern gleichſam Aug in Auge; das vergeſſene, ſelten betretene rechte Rheinufer längs des Gerauer Landes iſt noch ganz oberrheiniſch, das linke von Oppenheim bis Mainz mittelrheiniſch; rechts ein halbfertiges flaches Land, Dämme, Altwaſſer, Torfmoore, Buſchwald mit hundertjährigen Eichengruppen, welche ſich bei Ginsheim zum letzten Male unmittelbar in der Flut des Rheines ſpiegeln, ſtatt der Dörfer nur vereinzelte Höfe; links hingegen Dorf an Dorf, Rebenhügel, wimmelnder Verkehr, ein hochkultivierter Boden. Wie der Fluß hier bei der Königswahl die Lager der oſt- und weſtrheiniſchen Völker ſchied, ſo ſcheidet er heute noch das in mittelrheiniſches Land hineinragende oberrheiniſche Landſchaftsbild. Nun wäre dies alles ſchön und gut, wenn uns Wipo, der einzige, welcher die Königswahl als Augenzeuge breit geſchildert, nicht noch ein ganz beſonderes Rätſel aufgegeben hätte. Er bezeichnet die Grenze von Worms und Mainz als die Stätte der Wahl, und fügt hinzu: „Über Namen und Lage des Orts mehr zu ſagen überlaſſe ich den Topographen." Schriftſteller ſind oft wunderliche Leute: mit ebenſovielen Worten als Wipo braucht, um zu ſagen, daß er nichts ſage, hätte er uns alles genau ſagen können, was wir wiſſen wollen! Es gibt aber noch ein anderes gleichzeitiges Zeugnis für den Ort, einen Brief des Abtes Bern von Reichenau (vom Juli oder Auguſt 1024, abgedruckt im zweiten Bande von Gieſebrechts Kaiſergeſchichte), worin es heißt: die Wahl werde am Rhein in dem Orte Kamba ſtattfinden, und wahrſcheinlich mit Benützung dieſes Briefs nennt dann der hiefür in der Regel zitierte Hermannus Contractus gleichfalls Kamba. Dieſes Kamba aber, ein längſt ausgegangenes Dorf, lag nicht zwiſchen Worms und Mainz, ſondern auf dem rechten Rheinufer.

Die beiden Konrade haben ſich auf dem fraglichen Platze zwar im Augenblick geeinigt über die deutſche Königskrone, allein über den fraglichen Platz konnten die deutſchen Gelehrten in ſechzig Jahren noch nicht einig werden. Bodmann als Mainzer, und folglich Überrheiner, hielt ſich bloß an die „Grenze von Worms und Mainz", und verlegte die Wahl in die Berge bei Lörzweiler; dadurch rettete er ſie zwar völlig dem linken Ufer, ſchlug aber auch der ganzen weiteren Erzählung bei Wipo geradezu ins Geſicht. Andr. Lamey und Wenck hingegen, als Forſcher der rechten Uferlandſchaft, hielten ſich an Kamba, unbekümmert um die „Grenzen von Worms und Mainz", welche nun doch einmal auf dem rechten Ufer nicht zuſammenſtießen. Nun folgten die Hiſtoriker, bald Bodmann, bald Lamey, und einige, der Lokalgeſchichte unkundig, legten Kamba zwiſchen Worms und Mainz, was freilich den Streit ſofort ſchlichten würde, aber urkundlich falſch iſt. Das Ärgſte begegnete jedoch unſerem großen Altmeiſter Jakob Grimm, welcher (in den deutſchen Rechtsaltertümern S. 243) Konrad und nebenbei noch drei oder vier andere Kaiſer gar zwiſchen Wiesbaden und Erbenheim gewählt werden läßt, wozu ihn aber weder rechts- oder linksrheiniſcher Lokalpatriotismus, noch irgend eine mittelaltrige Quelle, ſondern ein mißverſtandener und allerdings konfuſer Satz in Bodmanns Rheingauiſchen Altertümern (I, 95) verleitet hat.

Da ich nun aus einer Überrheiner Familie ſtamme, aber am rechten Ufer des Fluſſes geboren bin, ſo glaube ich den Streit zwiſchen den beiden Ufern recht parteilos vermitteln zu können. Die Fürſten und Völker lagen auf beiden Ufern; Wipo, welcher vom Lagerplatz des linken Ufers ausgeht, nennt jene Grenzen, die unweit Oppenheim zuſammenfließen, Abt Berno dagegen, vom rechten Ufer ausgehend, Kamba, Oppenheim ſchräg gegenüber. Hier kommt aber ſofort wieder das landesübliche Gerauer Fragezeichen. Aus einer Urkunde Ludwigs des Deutſchen von 864 (Cod. Lauresh. I, 36) wiſſen wir, daß Kamba auf dem rechten Ufer lag, am Fluſſe, wir wiſſen, daß es einen Fiſchteich beſaß, etliche Schiffe, Wieſen, wir wiſſen allerlei Dinge, die wir gar nicht wiſſen wollen, nur wo es denn genauer im Oberrheingau gelegen, das wiſſen wir nicht, und dieſes rätſelhafte Kamba

ſcheint außerdem gerade ſo in den Urkunden verſunken zu ſein, wie im wirklichen Boden. Ob es alſo Oppenheim ſo ganz „ſchräg gegenüber“ ſtand, das iſt nur eine ſehr wahrſcheinliche Hypotheſe, zu deren Stütze ſich ein moderner Etymolog ſchwerlich mehr auf die dortigen jüngeren Ortsnamen des „Kammerfeldes“ und „Kammerhofes“ berufen wird. Da wir jedoch zunächſt keine Denkſäule hier ſetzen wollen, ſo genügt es wohl, daß wir innerhalb eines gewiſſen engeren Umkreiſes des Orts Kamba ſicher ſind.

Wenn nun aber auch weiter die beſten Gründe innerer Wahrſcheinlichkeit uns bewegen, die Stätte jener großen dramatiſchen Szene, wo die Vettern ſich umarmten, wo der ältere Konrad im Ringe der Fürſten gewählt, vom Volke zuerſt begrüßt, von Kunigunde mit den Kleinodien begabt wurde, nicht drüben links bei den widerſtrebenden Lothringern, ſondern rechts bei Kamba zu ſuchen — dann iſt es doch undenkbar, daß der jubelnde Feſtzug gen Mainz ſich auf dem rechten Ufer bewegt habe. Am Rhein ſelbſt konnten ſie dort gar nicht gehen, ſie hätten vielmehr auf der alten „Hoſterſtraße“ ins Land hinein nach Tribur gemußt, und von da im Winkel hinüber zur Weißenauer Rheinfähre; das wäre aber ein großer Umweg geweſen (und flutende Volksmaſſen ſuchen den kürzeſten Richtweg), und ein erzlangweiliger Weg dazu, der zu dem glänzenden Bilde gar nicht ſtimmt. Hier gebe ich alſo mein Gerauer Land preis und denke mir, weil die Leute doch ſchon ſo viel hin und her gerudert waren zwiſchen den Inſeln bei Oppenheim, ſo ſind ſie nach der Wahl gleich ganz hinübergefahren aufs linke Ufer, da hatten ſie die geradeſte und ſchönſte Straße durch lachende Fluren, faſt immer den herrlichen Strom entlang, da konnten ſie Pſalmen und Lieder ſingen, Geiſtliche und Laien, und in Nierſtein einen guten Trunk mitnehmen, „jeder nach ſeiner Art“, wie Wipo ſchreibt.

So bleibt in dieſem gelehrten Streit des linken und rechten Ufers einem jeden ſein Recht: dem ernſten rauhen Strande bei Kamba der große politiſche Akt, und dem lachenden, weinbegrenzten Geſtade unter Oppenheim der fröhliche Feſtzug. Die Lothringer aber und jene ultramontanen Biſchöfe, welche allein mißvergnügt waren und ſchmollend ſeitab gezogen ſind, haben dann auch unterwegs keinen Nierſteiner bekommen.

Viertes Kapitel

Die Schwedensäule und die Schwedenburg

Doch genug vom Mittelalter, welches so barbarisch war, sogar in Sachen deutscher Einigung einmal „Gefühlspolitik" zu treiben. Einem modernen Realpolitiker muß der Tag von Kamba wirklich recht sentimental und romanhaft vorkommen; wenn nur wenigstens ein Nebenbuhler den anderen totgeschlagen hätte im Namen der Eintracht, und dann etwas Bürgerkrieg, das wäre doch noch ein frischer, patriotisch erquickender Zug!

Nun hat aber das Gerauer Land auch sein Denkmal eines Realpolitikers, und zwar ganz nahe bei Kamba, gleichfalls am Ufersaume, und dieses Denkmal führt uns dann auch in eine Zeit des deutschen Bruderkrieges, wo es gar nicht sentimental zugegangen ist.

Eine kleine Stunde unter Erfelden, hart am Rhein, zwischen mächtigen alten Eichen, steht ein Obelisk aus Sandsteinquadern, auf der Spitze sitzt (etwas unbequem) ein gehelmter und gekrönter Löwe, welcher mit dem vergoldeten Schwert in der rechten Tatze westwärts über den Rheinstrom deutet. Während andere Denkmale des 17. Jahrhunderts meist mit ellenlangen geschwätzigen Inschriften überladen sind, steht auf diesem Steine kein Wort, nur der mit dem Schwert deutende Löwe redet; es ist der schwedische Löwe und er zeigt uns den Weg, welchen Gustav Adolf genommen: hier war es, wo der Schwedenkönig am 7. (17.) Dezember 1631 an der Spitze von zweitausend Mann über den Rhein ging, und zwar, wie die Sage erzählt, auf dem vordersten Scheuertor, denn sie läßt das schwedische Heer auf Scheuertoren hinüberfahren. Allein die Feder erzählt unpoetischer als der Mund, und so finden wir in beglaubigten schriftlichen Berichten statt der Scheuertore der Armee „Pontons", und statt des Scheuertors des Königs einen Kahn.

In unſerem Lande des ſchwankenden Bodens ſtehen wir hier nun doch endlich einmal auf einem ganz gewiſſen hiſtoriſchen Punkt, bezeichnet durch einen gleichzeitigen fünfzig Fuß hohen Obelisken. Mehr kann man nicht verlangen. Und dennoch kennen wir den Platz nicht ganz genau, und ſelbſt neben dem Obelisken ſteht wieder das landesübliche Fragezeichen. Die „berufene Seul", wie ſie ein alter Topograph nennt, iſt nämlich im Anfang des 18. Jahrhunderts gewandert, landeinwärts, um ſie vor der andringenden Rheinflut zu ſchützen, ſo daß der genaue hiſtoriſche Punkt hier ins Waſſer gefallen iſt, wie bei Kamba in den Sumpf.

Allein die Säule bleibt bedeutſam: ſie ſagt uns, welches Gewicht der Schwedenkönig dieſem Rheinübergang beilegte, denn unmittelbar nach dem Ereignis, inmitten der ſtürmiſch vorwärts drängenden Kriegsläufte, ließ er dieſes, für jene Zeit ſo große und koſtbare Monument ſetzen, und noch lange nach ſeinem Tode iſt der Obelisk fortwährend auf ſchwediſche Koſten unterhalten worden.

Doch nicht bloß bei Erfelden hat ſich Guſtav Adolf ein Denkmal erbaut, ein ungleich größeres errichtete er noch in der äußerſten Nordweſtecke unſeres Landſtrichs, auf der ſüdlichen Mündungsſpitze des Mains und Rheins, die Feſtung Guſtavsburg, welche zugleich eine kleine Stadt umſchließen ſollte. Guſtavsburg würde, bei den veränderten Bodenverhältniſſen und der veränderten ſtrategiſchen Bedeutung von Mainz, eine ganz ähnliche militäriſche Poſition für das 17. Jahrhundert geworden ſein, wie das benachbarte Tribur für das neunte. In Mainz hielt Guſtav Adolf Hof, gleich einem künftigen deutſchen Kaiſer, und man hat die Mainzer Dezembertage des Jahres 1631 nicht unpaſſend mit dem Aufenthalt Napoleons in Erfurt verglichen. Guſtav Adolf erkannte ſehr wohl, wie trefflich ſich von der Rhein-Mainmündung aus ein großer Teil Deutſchlands zugleich im Innern beherrſchen und nach Außen verteidigen laſſe. Und weil ſeine Pläne ganz beſonders auf jenes „Innere" zielten, hat er auch — bis auf unſere Tage zum letzten Male — dem rechten oberen Rheinufer, Mainz gegenüber, dem Gerauer Land im weiteren Sinn, eine kriegsgeſchichtliche Rolle zugedacht, und nicht

umſonſt die Schwedenſäule am Südende, die Schwedenburg am Nordende aufgebaut.

Allein es kam anders. Das kleine Denkmal zwar, der Obelisk, blieb ſtehen, das große dagegen, die Guſtavsburg, verſank mit Guſtav Adolfs Fall. Im Jahre 1649 kam der heſſiſche Chroniſt Winkelmann zur Guſtavsburg. Zum Studium von Land und Leuten ritt er im Land umher, und zwar, als ein ehemaliger Offizier, der im kaum beendeten Dreißigjährigen Krieg mitgefochten, wohl bewaffnet; wo er eine alte Inſchrift leſen will, da kratzt er mit dem Degen das Moos von den Steinen. Winkelmann fand den Graben der Guſtavsburg bereits mit Buſchwerk verwachſen, er ritt aber doch, „wiewohl nicht ſonder Gefahr", in die Feſtung hinein; die Stadt im Innern (auf 600 Häuſer berechnet) war verſchwunden, die Häuſer abgebrochen oder niedergebrannt, das ſchwediſche und das brandenburgiſche Wappen des Tors lagen im Graben, die Innenräume der ſtarken Werke waren mit Gras und Geſträuchen bedeckt. Noch lange zwar zeichnete man auf Karten und Plänen den ſechseckigen regulären Stern der Bollwerke und Ravelins jener Muſterfeſte damaligen Stils, allein ſchon im Anfange des 18. Jahrhunderts war dieſelbe in Wirklichkeit doch nur ein öder Trümmerhaufen. Von da an blieb dieſer wichtige Punkt durch die ganze kurmainziſche Zeit völlig vernachläſſigt, wie auch der Brückenkopf von Kaſtel (auf dem rechten Mainufer) nur ſchwach befeſtigt war. Wer wollte damals auch von Mainz aus Deutſchland beherrſchen! Erſt die Franzoſen bauten wieder ſtärkere Werke bei Kaſtel; ſie wußten warum.

In allerneueſter Zeit aber hat ſich nun auch die Mainſpitze der Guſtavsburg völlig verändert. Vor wenigen Jahren war es hier noch gar ſtill und einſam, kein Schiff legte an, kein Wagen fuhr in dieſe Sackgaſſe, die Ziegelhütte der Bleiau belebte als einzige Staffage die von Weidengebüſch umrahmte flache Uferlandſchaft. Wie iſt das anders geworden! Die große Eiſenbahnbrücke ſetzt hier über den Rhein, und zwei Bahnlinien münden auf der Mainſpitze zur Brücke und in einen lärmenden Güterbahnhof, welcher hier von großen Werkſtätten, dort von einem neuen Rheinhafen begrenzt wird. Man hat denſelben zwanzig

Fuß tief ausgebaggert, daß jetzt die größten Schiffe hier ankern, wo sonst kaum ein Nachen anlegte, auf einer schiefen Ebene rollen die befrachteten Eisenbahnwagen bis direkt zum Bord der Schiffe hinab, und ein Dampfkran hebt mit unheimlicher Leichtigkeit die schwersten Lasten aus den Schiffen in die Eisenbahnwagen. Statt der versunkenen Gustavsburg decken jetzt stattliche Montalembertsche Türme den Flußübergang, und die turmartigen Pfeiler der Bahnbrücke sind selbst wieder wie Festungswerke anzusehen; sie steigen so fest und doch so leicht in die Luft, und man sagt: sie könnten auch ebensoleicht in die Luft fliegen, da die Minengänge im Innern nur des Pulvers und der Lunte warteten.

Fünftes Kapitel

Ein Land der Phantasie

Die alten, später verlassenen Straßen gaben vor tausend Jahren dem Gerauer Land zunächst seine strategische Bedeutung; die neuen Schienenwege haben wenigstens die südliche Mainspitze wieder so fest gemacht wie sie seit Gustav Adolfs Tagen nicht gewesen ist. Es erging wunderbar mit diesen wechselnden Straßenzügen. Die Römer hatten ihre Mainstraße von Mainz aufwärts am rechten Mainufer, im früheren Mittelalter zog man überwiegend auf der linken Seite den Fluß hinauf, dann wurde diese linke Seite verlassen, und die rechte gewann wieder den Hauptweg; jetzt endlich aber führen parallele Bahnlinien auf beiden Ufern, und man kann mit den Römern rechter Hand von Frankfurt nach Mainz fahren und mit den Karolingern links zurück. Freilich alles nur so aufs ungefähr. So spannt sich auch die neue Eisenbahnbrücke unfern derselben Stelle über den Fluß, wo vor einem Jahrtausend die Fähre ging.

In meiner Jugend bestaunte ich manchmal jenes bekannte Modell einer von Napoleon projektierten stehenden Rheinbrücke, welches in Mainz aufbewahrt wird, und die alten Mainzer pflegten damals so in ihrer Art zu sagen: „Das war ein Werk, wie es nur der Bonaparte unternehmen konnte, und er allein hätte es auch ausgeführt, wenn er länger oben geblieben wäre. Unsere heutigen Fürsten brächten alle miteinander keine solche Brücke fertig.“ Die feste Rheinbrücke war wie ein Mythus geworden, und so wenig ein nüchterner Mann erwartete, daß Napoleon leibhaftig wiederkomme (andere erwarteten es), so wenig gedachten die Leute jemals eine stehende Rheinbrücke zu erleben.

Nun steht aber dennoch die Brücke, und kühner dazu als nach dem napoleonischen Plan. Unsere Fürsten haben sie freilich

nicht fertig gebracht, ſondern eine Fürſtin, wenn man will eine Tyrannin, die Dampfmaſchine. Wie hat doch dieſes Weib den alten Vater Rhein bezwungen! Wie ward der breite Strom ſchmal durch die Dampfſchiffe, wie ward ſein langer Lauf gekürzt durch die Bahnlinien zu beiden Seiten, wie bändigen ihn jetzt die feſten Brücken, der ſonſt von Baſel abwärts kein ſolches Joch mehr duldete!

An der Mainſpitze mögen einem wohl dergleichen Gedanken kommen. Gehn wir aber zurück, etwas tiefer ins Gerauer Land hinein, dann erkennen wir, daß es doch noch einen mächtigeren aufbauenden Verwüſter gibt als jene aufbauende Verwüſterin, die Dampfmaſchine, das iſt der Pflug. Die Ehe dieſes alten ſtillen Bräutigams mit der ungeſtümen jungen Braut gäbe Stoff zu einem Märchen in Anderſens Geſchmack, wenn dieſer Geſchmack nicht längſt Manier geworden wäre.

Kaum tritt uns irgendwo die zerſtörende Macht des Pflugs gewaltiger entgegen als im Gerauer Lande. Dieſer kleine Winkel iſt ſo erſtaunlich reich an hiſtoriſchen Erinnerungen und ſo erſtaunlich arm an hiſtoriſchen Denkmalen, ja auch nur an genau erkennbaren Stätten ſeiner alten Geſchichte. Vor dem Pflug iſt alles zur Hypotheſe geworden. Keine altertümliche Stadt, keine bedeutende alte Kirche, keine nennenswerte Ruine, nichts erinnert uns an die Vergangenheit. Der Krieg hinterläßt Trümmer, und es gibt deutſche Landſchaften, die gerade darum wunderbar reich an Denkmalen ſind, weil ſie fort und fort verheert wurden, und die Bewohner zuletzt aus Armut und Elend jedes Trümmerdenkmal ſtehen ließen. Der ſtetig leiſe wühlende Fleiß der höchſten Bodenkultur duldet ſolche Trümmer nicht.

Das Gerauer Land hat für einen mitteldeutſchen Landſtrich eine auffallend ſtille, gleichförmige innere Geſchichte. Es hat nicht fort und fort den Herrn gewechſelt, iſt nicht raſtlos zerriſſen worden, wie ſo mancher Nachbargau; ſeit mehr als tauſend Jahren kam es nur zweimal in andere Hand, auf friedlichſtem Wege, das eine Mal durch Verpfändung, das andere Mal durch Erbſchaft. Auch in dieſer ſtetigen Geſchloſſenheit iſt es wie ein oberdeutſches Stück Erde auf mittelrheiniſchen Boden vorgeſchoben. Schon im Mittelalter (Leeheimer Kloſterhof) und im

16. Jahrhundert (Gehaborn) galten einzelne Punkte als Musterstätten rationeller Landwirtschaft, und auch heute ist das Land nur für zwei sehr unterschiedene Arten von Menschen besonders anziehend: für den Landwirt — in seinem sichtbaren Teil — und für den Historiker — in seinem unsichtbaren.

Darum möchte ich das Gerauer Land ein Land der Phantasie nennen, obgleich es mit seinen Kartoffelfeldern und Krautäckern, seinen Tannenwäldchen und Moorflächen so nüchtern wie möglich aussieht. Allein ich behaupte auch nicht das Land sei phantastisch, sondern nur: man kann mit der Phantasie die wunderschönsten historischen Spaziergänge in diesem nüchternen Lande machen. Da stehen ein paar vereinzelte Tannenbäume mitten im weiten Feld, die sehen aus, als wüßten sie selbst nicht recht wie sie hiehergekommen: das sind die letzten Nachzügler des hier auslaufenden uralten Reichsforstes Drei-Eich; weiter fort übers Gerauer Land hinaus kommt dann schon ein ordentlicher Wald und stolze Eichbäume des Drei-Eichs dazu. Oder wir sehen im Süden andere halbwegs hinweggepflügte Waldtrümmer: das sind die Anfänge des gewaltigen Reichsforstes Forehahi, des Föhrenhages, und weiter gegen Lorsch hinauf ist es schon noch ein prächtiger Forst, in welchem ein phantasiereicher Weidmann (ohne Schußkarte) auf Nibelungen-Reliquien Jagd machen darf. Ein verlorener Feldweg führt uns bei Krumstadt unversehens in gepflügtes Land, wo uns der Flurschütze anhält; die Pfändung darf uns nicht schmerzen, denn das war vermutlich ein alter Römerweg, wo wir gepfändet wurden, und vielleicht hat er direkt zum Munumentum Trajani geführt, welches entweder bei Pfungstadt, oder bei Wasserbiblos, oder bei Darmstadt, oder bei Hebdernheim in Nassau, oder bei Rüsselsheim am Main oder bei Höchst an der Nidder gelegen war. Die reichste Phantasie kann sich gar keinen freieren Spielraum wünschen, als ihn dieses einzige Munumentum Trajani gewährt. Kurzum, das ganze Land ward zum romantischen Irr- und Zaubergarten der Antiquare, nicht obgleich, sondern weil es seit Jahrhunderten so vernünftig, fleißig und erfolgreich angebaut, weil es ein so merkwürdiges Land für rationelle Landwirte ist.

So fand ich denn auch in einem Wirtshaus dieser Gegend

nur zweierlei seltsame Zierat statt der Bilder an den Wänden des Gastzimmers: einen „Düngerkalender", auf welchem unter den Tags- und Monatstabellen lauter Düngeranalysen zu lesen standen, und sodann eine Tafel mit der Aufschrift: „Es ist verboten hier zu singen und zu pfeifen!" Das Gerauer Land ist eben ein Land der großen und kleinen Kontraste, nicht bloß weil der Weltverkehr periodisch dasselbe durchflutet und dann wieder verlassen hat, nicht nur weil dieser merkwürdige Winkel in unmittelbarster Nähe der besuchtesten und bekanntesten Rhein- und Maingegend zu den unbekanntesten Strichen von ganz Westdeutschland gehört, sondern auch weil man in einer Wirtsstube nicht pfeifen und singen darf, während die Stube in einem anderen Wirtshaus des Landes gerade ihren historischen Ruhm darin sucht, daß dort einmal so schön gesungen, und dann seit vielen Jahren fort und fort so fröhlich wieder nachgesungen worden ist.

In der Krone zu Großgerau nämlich ist oben hinauf ein Erkerstübchen, wo Claudius, der Wandsbecker Bote, im Jahr 1777, als er Oberlandeskommissär zu Darmstadt war, sein Rheinweinlied gedichtet haben soll. Da aber die Kritik bezweifelt, ob Claudius überhaupt dieses Lied gedichtet, und nicht bloß zum Abdruck befördert habe, so stehen wir nun freilich auch in dem Erkerstübchen der Krone wieder auf dem bekannten schwankenden Gerauer Boden.[1]) Allein das tut nichts zur Hauptsache. Denn die Wirtin als Augen- und Ohrenzeugin versicherte mir: Hunderte von fröhlichen Menschen haben geglaubt, daß hier im Herzen des berühmten Sauerkrautlandes das Lied gedichtet worden sei, und haben in diesem Glauben gar manche Flasche Wein in diesem Erkerstübchen getrunken, und das Rheinweinlied dazu gesungen und auf den Wandsbecker Boten angestoßen. Und wenn der geneigte Leser einmal hinkommt, so darf er's auch tun; denn das „Singen und Pfeifen" ist dort zur Zeit noch erlaubt.

[1]) Das hier öfters gebrauchte Wort vom „schwankenden Gerauer Boden" hat sich inzwischen als in ungeahnter Weise prophetisch erwiesen durch die fortdauernden Erdbeben des Novembers 1869, welche unter Groß-Gerau ihren Zentralherd hatten. (Note zur 2. Aufl.)

VIII

Aus dem Leithawinkel

(1868)

Erſtes Kapitel

Rohrau

Ich ging von Hainburg — der letzten reindeutſchen Donauſtadt — ſtromaufwärts nach Petronell und bog dann gen Süden auf den Feldweg, welcher über einen flachen Höhenrücken nach Rohrau an der Leitha führt. Schon aus ziemlicher Ferne erblickt man die niedrigen Strohdächer des Dorfes, vorn überragt von der Turmruine der (1865) abgebrannten Kirche, im Hintergrunde von Baumgruppen des gräflich harrachiſchen Schloßparks. Die ſanft zur Leitha abſteigende Talſenkung iſt baumlos, mit feuchten Äckern und naſſen Wieſen rechts und links, die Flußufer ſind eben, und Schilf und Rohr erinnern oft genug an den Namen des Dorfes.

Wir denken uns den Geburtsort großer Künſtler ſo gern mit landſchaftlicher Poeſie geſchmückt, und da ſieht dann dieſes Rohrau, von Norden betrachtet, gar nicht danach aus, als ob es die Wiege eines der beſten Meiſter deutſcher Kunſt, und vollends gerade eines rechten Meiſters der Naturpoeſie in der Kunſt, gehegt habe. Nur der Hainburger Berg, gen Nordoſt in großen und ſchönen Formen abſchließend, deutet auf verheißungsvolle Fernen.

Rohrau liegt auf dem linken, niederöſterreichiſchen Leithaufer, hart am Waſſer; ein Gang über die Brücke würde uns ſofort auf ungariſchen Boden bringen. Wir bleiben aber auf der deutſchen Seite und durchſchreiten die ganze lange Hauptſtraße des Dorfes bis zum letzten Hauſe linker Hand, wo der Fahrweg nach Bruck ins Freie führt. Eine Steintafel, in die Mauer jenes Hauſes gelaſſen, trägt die ſeltſam lakoniſche Inſchrift: „Zum Haydn“. Es iſt Joſeph Haydns Geburtshaus, arm, niedrig, ſchmal, den anderen Bauernhäuſern des Dorfes aufs Haar ähnlich, bloß aus einem Erdgeſchoß mit vier Fenſtern

bestehend, Stall und Wohnräume gemeinsam von dem langgestreckten Strohdache bedeckt. Eine Steinbank vor den Fenstern bildet neben jener Tafel das einzige unterscheidende Wahrzeichen.

Wir gehen durch das überwölbte Tor, welches geradeaus in den kleinen Hof und Garten führt; ein im Hofe spielender Bauernbube errät schon was wir suchen, und deutet auf die Türe links im Torgange, auf die Küchentüre, allein durch die Küche kommen wir dann in das Wohn- und Schlafzimmer, das einzige Zimmer des Hauses, ein mäßig großes, reinliches Gemach, mit weißgetünchten Wänden und brauner niedriger Holzdecke.

Hier also wohnte vor hundert und mehr Jahren der ehrsame Wagnermeister Matthias Haydn mit seinen zwanzig Kindern, hier soll sein ältester Sohn Joseph (1732) geboren sein. Wie aber eine solche Familie Platz gefunden in diesem Häuschen, das gehört auch noch zu den vielen Rätseln, die auf Haydns Lebensgeschichte ruhen. Allein zunächst denkt man an gar keine Rätsel, man ist vielmehr überrascht, alles genau so zu finden, wie man sich's ungefähr vorgestellt hat; die enge aber gemütliche, altmodische aber nette und reinliche Bauernstube kommt uns ja ganz bekannt vor, so bekannt wie die Geschichte von dem alten Wagnermeister Matthias, der am Sonntag nachmittag dort hinten am Ofen saß und mit Maria, seiner frommen Hausfrau, Lieder sang und auf der Harfe begleitete, und der kleine fünfjährige Sepperl saß auf dem Boden daneben und spielte die Geige dazu, indem er mit des Vaters Zollstab auf dem linken Arme auf und nieder strich. Da tritt dann der Schulmeister von Hainburg, der Vetter, durch die Küche zur selben Türe herein, durch welche wir auch eingetreten sind und sieht, daß der Kleine seinen Stab vollkommen taktgerecht führt, und da jeder wahre Schulmeister als ein Prophet in Kinderaugen und Kinderseelen muß lesen können, so ahnet er in dem taktfesten Armchen auch gleich den künftigen Musiker und nimmt den kleinen Joseph mit nach Hainburg, wo es so viel schöner ist als in Rohrau, wo sich Stadt und Fluß und Berge und Burgen zu einem großen Prachtbilde auftun und das arme Bauernkind Gottes schöne Welt zum ersten Male so recht groß und reich erschaut und

allerlei große Dinge lernt: den Katechismus und Leſen, Schreiben und Rechnen und Singen, Geigen und Blaſen, ja ſogar das Paukenſchlagen.

Allein die Hausfrau weckt uns aus unſerem Traume — es iſt nicht mehr Frau Maria Haydn, die vorhin dort in der Ecke ſang, ſondern die Frau Bürgermeiſterin Prucker — und reicht uns ein grün eingebundenes großes Fremdenbuch, in welches wir unſeren Namen ſchreiben ſollen, und viele Leute in Rohrau glauben, das ſchöne Buch mit der Unzahl von Namen und „literariſchen Bemerkungen" ſei eigentlich das Merkwürdigſte im ganzen Hauſe. Das Buch erinnert uns, daß inzwiſchen bereits hundertunddreißig Jahre unmerklich durch dieſes Zimmer gezogen ſind, und daß ſeitdem bereits drei fremde Familien in vier Generationen das Haus beſeſſen und bewohnt haben, und nun erſt gewahren wir auch an der Wand eine mittelmäßige Lithographie, die den kleinen Joſeph ſelber wiederum als den alten Haydn darſtellt, und dieſer alte Haydn iſt dann auch ſchon vor bald ſechzig Jahren geſtorben.

So ſchweben wir mitten inne zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart; dennoch aber bleibt bei uns der freundliche Gedanke Herr, daß die Zeit mit wunderbar ſchonender Hand an dem armen, engen Heiligtum vorübergegangen ſei, und daß ſich gar ſelten wohl das Vaterhaus eines berühmten Mannes aus ſo lange vergangenen Tagen finden dürfte, welches uns heute noch ſo urſprünglich und unberührt anblickt wie das Haus in Rohrau. Man hat es nicht aus literariſcher Pietät erhalten oder reſtauriert, wie andere „Geburtshäuſer", ſondern es blieb eben ſtehen wie es ſtand, weil es ſo einſam und abgelegen ſteht. Wie das Haus des kaiſerlichen Rates am Hirſchgraben in Frankfurt mit ſeinen behäbigen, wohlgeordneten, ſinnig ausgeſtatteten Gemächern nicht als die zufällige Stätte der Geburt, ſondern als der notwendige Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung Goethes uns bedeutſam erſcheint, ſo mußte Haydn auch in dieſem ſtrohgedeckten Bauernhauſe mit der einzigen Stube geboren werden, um ganz zu werden was er geworden iſt.

Allein das Leben Haydns iſt bis auf dieſen Tag noch reicher von Mythen durchwoben als das irgend eines anderen unſerer

großen Tonmeiſter. Mythen reden im Kerne die Wahrheit, während ſie in jedem äußeren Zuge uns aufs anmutigſte belügen können. So iſt nun aber auch Haydns Geburtshaus nur noch im Kerne, ich meine im Geſamtbilde, echt und unberührt. Namentlich iſt es eine fromme Täuſchung, daß jenes niedere Zimmer, welches gerade ſo ausſieht, wie wir's uns gedacht haben, das Geburtszimmer des großen Meiſters geweſen ſei. In den dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts verwüſtete eine Überſchwemmung das Haydnhaus und machte einen Umbau nötig, und das echte Geburtszimmer ſoll nicht links, ſondern rechts von der Torfahrt gelegen haben, wo ſich jetzt gar kein Wohnraum mehr findet. Die Wohnſtube iſt demnach verloren gegangen; das Haus blieb uns aber doch in ſeinem hiſtoriſchen und poetiſchen Charakter treu erhalten, und nicht bloß das Haus, auch ſeine Umgebung, die Straße, das Dorf. Die Bibliothek des „Vereins der öſterreichiſchen Muſikfreunde" zu Wien bewahrt ein Ölgemälde, welches Haydns Geburtshaus vor der Überſchwemmung darſtellt: mit künſtleriſchem Auge betrachtet, iſt es ganz dasſelbe Haus, wie es jetzt noch im Dorfe ſteht; das Auge des Kritikers aber widerſpricht, es zählt die Fenſter und findet fünf auf dem Bilde und in Wirklichkeit nur noch vier. Das ſind nun verſchiedene Standpunkte. Welcher iſt der oberflächlichere?

Ich ſagte, nicht bloß Haydns Geburtshaus blieb innerlich unverſehrt, ſondern auch ganz Rohrau. Kein fremdartiger Neubau, keine Fabrik, keine Eiſenbahn ſtört den altertümlichen, beſcheidenen Charakter des Bauerndorfes. Die Leute wiſſen auch, daß jenes Haus das Merkwürdigſte in ihrem ganzen Orte war und blieb. Noch haut der gegenwärtige Wagnermeiſter von Rohrau mit einem krummen Beile ſeine Radfelgen aus, in deſſen Eiſen die Buchſtaben M. H. und die Jahreszahl 1727 eingeſchlagen ſind, und behauptet, es ſei das Beil des alten Matthias ydn, alle Wagner des Dorfes hätten es ſeitdem gebraucht. vordere Hälfte des Eiſens war ſchon öfters abgebrochen, ein s Beil zu kaufen wäre beſſer und billiger geweſen; allein hat immer wieder ein neues Vorderſtück an das alte Beil weißt, dem alten Haydn zu Ehren.

Der Name des großen Tonſetzers iſt in Rohrau ausge-

ſtorben und von ſeiner Familie lebt dort nur noch ein Glied, ſeine Großnichte, die Schmiedmeiſterin, eine Frau in den ſechziger Jahren.

Von vier Dingen erzählten mir die Bauern als den hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten ihres Dorfes: von der großen Überſchwemmung, vom großen Brande, von der Cholera, die bei ihrem erſten Weltgange Rohrau zuerſt in ganz Deutſchöſterreich beſucht habe, und von Joſeph Haydn. Er ſchien die einzige Lichtgeſtalt unter ſo vielen Trauerbildern. Der ſchönſte Tag aber ſoll geweſen ſein, als man vor zwanzig und mehr Jahren die Gedenktafel an Haydns Geburtshaus enthüllte; die blaſende Muſikbande, welche damals dem Feſtzuge voran die Straße heraufzog, lebt heute noch als etwas Einziges in älterer Leute Gedächtnis. Benachbarte Liedertafeln feiern manchmal in Haydns Geburtsort ein Frühlingsfeſt und ſorgen alſo dafür, daß wenigſtens ein ſchwächerer Abglanz jenes großen Tages ſich zeitweiſe wieder erneuere.

Als von all dieſer muſikaliſchen Herrlichkeit geredet wurde, fragte ich die Erzähler, ob ſie denn auch ſchon Haydnſche Muſik gehört hätten? „Jawohl," erwiderten ſie, „in der Kirche, wunderſchöne Meſſen." Den Bauern von Rohrau ſcheint Haydn nur als Kirchenkomponiſt bekannt zu ſein, während ihn die große muſikaliſche Welt in dieſer Eigenſchaft am wenigſten kennt. Nun iſt jene Antwort höchſt begreiflich, denn wo ſollten die Bauern auch Haydnſche Symphonien, Quartette oder Oratorien gehört haben? Dennoch lockt ſie zu einem tieferen Gedankengange, für welchen ich nur in einem Satze den Weg andeuten will: Haydns eigentliche Kirchenmuſik erinnert überall daran, daß der Komponiſt von Haus aus ein öſterreichiſches Bauernkind geweſen iſt; ſeine übrigen Hauptwerke zeigen den univerſell deutſchen Meiſter; in der Kirche iſt Haydn volkstümlich wie ein provinzieller Dialektdichter, im Konzertſaal iſt er volkstümlich wie ein nationaler Dichter der Weltliteratur.

Ich habe aber bis hieher Rohrau nur von einer Seite betrachtet, indem ich mich von Norden näherte und ſo das Dorf bis zum Südende, bis zu Haydns Geburtshauſe durchſchritt. Mit dieſem äußerſten Hauſe aber ändert ſich die ganze Szenerie,

wir treten in eine liebliche, baumreiche Landschaft. Nur eine kleine Wiesenfläche trennt das Haus von dem gräflich harrachischen Schlosse, dem namengebenden Schlosse der ehemaligen Reichsgrafschaft Rohrau. Das gegenüberliegende Bauernhaus gab uns ein Künstlerbrüderpaar, Joseph und Michael Haydn; die Geschichte des Grafenschlosses führt uns unerwartet zu einem Schwesterpaar, welches durch Künstlerhand verklärt, allem deutschen Volke bekannt ist — wenigstens all unserem Volke, das seinen Schiller liest —: zur Gräfin Terzky und zur Herzogin von Friedland. Karl von Harrach, Ferdinands II. Staatsminister, erlangte vom Kaiser die Erhebung seiner Herrschaft Rohrau zur Reichsgrafschaft (1627); seine beiden Töchter waren die Gemahlinnen Wallensteins (in zweiter Ehe) und Terzkys. Ob die Urbilder dieser Frauengestalten, welche nun auf der Bühne leben und leben werden, hier im Schlosse selbst geboren sind, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls entstammten sie diesem Hause und bezeichnen mit ihrem Vater den rasch erreichten und überschrittenen Höhepunkt des historischen Glanzes der Rohrauer Linie.

Das Schloß ist tiefgelegen; Graben und Brücke deuten auf den Grundplan einer ehemaligen Tiefburg, jetzt freilich ist ein mäßig großer, traulicher Herrensitz daraus geworden, im Stile des 18. Jahrhunderts nicht ganz architektonisch schmucklos aufgebaut, von hohen Bäumen und Alleen umschattet, von einem wohlgepflegten Garten umgeben. Ich habe ein besonderes Gefallen an solchen gemütlichen Fürsten- und Adelsschlössern der Zopfzeit. Andere denken dabei gleich an Feudalität, Fürstendespotie, Adelsübermut, junkerliche Liederlichkeit und Bauernschinderei, und Schlossers ganze Geschichte des 18. Jahrhunderts tritt ihnen sofort leibhaftig vor Augen. Mit dem milden Sinne des Wanderers sehe ich dagegen im Frieden solch schöner Herrenhäuser viel lieber, was Schlosser nicht gesehen hat, und vorab fällt es mir allezeit gleich ein, wie die keineswegs untadelhaften Edelleute dort vor hundert Jahren sich so vergnügliche Symphonien haben spielen lassen und Quartette und Trios dazu, und wie da alles symphonisch blies und geigte vom Grafen bis zum Bedienten und Bodenwichser hinab, und das war doch

auch etwas Gutes. Ohne die tauſend deutſchen Adelsſitze des vorigen Jahrhunderts hätten wir keine Haydnſche und Mozartſche Symphonie, und die Beethovenſche wäre dann ſpäter auch ausgeblieben.

Wenn ich nun ſchon beim Anblick anderer alter Schlöſſer gerne an ſolchen Gedanken hänge und Gärten, Säle und Zimmer darum befreundet mich anſchauen, wie viel mehr beim Schloſſe von Rohrau. In der Tat, Bauernhaus und Herrenhaus bilden zuſammen die richtige Signatur vom Geburtsorte Haydns, des volkstümlichen, aber auch des vornehmen, feinen, klaſſiſchen Meiſters. Im Bauernhaus ſtand ſeine Wiege, die Wiege ſeiner klaſſiſchen Kammermuſik aber ſtand in den Adelsſchlöſſern. Zu Bauernhaus und Herrenhaus kommt aber in Rohrau endlich noch ein drittes: Park und Wald, und den Wald dürfen wir auch bei Haydn, dem Naturpoeten unter den Muſikern, nicht vergeſſen.

Ich ging eigentlich zum Schloſſe, um das Denkmal Hydns aufzuſuchen, welches in der angrenzenden waldigen Au gegen die Leitha hinüber ſtehen ſollte. Die Bauern im Dorfe ſagten mir, der Weg dahin ſei zwar ſtrenge verboten, allein für Leute „meinesgleichen“ gelte das wohl nicht; übrigens ſei der Weg auch ſchwer zu finden. Ein Denkmal, ſo aufgeſtellt, daß man's nicht finden kann und obendrein nur auf verbotenem Wege erreichbar, — das paßt wieder ganz für Haydn, der ſo unendlich viel ſtill verſchwiegene Anerkennung, ſo viel heimliche Liebe und Treue gefunden hat, der fleißig und unverdroſſen geſucht ſein will und ſich nirgends entgegendrängt. Und wie manchmal nannten die muſikaliſchen Parteien des Tages ſelbſt dieſes Suchen ſchon einen verbotenen Weg: allein die Parteien verſanken mit dem Tage und Haydn wird immer und immer wieder geſucht.

Ich wandte mich alſo in die waldige Au. Schlagbäume, die den Weg verſperrten, bei jeder Kreuzung ein Pflock mit der Aufſchrift: „Verbotener Weg,“ eine Marderfalle quer über meinen Pfad geſtellt, zeigten mir, daß ich auf der rechten Spur zum Haydnmonumente ſei. Es ward immer ſtiller, heimlicher, waldeinſamer, Rehe graſten am Saume der Lichtungen; ich ging wie in einem Zaubergarten, umrauſcht von der Waldpoeſie früh-

lingsfreudiger Haydnſcher Symphonien, der verbotene Weg ward im Graſe immer unſichtbarer und hörte zuletzt völlig auf, ein Weg zu ſein, ich geriet ins Dickicht — weit und breit keine Spur von einem Denkmal, — und ſtand endlich vor einem tiefen Waſſergraben, in deſſen dunkler Flut Schilf und Binſen und überhängende Zweige ſich ſpiegelten. Hinüber konnte ich nicht und ſchlug alſo ſeitwärts auf gut Glück eine veränderte Richtung ein.

Aus hohen Baumgruppen hervortretend, ſtand ich plötzlich vor einem Jägerhauſe; drei große Hunde begrüßten mich mit wütendem Gebell, eine Magd, welche unfern arbeitete, lief auf mein Anrufen davon und floh, ſtatt zu antworten, ins Haus hinein. Ich folgte ihr. Da trat mir unter der Türe eine anmutige junge Frau entgegen, begleitet von einem zahmen Reh. Sie erwiderte meine Frage nach dem Wege zu Haydns Denkmal mit der zürnenden Gegenfrage, ob ich denn nicht geleſen habe, daß alle Wege hieher verboten ſeien? wollte mir auch die Richtung nicht angeben, indem ich mich doch nicht zurechtfinden würde. Allein auf dem Wege meiner Haydnforſchungen haben mich weder die Alt- noch Neuromantiker, noch ſelbſt die Zukunftsmuſiker jemals zurückgeſchreckt: wie ſollte ich mich jetzt von einer ſchönen jungen Frau zurückſchrecken laſſen?

Alſo erklärte ich ihr, ich ſei über hundert Stunden Wegs weit hieher gekommen, um Haydns Geburtshaus und ſein Denkmal zu ſehen, und würde daher jetzt auch gewiß nicht halbverrichteter Sache wieder umkehren. „Schon als Knabe," fuhr ich fort, „lange bevor Sie auf der Welt waren, habe ich von dem Denkſteine zu Rohrau gehört und geleſen, und die Noten, welche auf dem Sockel ſtehen, viele hundert Male geſpielt, gepfiffen und geſungen, und die darunter eingegrabenen Verſe von den ‚holden Philomelen' und der ‚reizenden Schönen am ſchmelzenden Klavier' im ſtillen hergeſagt: jetzt will ich dieſen Rohrauer Lapidarſtil endlich auch einmal in den wirklichen Stein gehauen ſehen!"

Meine wohlgeſetzte Rede ſchien keinen Eindruck zu machen: die Frau mit dem Reh würdigte mich nicht einmal einer Antwort, ging ins Haus zurück und ließ mich ſtehen. Allein ich täuſchte mich. Es hatte ſie doch wohl gerührt, daß der Ruhm

ihres verbotenen Heiligtums hundert Stunden weit gedrungen sei. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, ein Tuch um den Kopf geschlungen (der Märzsturm tobte gewaltig draußen), und erklärte mir, sie wolle mir selbst den Weg zeigen. So gingen wir nun selbander in die waldige Au zurück und kamen bald zu einer zwischen Bäumen versteckten kleinen Insel, in deren Mitte ein schlichter Steinwürfel steht, gekrönt von Haydns Büste. Am oberen Teile des Sockels ist das Andantethema aus einer der älteren D-Symphonien des Meisters eingehauen mit den vorhin schon fragmentarisch angedeuteten unterlegten Versen, deren größter Vorzug gegenwärtig darin besteht, daß man sie, vom Regen ausgewaschen, nicht mehr recht lesen kann. Die Hauptinschrift besagt, daß Karl Leonhard Graf von Harrach diesen Denkstein im Jahre 1794 habe setzen lassen. Der Kunstwert des Werkes ist gering, aber es wird verklärt durch die Poesie des Ortes. In dem schweigenden Dickicht spricht es uns rührend und erhebend zum Herzen, und von wie vielen Meisterwerken der Monumentalplastik kann man das gleiche sagen?

Doch nicht bloß der Ort, auch noch zwei andere Umstände machen den Denkstein merkwürdig. Er wurde dem Künstler bei Lebzeiten gesetzt, und zwar zur Zeit seines zweiten Londoner Aufenthaltes, das heißt in den Tagen, wo man in Deutschland durch die Ruhmesspenden des Auslandes erst recht anfing zu merken, was der Sohn der eigenen Heimat wert sei. Ich weiß keinen anderen deutschen Tonsetzer des 18. Jahrhunderts, dem man bei Lebzeiten schon ein Monument daheim errichtet hätte.

Anderseits wird es aber auch in jenem Jahrhundert kaum wieder vorgekommen sein, daß ein Reichsgraf einen noch lebenden Bauernsohn seines Dorfes im eigenen herrschaftlichen Parke monumental verherrlicht hat. Jener Graf Karl Leonhard von Harrach (geb. 1765, gest. 1831) führte neben anderen hohen Titeln das Prädikat eines „k. k. Hofmusik Grafen". Die Österreicher sind in der Erfindung abgeschmackter Titel noch um ein klein wenig fruchtbarer als die übrigen Deutschen. Ein in seiner Kunstverehrung so vorurteilsloser Graf wie jener Harrach soll aber von der Nachwelt mit dem noch erhöhten Prädikat eines „wirklichen k. k. Hofmusik Grafen" ausgezeichnet werden.

Am Fuße des Denksteines hielt ich im Geiste eine Überschau der ganzen Szenerie: drüben hinter den Baumwipfeln die Strohdächer des Bauerndorfs — dann das alte Herrenschloß — ringsum Park und Wald und Wiese und Au — und im Vordergrund ein anmutiges Frauenbild: das waren die echtesten anregenden Motive von Haydns Künstlerschaft, wofern man sie nur ein wenig mit seinem kindlichen, frommen, lebensfrohen Gemüte zu erfassen vermag. Ich hatte mich Rohrau genähert im Anblick eines beschränkten, kargen Daseins, und war Schritt für Schritt in ein reizendes, poesiegetränktes Idyll hineingewandert. Die schöne Frau aber, anfangs so strenge und wortkarg, war auch zusehends freundlicher und artiger geworden, als sie sah, daß wirklich nur die tiefe, durchs ganze Leben treu bewährte Jugendliebe für den Sohn ihres Dorfes mich auf die verbotenen Wege geführt. Sie hatte mich anfangs wohl für eine Art Landstreicher gehalten und verabschiedete sich von mir wie von einem ganz achtbaren Manne. Und doch hatten wir nur über Joseph Haydn miteinander gesprochen.

Als ich ins Dorf zurückgekehrt war, erzählte mir der Wirt, die Wilddiebe schlichen sich gerne in den Park, darum verbiete man die Wege, und der Graf sei ein melancholischer Herr, der die tiefste Einsamkeit in seinen täglichen Spaziergängen beim Haydndenkmal suche. Überhaupt dünke die verwachsene Au gar manchem etwas unheimlich. „In meiner Knabenzeit," so fuhr er fort, „hat der Platz ganz anders ausgesehen, da war unfern der Insel, wo jetzt Busch und Wald, noch die freie offene Pußta[1]). Dort haben wir Kinder gar oft gespielt und sprangen dann, wann es so halb dunkel zu werden begann, nach der buschigen Insel, um uns dort am rechten Schauer und Grausen zu ergötzen; denn wir glaubten, der Haydn mit seiner Zopfperücke sei einer

[1]) Wie der Nordschweizer selbst die kleinste Flachlandswiese gerne eine „Matte" oder ein „Mätteli" nennt, da wir bei Matten doch zunächst nur an eigentliche Alpenweiden denken, so ist dem ungarischen Grenznachbar auch die kleine Heide oder Weidefläche bereits eine „Pußta", ohne daß sie entfernt jene unabsehbare baumlose Fläche zu sein brauchte, wie die Pußten im Innern Ungarns.

von den bibliſchen Heiden, die das Geſetz nicht haben, und doch tun des Geſetzes Werk, und ſchauten ſcheu von allen Seiten nach dem geſpenſtigen Götzenbild, ſchlichen gebückt rundum, einer den andern erſchreckend, und wenn uns dann die Angſt recht kalt über den Rücken lief, platzten wir plötzlich auseinander und jagten mit dem lauten Geſchrei: der Heid, der Heid in die Pußta zurück."

Durch manchen helltönigen Haydnſchen Satz klingt es leiſe wie eine Vorahnung jener Akkorde des ſüßen Schauers der romantiſchen Schule. Und ſo erſcheint zur Vollendung des Idylls Haydn, der die Kinderſymphonie geſchrieben, den Kindern ſeines eigenen Dorfes als die im Schrecken magiſch feſſelnde Geſpenſtergeſtalt eines Kindermärchens.

Das alles kann man bei einer Wanderung durch Rohrau ſehen und erleben. Es iſt ſchade, daß der alte Haydn nicht ſelber mitgegangen iſt; ich vermochte die Eindrücke nur in trockenen Worten zu ſchildern: er hätte gleich eine Symphonie in D-dur daraus gemacht.

Zweites Kapitel

Eisenstadt

Rohrau und Eisenstadt liegen nur einen mäßigen Tagemarsch voneinander entfernt.

Man geht bis Bruck längs der Leitha, die hier und noch eine Strecke weiter aufwärts einen wirklichen Grenzfluß zwischen deutschem und ungarischem Lande bildet, während sie sich im ganzen vielmehr als ein Fluß darstellt, dessen Oberlauf durch reich bevölkertes deutsches Industrieland, dessen Unterlauf durch volkarmes ungarisches Weide- und Sumpfland zieht. Doch hat man in unserer Zeit die Ausdrücke Trans- und Cisleithanien nicht ohne tieferen Grund und nicht bloß um des Wohlklanges willen gewählt. Die Leitha ist kein Grenzfluß und war es auch wohl niemals; allein der ganze Leithawinkel, durch das Leithagebirge, den Fluß und den Neusiedlersee bezeichnet, ist ein Übergangsgebiet, wo dreifacher Gegensatz der Bodenbildung und des Volkstums so vielfach ineinander greift, gleichsam ineinander verzahnt ist, wie auf gar keinem anderen Punkte der deutsch-ungarischen Grenze.

Bei Bruck aber, wo eine Hauptstraße und eine Haupteisenbahn aus Niederösterreich nach Ungarn führt, kann man das vielberufene Wort „diesseit und jenseit der Leitha“ allerdings im Doppelsinne gebrauchen, denn die Leithabrücke, welche dem Städtchen den Namen gab, verbindet Deutschland unmittelbar mit Ungarn.

Nun bietet sich dem Fußwanderer ein zwiefacher Weg von Bruck nach der ungarischen Grenzstadt Eisenstadt. Ein Fußpfad, einsam schattig und angenehm zu gehen, folgt dem Höhenzuge des Leithagebirges und führt uns durch eine echt deutsche Mittelgebirgslandschaft. Die andere Straße, fahrbar, aber ein großer Umweg, zieht durch die Ebene längs des Nordwestrandes des

Neuſiedlerſees und gibt uns ſchon den vollen Vorgeſchmack ungariſcher Szenerien.

Ich wählte dieſen letzteren Weg, fuhr mit der Raaber Eiſenbahn nach der erſten ungariſchen Station Parndorf, und kreuzte noch ein gutes Stück oſtwärts in die Parndorfer Pußta hinüber, um wieder zurück gegen die Nordſpitze des Neuſiedlerſees zu lavieren. Welch ein Kontraſt mit der hochromantiſchen Stromlandſchaft von Preßburg, Theben, Hainburg, die ich in den vorhergehenden Tagen geſchaut hatte, und gegen die Idylle von Rohrau! Und doch war ich nur wenige Stunden Wegs von allen dieſen Orten entfernt. Ein furchtbarer Nordweſtſturm, den mir nachgehends ſelbſt die Leute der Gegend für unerhört heftig erklärten, fegte über die kahle, baumloſe Fläche, Schneewirbel untermiſcht mit Regenſchauern vor ſich hertreibend; die bergigen und hügeligen Hintergründe, welche ſonſt gen Norden und Weſten abſchließen mögen, waren nicht zu ſehen, alle Formen zerfloſſen in tonloſes Wolken- und Nebelgrau und nur der braune Boden der noch winterlichen Heide breitete ſich unabſehbar vor meinen Füßen. Nun war ich doch gewiß in Ungarn, und begann im Voranſchreiten ganz unvermerkt meine Kleidung zu magyariſieren. Den Hut ließ mir der Sturm keine Minute auf dem Kopf; alſo drückte ich ihn zuſammen, zwängte ihn in die Reiſetaſche und ſetzte ein Hauskäppchen auf, welches auf die Entfernung ungefähr wie eine ungariſche Mütze ausſah, und die Ungarn nannten es ſpäter wirklich meine „deutſche Kucsma“; das hielt gegen den Wind. Die Hoſen ſteckte ich in die Stiefel nach Art der Ungarn, denn alle Augenblicke ſank ich bis über die Knöchel in den durchweichten Boden oder trat in eine Pfütze: den Rockkragen ſtellte ich auf, daß er zum ſtehenden ungariſchen Kragen wurde, nicht aus Vorliebe für das Magyarentum, ſondern damit ich die Ohren nicht erfror; und da ich bei Preßburg geſehen hatte, wie zweckmäßig ſich die ſlawiſchen Bauern der Umgegend durch eine Kapuze von Schafspelz gegen den Wind ſchützen, ſo ſchlang ich meinen Plaid als eine Kapuze um den Kopf und verband Mund und Naſe mit dem Taſchentuch, weil es mir ſonſt unerträglich geweſen wäre, im ſchnellen Schritt den eiſigen Wind einzuatmen, der mir den ganzen Tag unabläſſig ins Geſicht ſchlug.

Nachdem ich mich ſolchergeſtalt völlig nationaliſiert hatte, ging es luſtig weiter, bis mich Pferdegetrappel aus meiner ſtillen Beſchaulichkeit weckte. Es war eine Reihe kleiner Leiterwagen, mit zwei bis drei Pferden beſpannt und je von einem Kroaten geführt, welche nach Neuſiedel zu Markte fuhren. Die Leute, bis über den Kopf in ihre Röcke aus Schaffellen gewickelt, bedeuteten mir aufzuſteigen, da ſie vermutlich nicht ahnten, daß jemand zum Vergnügen hier zu Fuß gehen könnte. Allein ich lehnte es ab, bis mich ein verſpäteter Nachzügler, der im ſcharfen Galopp von hinten herankam, faſt über den Haufen gerannt hätte. Das hielt ich für einen Wink des Schickſals und ſtieg auf, fand aber bald, daß es für einen geborenen Deutſchen faſt leichter ſei zu gehen, als auf einem ſolchen Wagen zu fahren. Quer über das Vorderteil des Wagens war nämlich ein unbefeſtigtes Brett gelegt, worauf ich mich mit dem Kroaten derart ſchaukeln mußte, daß wenn der eine plötzlich aufgeſtanden wäre, der andere auf der entgegengeſetzten Seite hätte hinunterſchnappen müſſen. Die kleinen, geſchundenen, katzenartigen Pferde liefen von ſelber beſtändig Galopp, der Fuhrmann hatte keine Peitſche und gebrauchte nur ſelten den Zügel, die Räder ſanken bald in ein Loch, bald ſtießen ſie wider einen Erdhaufen, der Wind traf uns in immer gewaltſameren und plötzlicheren Stößen, und da ich mich ſonſt nirgends anlehnen oder halten konnte, ſo ſchlug ich den Arm feſt über die Schulter meines Kroaten, und in dieſer freundſchaftlichen Umſchlingung begannen wir bald das lebhafteſte Geſpräch, natürlich auf Deutſch; denn in dem Grenzſtriche des ungariſchen Leithawinkels, wo Deutſche, Magyaren und Kroaten untereinander wohnen, verbindet ſie alle doch wieder das gemeinſame Verſtändnis der deutſchen Sprache. Der Mann fragte mich nach meinem Wanderziele; und da ich es für gut fand, ihm nur Odenburg als ſolches zu bezeichnen, ſo riet er mir, nicht den Streckweg durch den Neuſiedlerſee zu gehen, denn ich würde dort bis über die Kniee in den Schlamm einſinken.

Dieſer See, welchen Geographen in der Studierſtube wohl das Gegenſtück des Bodenſees am Oſtſaume der Alpenausläufer genannt haben, exiſtiert nämlich ſeit zwei Jahren nur noch auf den Landkarten; im trockenen Sommer verſchwand er damals

zum größten Teile. Übergroße Sommerhitze, Regenmangel ist überhaupt die gefürchtetste Landeskalamität für Ungarn. Der Kroat sagte, zwei Jahre habe der See gebraucht, um zu verschwinden, in zwei Jahren aber werde er wiederkehren; vor zweihundert Jahren sei es schon einmal geradeso gewesen. Die Fischer in den westlichen Uferdörfern verkauften jetzt Karpfen aus Wien, in zwei Jahren würden sie wieder ihre eigenen Karpfen nach Wien bringen. Denn der See sei doch nicht ganz verschlupft; ein großer Trichter in der Mitte des Beckens habe die Hauptmasse des Wassers verschlungen, einzelne stattliche Teiche bestünden noch. So beginnt der Volksmund bereits sagenhaft von dem verlorenen See zu reden. Wer freilich das äußerst flache Becken des Neusiedlersees betrachtet (die größte Tiefe betrug nur dreizehn Fuß) und die Gestalt des umliegenden Landes, welches durch Hügelketten auf der einen Seite fast alle Zuflüsse ablenkt und auf der anderen in die unabsehbare Fläche des Hanság-Sumpfes verläuft, der begreift, wie der See, auch ohne jenen geheimnisvollen Trichter, bei der steigenden Austrocknung des Hanság gleichfalls vertrocknen mußte und sich auch in zwei Jahren schwerlich wieder füllen wird.

Der verlorene Neusiedlersee ist uns aber ein noch echteres Wahrzeichen des Landes als da er mit dem schönsten Wasserspiegel erfüllt war. Sein Gestade sagt uns, daß wir inmitten einer deutsch redenden Bevölkerung dennoch bereits auf ungarischem Boden stehen. Ungarn ist kein Land der großen, klaren, tiefen Seen, sondern vielmehr der Sümpfe, Moräste und Binnenmarschen, die von alten verlorenen Seebecken übrig geblieben sind, und der Neusiedlersee mit dem Hanság verkündet uns als ein bis zur deutschen Grenze vorgeschobener Vorposten die großen Sumpfniederungen Zentralungarns an der Theiß, am Körös, Maros und der Donau. Das westliche Ufer des Neusiedlersees mit seinem trockenen Hügelboden und den großen, teilweise ummauerten Ortschaften bietet uns noch deutschen Charakter in Volkes- und Landesart, das östliche mit den weit verstreuten kleinen Ansiedlungen des Hanság versetzt uns ganz auf ungarischen Boden und nähert uns rasch den Magyaren.

Dies aber ist das wunderbar Fesselnde des Grenzwinkels

zwiſchen Preßburg und Ödenburg, daß hier nicht bloß Leute von dreierlei Nationalität durcheinander verſtreut wohnen, ſondern daß auch zugleich auf engſtem Raume die Hauptformen ungariſcher Landesart, hart neben der deutſchen, im kleinen vorgebildet ſind. Die Schütt und der ſogenannte Heuboden bei Preßburg öffnet uns beim erſten Schritte auf ungariſches Gebiet die Perſpektive auf das große Niederungsbecken des mittleren Donaulandes, die Parndorfer Heide gibt uns einen kleinen Vorſchmack der Pußten, und der Neuſiedlerſee den Typus jener Sümpfe und Moräſte, welche Ungarn kennzeichnen. Zugleich aber ſehen wir dieſe dreifache Form des Tieflandes, welches ſich gen Oſten endlos in die Ferne verliert, gen Weſten, das iſt an der Grenze, von Bergen umſäumt; die kleinen Karpathen und die letzten Ausläufer des deutſchen Alpenſyſtems im Leithagebirge treten ſich an der deutſch-ungariſchen Strompforte von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber, nur durch die Breite des Donaubettes getrennt. Auch hierin liegt ein feines Wahrzeichen. Für Ungarn iſt nicht ſchlechthin die Ebene charakteriſtiſch, wie für Polen, ſondern das Flachland in rieſigem Bogen von Gebirgen umſäumt. Durch Gebirgspforten treten wir aus deutſchem und ſlawiſchem Gebiet in die ungariſche Tiefebene, Ungarns Doppelhauptſtadt, Peſth-Ofen, liegt am letzten Vorberge des Bakonyerwaldes, die alte Krönungsſtadt Preßburg am Fuße der kleinen Karpathen, die namengebende Stadt Unghvár vor den Ausläufern der großen Karpathen, im ungariſchen Wappen trägt ein dreigipfeliger Berg das Patriarchenkreuz und die Ungarn haben ihren Krönungshügel und ihren heiligen Berg als beſondere Nationalheiligtümer: Flachland am Vorgebirge oder mit den Bergen in blauer Ferne, das iſt wenigſtens ebenſo echt ungariſche Landſchaft wie die endloſe Fläche der Pußta.

Ein prächtiges Bild ſolcher berggeſäumten Heide- und Sumpfflächen tat ſich vor mir auf, als ich, von der Parndorfer Heide herüberkommend, unſern Geoys den Nordrand des Neuſiedlerſees und die Preßburg-Ödenburger Landſtraße gewann. Die Schneewirbel, welche bis dahin jeden Fernblick verſchleiert hatten, zerſtoben und gaben der Sonne Raum. Rechts zur Seite trat der letzte ſteile Vorhügel des Leithagebirges, mit einer Kapelle be-

krönt, in den Vordergrund und seitab dehnten sich weithin die waldigen Leithahöhen gen Eisenstadt hinüber, vor mir breitete sich der grüne Boden des Seebeckens, von einzelnen blitzenden Wasserstreifen durchzogen, erst Ackerland, dann Wiesland, dann Sumpf, und weiterhin ein breitgedehnter brauner Sumpfboden, ferne von einer Schneefläche begrenzt, die am äußersten Saume des Horizontes durch einen blau und grau verdämmernden Wald abgeschnitten wurde, welcher fast unmerklich mit dem graublauen Himmel zusammenschmolz. Es war ein wundersam ergreifendes Stimmungsbild: nur rechts im Vordergrunde die plastische Form, dann alles formlos abgetonte Farbenskala in lauter gebrochenen Mitteltinten, ein unvergleichliches Problem für einen Koloristen. Denn was eben die großen Koloristen am liebsten tun, das hatte hier die Natur geschaffen: aus lauter Schmutzfarben die reinste Farbenharmonie. Im Sommer mag diese Landschaft kälter sein, die gebrochenen Töne werden sich in grelles Grün, Gelb und Blau verwandeln; jetzt im kalten März schwelgte ich in den warmen Farben dieser echt ungarischen Palette, obgleich mir der Wind um die Ohren pfiff, daß ich kaum stehen bleiben konnte.

Von Preßburg bis Bruck ist die politische Grenze Ungarns zugleich eine landschaftliche: deutsches Hügelland auf der einen, ungarisches Flachland auf der anderen Seite. Eine Volks- und Sprachgrenze ist sie aber nicht, denn die überwiegend deutschen Ansiedlungen reichen hier bis in die Schütt und bis Raab hinüber; die Landschaft spricht also viel früher ungarisch als das Volk.

Südlich von Bruck läuft die politische Grenze teilweise auf der Wasserscheide des Leithagebirges und umspannt ein Bergland zwischen Leitha und Neusiedlersee, welches uns landschaftlich ganz in deutsche Mittelgebirgsszenerien versetzt. Den städtischen Mittelpunkt dieses Winkels bildet Eisenstadt, den südlichen Flügelpunkt bezeichnet Ödenburg. Hier haben wir also deutsche Landschaft auf ungarischem Boden.

Die Ortschaften dieses welligen Berg- und Hügellandes sind

entweder deutſch oder kroatiſch; die Ortsnamen deutſch und magyariſch. Die Deutſchen haben die Kultur- und Sprachherrſchaft; die Magyaren ſuchen hier wie anderswo mit ihrem neu gewonnenen politiſchen Regiment auch ihre Sprache und Sitte breiter einzubürgern, und da man heute ſchon ſagt, daß Wien anfange halb ungariſch zu werden, ſo muß Eiſenſtadt, Odenburg und Preßburg doch wohl auch ungariſcher als vordem geworden ſein. Die Kroatendörfer erſcheinen wie eingeſtreute Kolonien und ihre Bewohner wie ein abſterbendes Volkselement. Früher rühmte man die Größe und Stärke der kroatiſchen Männer dieſer Gegend und die Schönheit der Mädchen. Das ſoll jetzt anders geworden ſein. Die Leute arbeiteten ſonſt nur ſo viel ſie mußten und produzierten bloß, was ſie brauchten. Inmitten der fleißigen, teilweiſe induſtriellen ungariſch-deutſchen und niederöſterreichiſchen Grenzbevölkerung kann ſich ein ſo läſſiges Naturvolk nicht lange mehr behaupten: durch die geſteigerte Wirtſchaft wird ſein nationaler Typus umgeſtaltet, oder es wird völlig hinweggearbeitet. Seit die Kroatenkinder in die benachbarten Fabriken gehen, ſoll ſich der ganze Volksſchlag merklich verändern.

Alles zuſammengenommen macht die Gegend am Leithagebirge und am Neuſiedlerſee den Eindruck einer deutſchen „Mark“ im mittelalterlichen Sinne des Wortes, das heißt, wir finden uns auf fremdem Boden, aber dieſer äußerſte Saum fremden Landes ſteht unter deutſcher Kulturherrſchaft, er iſt ein zur Schutzwehr der wirklichen Grenze ins Ausland vorgeſchobener Vorwall. Öſterreich hat noch viele ſolcher „Marken“: möge man ihre deutſch-nationale Bedeutung in Wien niemals vergeſſen.

Das ſprechendſte Sinnbild dieſes deutſchen Markencharakters des weſtungariſchen Grenzſaumes bieten die Ortsnamen: faſt alle Dörfer und Städte führen hier zwei Namen, einen deutſchen und einen magyariſchen. Nur im ſelteneren Falle iſt der eine Name eine bloße Umbildung des anderen, oder eine wörtliche Überſetzung, weit öfter drücken beide einen ganz anderen Begriff in völlig ſelbſtändigem Worte aus; Deutſche und Magyaren mögen ſich viel leichter wechſelweiſe unterdrücken als ausgleichend vermiſchen. Die deutſchen Namen der Städte kennt man in der ganzen Welt, die magyariſchen lernt man meiſt erſt hier an Ort

und Stelle kennen, und Poſtſtempel, Eiſenbahnfahrpläne, Ortstafeln und Wegweiſer ſorgen jetzt genügend dafür, daß wir erfahren, Preßburg heiße Poſony, Ödenburg Sopron, Raab Győr, Wieſelburg Moſony, ja Wien ſelber bleibe in Ungarn nicht Wien, ſondern heiße Becs[1]). So heißt Purbach am Neuſiedlerſee Fekete Város (Schwarzſtadt), Donnerskirchen Feher Egyháza, Kroisbach Rákos, Holling Boz, daneben aber auch Weyden Védeny, Gols Gállos, Somarein in der Schütt Somorja in bloßer Lautumbildung.

In den meiſten Fällen kann man nachweiſen, daß die deutſche Form der Ortsnamen des ungariſchen Leithawinkels älter ſei als die magyariſche; aber nicht in allen. Denn es haben hier, nach kleinen Strichen wechſelnd, verſchiedene Einwanderungen und Rückſtrömungen im Laufe der Jahrhunderte ſtattgefunden. So ſitzen im Hügellande des Ödenburger Komitats die „Hienzen", deutſche Bauern, welche ſchon vor den Magyaren zur Karolingerzeit hier eingewandert ſind, während die deutſchen „Heidebauern" am Neuſiedlerſee erſt im 16. Jahrhundert, alſo lange nach den Magyaren kamen. Das treue Feſthalten an den grundverſchiedenen Doppelnamen aber bezeugt jedenfalls, daß der Einfluß der einen Nationalität niemals völlig und dauernd Herr zu werden vermochte über die andere.

Die „Hienzen" und die „Heidebauern" führen mich noch zu einer Bemerkung in Parentheſe. Nach Czoernig ſollen die Hienzen bayriſchen, alemanniſchen und fränkiſchen Stammes ſein, die Heidebauern dagegen Schwaben. Wir erhalten alſo in der kleinen Grenzecke an der Leitha und dem Neuſiedlerſee neben den ſcharf abſtechenden landſchaftlichen Typen zugleich die bunteſte Muſterkarte der Volkselemente: Deutſche viererlei Stammes und Kroaten und Magyaren dazu.

---

[1]) Es iſt bezeichnend für Öſterreich als die polyglotte Monarchie, daß nicht einmal die Hauptſtadt bei allen Völkern des Reiches einen Namen von gleicher Wurzel hat. Zwar ſagt der Italiener und Rumäne Vienna, der Böhme Viden, der Pole und Rumäne Wiéden; der Slowene dagegen Dunaj, der Kroate und Serbe Bec, der Magyare Becs (ſprich Betſch.)

Eisenstadt, welches ich auf so langem Umwege endlich erreiche, heißt auf magyarisch Kis Márton, das ist Klein-Martin, im Gegensatze zu Nagy Márton, Groß-Martin, dem jetzt kleineren Mattersdorf. Der kleine und der große Martin lockt mich aber zu einer Episode, womit sich diese Betrachtung über die deutsche Mark zwischen Preßburg und Odenburg nicht unpassend abschließt.

Vor dem hohen Chore der Preßburger St. Martinskirche steht eine lebensgroße Metallstatue von Donner, also aus dem 18. Jahrhundert. Sie stellt den heiligen Martin von Tours dar, wie er vom Pferde herab mit seines eigenen Mantels Hälfte den nackten Bettler bekleidet. Der Heilige trägt eine ungarische Mütze und ungarische Sporenstiefel und zerschneidet den Mantel mit einem Husarensäbel. Obgleich die Gruppe der neueren Kunst angehört, war es doch echt mittelalterlich, den gallischen Bischof des 4. Jahrhunderts als einen modernen Ungarn zu kleiden; denn der mittelaltrige Künstler plagte sich nicht mit kulturgeschichtlichen Kostümstudien, sondern gewandete seine Heiligen am liebsten nach eben gangbarer Landessitte. Hätte Donner denselben heiligen Martin für eine deutsche, französische oder italienische Stadt modelliert, so würde er ihm vermutlich ein etwas verzopft antikes Gewand und römische Soldatenstiefel gegeben haben; für Ungarn taugte ihm die mittelalterliche Auffassung, welche den vor nahezu anderthalbtausend Jahren verstorbenen gallischen Bischof arglos in die ungarische Gegenwart rückt. Die eigensten Charakterzüge des Magyarismus waren und sind bis auf diesen Tag noch großenteils mittelalterlich.

Der Husarensäbel des heiligen Martin von Tours hat aber auch noch einen anderen Grund. Denn obgleich der berühmte Bischof im fernen Gallien die Stätte seiner historischen Taten fand, war er doch in Pannonien geboren und zwar zu Sabaria, das ist das heutige Stein-am-Anger, welches die Magyaren Szombathely nennen. Freilich ist er darum noch kein geborener Ungar, weil es eben zu Kaiser Konstantins Zeiten überhaupt noch keine Ungarn im Eisenburger Komitat gegeben hat. Allein wenn es nationale Besitzansprüche gilt, dann greift ein für seine Nationalität begeistertes Volk gerade so ungeniert rückwärts über

die Geſchichte hinaus, wie es der Geſchichte vorgreift. Und alſo hatten die Ungarn ganz recht, wenn ſie ſich den pannoniſch-galliſchen Martinus des 4. Jahrhunderts als einen echten Magyaren des 18. darſtellen ließen. St. Martin iſt ein ungariſcher Nationalheiliger; verſchiedene Dörfer tragen ihren Namen von ihm, während ſie auf Deutſch ganz anders benannt ſind, vor allem aber iſt der „heilige Berg der Ungarn", Szent Márton bei Raab, auf den Namen des Biſchofs getauft; warum ſoll alſo ein Heiliger, der dem Lande ſo viele gute Dienſte geleiſtet, nicht ungariſche Stiefel tragen?

Dieſe Statue ſteht, wie geſagt, vor dem Chore der Preßburger Martinskirche, auf der Straße. Tritt man ins Innere des gotiſchen Gebäudes, welches eben in der Reſtauration halbwegs vollendet iſt, ſo feſſelt zumeiſt wiederum der Chor; — es iſt der Ort, wo durch lange Zeit die ungariſchen Könige gekrönt wurden. Eine Tafel in der Wand, noch moderner als die Statue draußen, beſagt uns das und zählt die Namen der hier gekrönten Häupter auf — in deutſcher Sprache.

Wenn der Ungar den Biſchof von Tours als einen der berühmteſten Patrone des Landes ſeinen Landsleuten vorführen wollte, ſo koſtümierte er ihn ungariſch; wenn er aber aller Welt erzählen wollte, daß hier ſeine Könige gekrönt ſeien, ſo mußte er's in deutſcher Sprache tun.

Die alten deutſchen Einwanderer haben Eiſenſtadt vor tauſend Jahren ſeinen Namen gegeben; aber erſt vor hundert Jahren hat der Wagnersſohn von Rohrau dem verſteckten Städtchen einen Namen gemacht. Hier fand Joſeph Haydn von 1760 bis 1790 die Stätte ſeiner kunſtgeſchichtlich epochemachenden Wirkſamkeit, ſeines kräftigſten und eigenſten Schaffens. Und obgleich Haydn ſchon vor ſeiner Eiſenſtadter Zeit die erſten Quartette und Symphonien ſchrieb, ſo kann man doch Eiſenſtadt die Wiege des deutſchen Quartetts und der deutſchen Symphonie nennen; denn nicht der früheſte halbreife Verſuch, ſondern die erſte Stufe der Vollendung und des nachhaltig durchſchlagenden

Erfolges ist hier das Entscheidende. Von Eisenstadt aus eroberte Quartett und Symphonie die musikalische Welt; es begann eine neue Kunstepoche, die klassische Blütezeit der reinen Instrumentalkunst, der absoluten Musik.

Welch ein Wechsel der Szenerie, wenn wir uns von Rohrau nach Eisenstadt versetzen! Rohrau, ein unscheinbares Dorf mit dem heimeligen Schloß und Garten, versteckt sich in den Auen der Leithaniederung, Eisenstadt, die Bergstadt, unmittelbar vor dem höchsten Gipfel des Leithagebirges hoch gelegen, beherrscht die Gegend weithin, sein großer Tiergarten und die von alten Lindenalleen beschatteten Landstraßen verkünden dem Wanderer schon von fernher eine fürstliche Residenz im glänzenden Stile des vorigen Jahrhunderts.

Wohin wir ringsum die Schritte lenken, zeigt sich die schönste Nachbarschaft: Weingärten, Waldberge und fruchtbare Hügel, verknüpft mit weiten, malerischen Fernsichten, die uns das sumpfige und öde Flachland eben nur als einen in Farbenharmonie verklärten duftigen Hintergrund malen. Vornehme Weine von mancherlei Art wachsen: wofern man den Schritt etwas groß nimmt, gleichsam vor der Türe: der süße Ruster, ein Frauenwein, an die Rebe des Südens erinnernd, der geistvolle Odenburger, rheinweinartig, ein Trank für Männer, während der Eisenstadter (bei St. Georgen) wenigstens als bürgerlicher Haustrunk gelten mag für beiderlei Geschlecht. Überall eine heitere, reiche Natur, zum frohen Lebensgenusse stimmend und verschönt von der Kunst, welche uns in dem berühmten parkartigen Schloßgarten von Busch- und Baumgruppen zu Teichen, Wasserfällen, Felsen, Tempeln, Statuen, einer Allee von Rosenbäumen und zuletzt zu einem Berggipfel führt mit einer landschaftlichen Rundschau so schön und großartig, daß sich in keinem Herrengarten der ganzen österreichischen Monarchie ihresgleichen finden soll. Wir stehen in einem abgelegenen Grenzwinkel, wir fühlen die tiefe Einsamkeit des Ortes und doch beschließt derselbe eine so reiche kleine Welt der Schönheit in sich, daß wir sagen müssen, für den still aus sich heraus ins große schaffenden Künstler ließe sich kaum eine anregendere Stätte denken.

Das fürstlich Esterhazysche Schloß zu Eisenstadt versteckt

ſich nicht zwiſchen Bäumen, wie der trauliche Herrenſitz von Rohrau; es thronet frei und hoch und ſchaut als ein Wahrzeichen weit ins Land hinein. Am Ende des 17. Jahrhunderts in großen Verhältniſſen prächtig und prunkhaft aufgeführt, erinnert es an die impoſanten Wiener Palaſtbauten und übertrifft an Maſſe und Schönheit die Reſidenz gar manches regierenden deutſchen Fürſten. Der neue Anbau und Umbau vom Jahre 1805 mag zwar vieles anders geſtaltet haben, als es zu Haydns Eiſenſtadter Zeit geweſen, allein er bewahrte wenigſtens die für uns merkwürdigſten Räume, die beiden Konzertſäle.

Gegenwärtig iſt nun freilich der Glanz des Eiſenſtadter Hoflebens verblichen und es ruhet vielmehr die melancholiſche Poeſie der verſunkenen Herrlichkeit auf dem ſtolzen Schloſſe. Seit der „Eſterhazyſchen Kataſtrophe", wie man hierzuland zu ſagen pflegt, ward es gar ſtille in Eiſenſtadt, und der Reichtum des Fürſtenhauſes iſt nicht mehr in dem Sinne ſprichwörtlich wie vor hundert Jahren, als man hohe Gäſte von nah und fern mit wahrhaft königlichen kunſtgeſchmückten Feſten ehrte. Die große Lindenallee, welche vom Neuſiedlerſee herüberführt, auf ſtundenweit den Herrenſitz ankündend, fiel im Frühjahr 1868 unter dem Beile, da die Bauern dem Fürſten das Recht nicht mehr zugeſtehen wollten, ihre Grundſtücke mit ariſtokratiſchen Bäumen zu beſchatten, welche ſchmücken, aber keine Früchte tragen. Statt der 197 Grenadiere, die noch vor ſechzig Jahren die Wachmannſchaft des Schloſſes bildeten, ſah ich nur einen einzelnen Diener im Portale auf und nieder gehen, und was jedenfalls bedauerlicher, die Mannſchaft der einſt ſo berühmten und zahlreichen Muſikkapelle iſt jetzt auf ein Trio, zwei Violiniſten und einen Kontrabaſſiſten zuſammengeſchmolzen, welche aber immer noch unter einem fürſtlichen Kapellmeiſter ſtehen, dem vierten, und wie er ſelber glaubt, letzten Nachfolger Haydns. Die Amtstätigkeit des Herrn Kapellmeiſters Zaitz, deſſen freundliche Führerſchaft mir meine beſten Eiſenſtadter Eindrücke aufſchloß, beſchränkt ſich dann nur noch auf die Leitung des Kirchengeſanges und die Bewahrung des Muſikarchivs im Schloſſe.

Die Eſterhazyſchen Finanzen werden ſich nun freilich wieder beſſern und bei einem Majorate, welches in Ungarn allein

71 Quadratmeilen umfaßt und einen Kapitalwert von ebensoviel Millionen Gulden darstellt[1]), ist die Rückkehr des alten Reichtums vielleicht nur eine Frage der Zeit. Allein jene Herrlichkeit, von welcher das Schloß zu Eisenstadt erzählt, wird darum doch nicht wiederkehren: denn sie wurzelte in den politischen und Kulturbedingungen einer begrabenen Epoche.

Die Geschichte des Hauses Esterhazy bietet Tatsachen, welche sich ungesucht in den Gedankengang dieses Aufsatzes fügen. Ich will sie wenigstens andeuten, bevor ich den Blick vom Eisenstadter Schlosse zur Stadt lenke.

Die Familie Esterhazy von Galantha, obgleich nach Name und Stamm magyarisch, fand Ausgang und Schwerpunkt ihrer Macht und ihres Besitzes im Preßburger und Ödenburger Komitat, das heißt auf überwiegend deutsch-ungarischem Grenzboden. Der eigentliche Gründer der Größe des Hauses, Nikolaus Esterhazy (1582 bis 1645) hatte seinen Lieblingssitz bereits in Großhöflein bei Eisenstadt, und seine Nachfolger wählten Eisenstadt zu ihrer bevorzugten Residenz, obgleich sich ihre Güter nachgerade über fast ganz Ungarn ausbreiteten und zuletzt den fünfundzwanzigsten Teil der produktiven Bodenfläche des ganzen Königreichs einschlossen.

Zwei Häupter des Hauses sind es, welche als Staatsmänner im 17. Jahrhundert hervorragten und dem Hause eine bestimmte historische Signatur gaben: eben jener Nikolaus und dessen Sohn Paul (1645 bis 1721). Beide suchten fortwährend zu vermitteln zwischen den Interessen Ungarns und der habsburgischen Dynastie und leisteten dadurch dem österreichischen Kaiserhause die wesentlichsten Dienste in den verworrenen ungarischen Händeln zu jener Zeit. Diese große Rolle der beiden Esterhazys spielt von den Tagen der Erwählung des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. zum Könige von Ungarn (1618) bis zur Erringung des Erbrechtes der ungarischen Königswürde für das Haus Habsburg

[1]) Ich benutze hier wie bei den nachfolgenden historischen Notizen die gediegene Monographie über „Das fürstliche Haus Esterhazy" von K. v. Horvath und Emmerich v. Hajnik im dritten Jahrgang der „Österreichischen Revue".

(1687). Nikolaus hat am 1. Juli (1618) dem Könige Ferdinand das Banner im Krönungszuge vorgetragen und Paul Esterhazy hat am 9. Dezember 1687 dem ersten erblichen Könige von Ungarn die Krone aufs Haupt gesetzt. Noch auf seinem Todesbette schrieb jener Nikolaus: „Ein Tollhäusler ist, wer da glaubet, daß ein für sich bestehendes Fürstentum Ungarn diese Nation und das Vaterland zu erhalten im stande sei.“ Die dauernde Verbindung Ungarns mit dem deutschen Herrscherhause, das Gravitieren des Magyarenlandes nach Wien hinüber bezeichnet jene Periode, in welcher die Esterhazys reich und mächtig wurden.

Doch vergaßen sie auch damals nicht, daß sie Magyaren waren. Und eben jener ältere Paul Esterhazy wurde zuletzt beiseite geschoben, weil er den österreichisch-ungarischen Zentralisationsplänen widerstrebte, wie sie unmittelbar nach dem Gewinn der erblichen Stephanskrone in Wien auftauchten. Sein Enkel Nikolaus, welchen man, wohl in Erinnerung an Lorenz von Medici, den „Prächtigen“ nannte, schuf eine zweite Periode des Glanzes für das fürstliche Haus im 18. Jahrhundert. Sie fällt wiederum bezeichnend in die Zeit, wo Maria Theresia klug und vorsichtig, Joseph II. rasch und unbedacht Ungarn deutsch und österreichisch zu machen suchten. Damals begann namentlich der Adel die ungarische Tracht und Sitte abzulegen und die heimische Sprache am Wiener Hofe zu verlernen. Damals wurde in Eisenstadt deutsche und italienische Kunst gepflegt, französischer Prunk entfaltet und in dem benachbarten Esterhàza ein ungarisches Versailles geschaffen. Der Name Esterhazy wurde den Historikern der Musik und der Malerei geläufig; den einen, weil in Eisenstadt die Wiege der Wiener Tonschule stand, den anderen, weil jener prachtliebende Nikolaus und sein gleichnamiger Sohn die berühmte esterhazysche Galerie nachmals in Wien gründeten, welche so lange als eine der ersten Kunstsammlungen Deutschlands galt, bis sie der ungarische Patriotismus des Hauses neuerdings nach Pest verpflanzt hat.

So werden wir also auch bei der Geschichte des Hauses Esterhazy überall daran erinnert, daß wir uns in Eisenstadt auf deutschem Boden innerhalb der ungarischen Grenzen befinden.

Auch nicht bloß Schloß und Landschaft von Eisenstadt, auch das Städtchen hat seinen besonderen Charakter und bedeutet etwas für sich; es ist die letzte echt deutsche Kleinstadt dieses Grenzstriches. Die größeren Nachbarstädte Preßburg und Ödenburg sind zwar auch in ihrem Kern deutsch, allein schon das bunte Gemisch der durch Handel und Verkehr dort zusammengeführten Slawen und Magyaren, an Physiognomie, Tracht, Sprache, ja am Fuhrwerk und den Pferden[1]) meist sofort erkennbar, gibt ihnen doch ein entschieden gemischteres, fremdartiges Gepräge. Nur die am unteren Eingange Eisenstadts isoliert zusammengebauten Scheunen muten uns ausländisch an, und die untere Kirche mit ihren alten Verteidigungswerken, eine kleine Festung, erinnert an die Grenzlage des Ortes. Dieser Eindruck ist uns aber nicht mehr neu, denn er begleitet uns von Preßburg und Hainburg herüber längs der ganzen Laithalinie: zwischen Preßburg und Hainburg winken die Trümmer der hohen Preßburger Feste den letzten Abschied aus Ungarn nach, während uns bei Wolfsthal die aus Waldesgrün aufragende Ruine einer Burg den ersten Gruß aus Deutschland entgegensendet; den Donaupaß beherrschet alsdann die „Hainburg die alte", wie sie im Nibelungenliede heißt und eine lange Mauer, welche vom Burgberge längs der Stadt zum Strome niederzieht, sperret den Landweg; dann dehnt sich stundenweit eine Kette alter Schanzen von der Donau bei Petronell bis zum Neusiedlersee, an der deutschen Seite des Sees zeigen selbst die Dörfer Überreste alter Befestigung, und gelegentlich sagt uns ein Heiligenstock mit der Inschrift: „Behüt' uns vor der Pest", oder ein Türkenkopf als Ornamentstück eines alten Baues, daß jene Grenzwehren nicht bloß zwischen Deutschen und Ungarn, sondern auch zwischen dem Abendlande und den Türken errichtet wurden.

Eisenstadt baut sich in ziemlich langer Linie einen Berg hinan: der untere Teil ist durch jene feste Kirche bezeichnet, in

---

[1]) Der magyarische Bauer reitet auf einem Pferde, der deutsche Bauer fährt auch hier wie bei uns den schweren biederen deutschen Ackergaul, der Kroat dieses Grenzwinkels fährt mit „Katzen"; allen Dreien aber ist der weiße, großgehörnte ungarische Ochse gemeinsam.

der Hochstadt erhebt sich das Schloß, über dasselbe hinaus bergaufwärts gruppiert sich aber noch eine Art Vorstadt um eine zweite Kirche, die Bergkirche.

In der Gruft dieses seltsam komplizierten Rundbaues ruhen die Gebeine Joseph Haydns. Die meisten Leser werden Haydns Grab auf einem Wiener Kirchhofe suchen, wie noch in vielen Büchern gedruckt steht, und sie finden dort auch die Stätte des ursprünglichen Grabes, durch den Stein bezeichnet, welchen ein dankbarer Schüler, Sigismund Neukomm, seinem Meister setzen ließ. Allein der Sarg, welcher Haydns sterbliche Überreste umschließt, wurde elf Jahre nach seinem Tode auf Anordnung des Fürsten Esterhazy hieher übertragen. Ein einfacher Stein an der Innenwand der Kirche mit einer verhüllten Lyra und langer lateinischer Inschrift bezeichnet den Ort. Ich erfuhr erst später in Wien, daß man auch in die Gruft hinabsteigen könne, daß es aber nicht sehr erbaulich da unten aussehe; Haydns Sarg stehe zwischen den Särgen eines Hauptmannes und einer Sängerin. Der Gedanke, dem Meister in Eisenstadt, der Stätte seines reichsten Wirkens, einen letzten Ruheplatz zu bereiten, war ohne Zweifel würdig und schön. Allein nicht in der alten, arg verzopften Bergkirche, sondern unter den Bäumen des herrlichen Parkes hätte der Frühlingsverkünder der neueren deutschen Tonkunst ruhen sollen, der Naturpoet der Instrumentalmusik, welcher nicht bloß in der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten", sondern meines Erachtens viel reizender und tiefer noch in so vielen Symphonien und Quartetten seine helle Freude an Gottes frischer freier Welt bald jubelnd, bald kindlich andachtsvoll in alle Lande hinaus gesungen hat.

Das Haus, welches Haydn bewohnte, lag im mittleren Teile des Städtchens, nicht weit vom Schlosse. Das Schloß selbst aber, in welchem er drei Jahrzehnte lang musizierte und dirigierte, bewahrt uns seine besten Reliquien, seinen musikalischen Nachlaß.

Noch zeigt man im Schlosse den großen und kleinen Konzertsaal. Der größere, ein stattlicher, hoher Raum von bereits etwas verblichener Pracht, war für die Opern und großen Konzerte bestimmt, der kleinere gehörte der Kammermusik und dem kleinen Orchester. Die jetzige Generation erzählt davon freilich nur noch

vom Hörenſagen, denn die Muſikherrlichkeit, welche auch nach Haydns Abgang noch geraume Zeit im Schloſſe waltete, iſt längſt verklungen. Leuchtenden Auges berichtete mir mein Führer von dem letzten Konzert, welches vor dreißig Jahren in dieſen der hohen Muſe der Symphonie geweihten Räumen gegeben wurde: „das war unvergleichlich ſchön; am einen Ende des Saales ſpielte Johann Strauß, der Walzerkönig, und dann abwechſelnd am andern Ende eine Bande Zigeuner.“ So ändern ſich die Zeiten.

Neben dem großen Konzertſaale befindet ſich das „Muſikarchiv“, mit einem Originalporträte Haydns geſchmückt, welches den Künſtler lebensgroß, faſt ganze Figur, ſitzend darſtellt. Es zeigt uns Haydn bereits als älteren Mann, dem Augenſcheine nach etwa als Sechziger, iſt ganz wacker gemalt und meines Wiſſens wenig bekannt. Haydn hatte Unglück mit ſeinen Porträten; die verbreitetſten Stiche und Büſten ſtellen den lebensmüden Greis dar mit allen entſtellenden Zügen des faſt kindiſchen hohen Alters, während der Kopf nach früheren, ſeltener vervielfältigten Abbildungen in jüngeren Jahren fein, geiſtreich, ja anmutig geweſen iſt. Berühmte Männer ſollten in dem Bilde ihrer vollen friſchen Manneskraft vor dem Auge der Nachwelt ſtehen.

Doch zurück ins Eiſenſtadter Muſikarchiv, welches man anderswo eine Bibliothek nennen würde; in Öſterreich iſt man aber mit dem Worte „Archiv“ ſehr freigebig und ſelbſt die Wiener Vorſtadttheater haben ihr Archiv und ihren „Archivar“. In ſeinen großen maſſiven Schränken birgt jenes Eiſenſtadter Archiv wirkliche Schätze. Eine reiche Auswahl von Muſikwerken vorab des 18. Jahrhunderts iſt da aufgehäuft, darunter manches ſeltene und ungedruckte Stück, und die höchſt mannigfache Auswahl, in welcher hier italieniſche und deutſche Meiſter vertreten ſind, bezeugt, daß man in Eiſenſtadt wenigſtens nicht einſeitig muſiziert hat.

Beim Einblick in die wohlgefüllten Notenſchränke ſtieß ich auf ein erwähnenswertes kunſtgeſchichtliches Phänomen. In überaus großer Maſſe liegen hier neben ſo vielem anderen die handſchriftlichen Werke Gregor Joſeph Werners, des Vorgängers von Haydn in der Eiſenſtadter Kapellmeiſterei. Dieſer Komponiſt war

mir bis dahin nur bekannt durch seine burlesken sogenannten „Tafelstücke", musikalische Possenspiele mit Arien und Rezitativen, welche unter dem Titel „Gemütsergötzendes Tafelkonfekt", der „Wiener Tandelmarkt" und die „Bauernrichterwahl" in den Jahren 1750 und 1754 erschienen sind. Die Musikalien in Eisenstadt zeigen uns aber einen ganz anderen Mann: hier ist der burleske Lokalkomiker ein höchst ernsthafter, musikalisch orthodoxer Kirchenkomponist, der im strengen Satze einen ganzen Berg von Messen und verwandter Kultusmusik geschrieben hat. Ein ähnliches Doppelgesicht, unterschieden wie Tag und Nacht, haben aber auch andere oberdeutsche Musiker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. So der Freisinger Placidus Camerloher, den Gerber als einen Vorverkünder des deutschen Streichquartettes namhaft gemacht hat: er springt gleich Werner mit beiden Füßen von der übervolkstümlichen Burleske zur ganz gravitätischen kontrapunktischen Scholastik, wie man aus seinen wunderlichen Symphonien auf der Münchener Staatsbibliothek und aus seinen in Freising aufbewahrten Kirchenwerken ersehen mag. Und dann Florian Gaßmann, der in seinen Streich-Trios oft die reinste und roheste Kirmeßmusik gibt, in seinen fugierten Quartetten hingegen als der gestrengste Magister auftritt, jeden leisen Anflug von Gemüt, Witz und Humor sofort mit gelehrtem Stirnrunzeln verscheuchend. Das Geniale bei Haydn und Mozart beruht nun aber gerade darin, daß sie diese Gegensätze von Ernst und Lustigkeit, von volkstümlichem Tanz- und Liedeston und gearbeiteter Kunst ineinander zu schmelzen und eben dadurch zu verklären wußten.

Ein ganz verwandtes Phänomen, wie es mir bei den beiden Eisenstadter Kapellmeistern Werner und Haydn vor Augen trat, zeigt sich übrigens in weit größerem kunsthistorischen Maßstabe, wenn wir die bald trocken gelehrte, bald volksmäßig „grobianische" deutsche Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts mit jener Poesie des 18. vergleichen, welche gleichfalls danach rang, das Volksmäßige und Kunstmäßige endlich organisch zu verbinden, bis Goethe in seiner Frühperiode diesen Preis gewann und damit zugleich die höchste Weihe eines Klassikers.

Den interessantesten Bestandteil der Eisenstadter Sammlung bildet Haydns musikalischer Nachlaß. Er wurde unmittel-

bar nach des Meisters Tode vom damaligen Fürsten Esterhazy angekauft und von Wien hiehergebracht, wo er bis vor wenigen Jahren verschlossen und unbenützt liegen blieb. Da gelang es endlich dem trefflichen Wiener Musikhistoriker C. F. Pohl, dem Verfasser des Buches „Mozart und Haydn in London", diesen Nachlaß untersuchen, ordnen und literarisch benützen zu dürfen. Früchte dieser Untersuchungen liegen bereits vor in dem eben erwähnten Buche, noch reicher werden sie zu Tage treten in der ersten umfassenden und kritischen Biographie Haydns, mit welcher Pohl eben beschäftigt ist, und die uns auch endlich einmal einen chronologischen Katalog der Haydnschen Werke bieten wird, und aus den Quellen geschöpftes Material statt der gangbaren oft genug mythischen Überlieferungen.

War es mir auch nicht vergönnt, Haydns Nachlaß in Eisenstadt gründlich zu prüfen, so bin ich doch einer der wenigen, die ihn gesehen haben und zwar in einer Weise, daß ich ein allgemeines Urteil über seinen Inhalt schöpfen konnte.

Der Nachlaß soll, wie man versichert, diejenigen Werke des Meisters enthalten, welche er selber bei seinem Tode besaß. Nun ist das zwar eine stattliche Masse von Notenbündeln; allein trotzdem würde dann Haydn an seinem Lebensabend lange nicht die Hälfte dessen sein eigen genannt haben, was er während mehr als fünfzig Jahren geschrieben und in die Welt geschickt hat. Die meisten der hier vorhandenen Werke gehören seiner letzten Periode an und der weitaus größere Teil wurde schon bei seinen Lebzeiten veröffentlicht. Nur selten begegnet man dabei der eigenen Hand des Komponisten; die meisten Manuskripte sind Abschriften eines Notenschreibers. Wer aber weiß, wie erbärmlich inkorrekt viele und oft bedeutende Werke Haydns gedruckt wurden und dann in weiteren Abdrücken mit einer immer wachsenden Schar von Fehlern sich erfüllten, dem werden solche alte Kopien aus dem Besitze des Meisters, und manchmal wenigstens durch seinen eigenhändigen Namenszug auf dem Titelblatte bestätigt, für die endliche Herstellung eines kritischen Textes doch nicht unwichtig erscheinen. Zeigte doch jüngst erst Franz Wüllner in der ersten korrekten und vollständigen Partiturausgabe der herrlichen Symphonie, welche Haydn bei seiner Doktorpromotion in Oxford auf-

führte, was durch Handschriftenvergleichung hier alles noch zu gewinnen und zu leisten sei.

Es versteckten sich aber auch wertvolle Inedita in Haydns Nachlaß. Jene reizende Symphonie in H (vom Jahre 1772), welche vor zwei Jahren als ein völlig unbekanntes Werk von Rieter-Biedermann in Winterthur in Partitur gestochen und von Wüllner vierhändig bearbeitet wurde, stammt aus dem Eisenstadter Archiv. Auch die Partitur, nach welcher Lachner die Wiederaufführung des verschollenen Oratoriums Tobias in München unternahm und H. M. Schletterer den Klavierauszug (Wolfenbüttel bei Holle) verfaßte, findet sich hier.

Neben diesen und weiteren neuerdings gehobenen Schätzen berühre ich einen anderen kleinen Schatz des Nachlasses, der noch seiner Hebung harrt und mir besonders in die Augen stach.

Man weiß, daß Haydn viele Kompositionen für das Bariton, das Lieblingsinstrument seines Fürsten, geschrieben hat. Diese Arbeiten sind, wie es scheint, niemals veröffentlicht worden und waren wohl auch ausdrücklich bloß für den Fürsten verfaßt. Reiche Kunstfreunde hielten damals noch etwas auf solchen Alleinbesitz. Nun fand ich in Eisenstadt eine Sammlung von Trios für Violine, Bariton und Violoncell, sehr elegant abgeschrieben, prächtig eingebunden und in einer besonderen Kapsel verwahrt; sie sind dem Fürsten gewidmet und tragen auf dem Titelblatte die Unterschrift von Haydns eigener Hand: di me Giuseppe Haydn. Es sind ausgesetzte Stimmen, die ich nur rasch durchblättern konnte; allein auch ohne Partitur sah ich doch, daß hier eine Anzahl anmutiger Streichtrios vorliegt, in jener freieren Form, welche man damals wohl auch „Serenade" nannte, aus größeren und kleineren Sätzen zusammenfügt, die gewiß noch geeignet wären, in weitesten Kreisen die Freunde einer feinen Hausmusik zu erfreuen. Die Quartettgeiger, welche zu Beethovens Trios und zu Mozarts Divertimento greifen, wenn etwa der vierte Mann ausgeblieben ist, vermissen eine ähnliche Aushilfe aus Haydns Feder. Sie könnte ihnen hier geboten werden. Denn das Bariton, welches wir nicht mehr besitzen, ist in der Lage der Viola gehalten, und es bedürfte die Baritonstimme wohl nur einer Umschreibung in den Altschlüssel, um jene Trios auch für uns voll-

kommen spielbar zu machen. Aber nicht bloß wegen des dreistimmigen Satzes, sondern auch wegen der eigentümlich gebauten Form scheinen mir die Baritontrios eine selbständige Ergänzung zu Haydns Quartetten, Klaviertrios und Sonaten.

Auch ein Violinkonzert fiel mir in die Hände, welches wahrscheinlich noch unbekannt ist und näherer Prüfung sicher würdig wäre. Hat doch Haydns lange vergessenes Klavierkonzert in D sich neuerdings wieder viele Freunde erworben und ist mit Erfolg öffentlich vorgetragen worden. Die Violine lag aber Haydn technisch weit näher als das Klavier, und an klassischen Violinkonzerten haben wir wahrlich keinen Überfluß.

Zum Schlusse erwähne ich noch der italienischen Opernpartituren Haydns, welche uns aus dem Archive noch ein Stück Wegs über Eisenstadt hinaus führen sollen. Sie liegen in des Meisters eigener Handschrift vor, in jenen wohlbekannten kleinen, festen, eng gedrängten Noten, die in früheren und späteren Manuskripten immer wie mit derselben Feder, mit demselben Zuge geschrieben erscheinen, nur sehr selten durch eine Korrektur oder Abänderung unterbrochen. Diese italienischen Opern waren für die Bühne von Esterháza bestimmt. Dort — am Südostrande des Neusiedlersees — in öder Einsamkeit zwischen Sumpf und Wald, hatte Haydns fürstlicher Gönner in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein prunkvolles Schloß erbaut und (so liebte es jene Zeit) in abgelegener Einöde mit stolzen Alleen und Sommer- und Wintergärten umrahmt. Der berühmteste Schmuck von Esterháza aber war das Operntheater, wo besonders die italienische Oper gepflegt wurde. Man legt der Kaiserin Maria Theresia das Wort in den Mund: „Wenn ich eine gute Oper hören will, so gehe ich nach Esterháza."

Längst schon ist es stille geworden in Esterháza, die Kunstschätze sind ausgewandert, das Theater ist verschwunden, die alte Herrlichkeit des erkünstelten Prachtsitzes versank. Auch Haydns italienische Opern sind verschollen und großenteils verloren, selbst die in Eisenstadt geretteten Opernpartituren sind lückenhafte und nur eine Anzahl gedruckter Textbücher zeigt genauer, was früher vorhanden war und gibt Winke für die Chronologie von Haydns Werken. In Goldpapier geheftet erinnern uns diese Textbücher

an die vornehmen Gäste, welche vordem in Eisenstadt und Esterháza mit Kunstgenüssen fürstlich bewirtet wurden — und das italienische Hofopernwesen jener Zeit erinnert uns dann selber wieder oft genug an Goldpapier. Die Gegenwart hat an Haydns italienischen Opern gewiß nicht viel verloren; sie beurkunden, was der geschickte Mann im herkömmlichen Geschmacke der Zeit leicht und sicher machen, nicht, was er über die Zeit hinaus aus der Tiefe seines Genius schaffen konnte. Dennoch war die Schulung durch die italienische Oper für Haydn wie für Mozart notwendig; sie schmeidigte die Härte und Trockenheit der überlieferten deutschen Technik und führte beide Künstler zu jener Universalität des Schaffens, in welcher die Musik wie die Poesie unserer klassischen Periode die großen Kunstepochen anderer Völker überragt und nur mit dem gleich universalen Schaffen der großen italienischen Maler des 16. Jahrhunderts vergleichbar ist.

Bei Esterháza beginnt die magyarische Sprachgrenze und der Hanság-Sumpf: dieser Ort bildete also den äußersten Vorposten unseres ethnographischen wie nicht minder unseres musikalischen Leithawinkels. Man kann aber auch von einer musikalischen Leithalinie reden. Sie ist freilich keine Grenze, sondern eine topographische Basis für den Entwicklungsgang des Vaters der modernen absoluten Musik und seiner Schule. Der Leser kennt bereits die Orte, welche er verbinden muß, um diese Grundlinie zu erhalten, die der Musikhistoriker mit dem Auge des Kulturhistorikers betrachten möge: Hainburg, Rohrau, Eisenstadt, Esterháza. Aus Hainburg stammte die Familie des alten Matthias Haydn und war von da nach Rohrau gewandert, wo Joseph geboren wurde, der aber dann wiederum in Hainburg die ersten Lehrjahre seiner Kunst durcharbeitete; in Eisenstadt fand er die Stätte seiner eigensten und reichsten Entwicklung, und während wir hier die Fülle seines Schaffens bewundern, gemahnt uns Esterhaza, wie Haydn als Opernkomponist wohl auch seine Kraft verschwendet und doch nicht ganz fruchtlos verschwendet hat.

Der Leithawinkel ist eine Völkerscheide. Es sind aber drei durch ihren Volksgesang besonders ausgezeichnete Völker, welche

hier zuſammenſtoßen: die Deutſchen, und zwar von dem ſo beſonders ſangesreichen bayriſch-öſterreichiſchen Stamm, die Magyaren und die Slawen, und zum Anhang dürfen wir obendrein auch noch die Zigeuner als Inſtrumentaliſten erwähnen. Mozart aus den Salzburger Voralpen und Haydn aus dem Leithawinkel waren ſchon durch ihre Geburtsheimat vorbeſtimmt, die ſcholaſtiſch verſteifte Kunſtmuſik durch den friſchen Volksliederton zu verjüngen. Gar mancher hat es bereits ausgeſprochen, daß man aus gewiſſen Haydnſchen Rondos die wild feurige Tanzmuſik der Pußta herüberklingen höre, während Haydn anderſeits in vielen ſeiner Menuette geradezu einen niederöſterreichiſchen Ländler aufſpielt. Die Sache geht aber noch tiefer. Haydns größte Originalität ruht vielleicht in ſeiner neuen, immer wieder überraſchenden Rhythmik. Ich weiß keine Gegend auf deutſchem Boden, wo das Ohr des Eingeborenen von Kindheit an und ganz von ſelber derart für rhythmiſche Kontraſte ſich ſchärfen könnte, wie in unſerem Grenzwinkel zwiſchen Hainburg und Eſterháza.

Von allen Punkten dieſes deutſchen und ungariſchen Grenzlandes laufen nun aber die Hauptſtraßen wie Radien zurück zum deutſchen Zentrum der Gegend, nach Wien; und ſo vollendete auch Haydn ſeine Hainburger Lehrjahre bereits in Wien, verbrachte dann in ſeiner Eiſenſtadter Periode dort alljährlich mehrere Wintermonate und ſiedelte endlich im letzten Zeitraum ſeines Schaffens ganz nach der Kaiſerſtadt über, um endlich doch wieder in Eiſenſtadt ſein Grab zu finden. Obgleich nun Eiſenſtadt zugleich auch der Ausgangspunkt der Schule Haydns, der Sammelplatz ſeiner älteren Schüler war, ſo ſpricht man doch nicht von einer Eiſenſtadter, ſondern von einer Wiener Tonſchule, denn in Wien fand die Schule aus dem Leithawinkel erſt Ausbau und Vollendung und gewann neue Elemente durch Mozart und ſeinen Schülerkreis. Welchen Gegenſatz bildet aber der örtliche Gang, welchen das Genie Mozarts genommen hat, zu dieſer örtlichen Entwicklungsbahn Haydns! Mozart tritt ſchon als Kind in die große Welt und wir ſtaunen, wie er im bewegten Reiſeleben und oft genug von den widerſprechendſten fremdartigen Eindrücken umrauſcht, doch immer die rechte Sammlung in ſich zu finden wußte und nie ſich ſelbſt verlor. Haydn kommt aus der

Einſamkeit; aber in dem einſamen Eiſenſtadt umgibt ihn neben der prächtigen Natur doch bereits eine Fülle künſtleriſcher Eindrücke und Genüſſe, die ihn befähigten, ſpäter in Wien und London auch die große Welt naiven Sinnes zu verſtehen und ſeiner Kunſt zu erobern. Das geht bei ihm alles ſtetig und ſchrittweiſe auf zuſammenhängender Bahn, nicht kühn und ſprunghaft wie bei Mozart.

Und ſelbſt das letzte Aſyl Haydns, jenes kleine, nette Häuschen in einer ſtillen Seitenſtraße der Mariahilf-Vorſtadt zu Wien iſt vor ſechzig Jahren wohl eine Stätte faſt ländlicher Einſamkeit geweſen hart neben dem Getümmel der großen Stadt. Wie Haydns Geburtshaus in Rohrau durch die Abgelegenheit des Ortes noch in der Grundform ſeiner alten Geſtalt ſich erhalten hat, ſo bietet auch des Künſtlers Sterbehaus in Wien noch weſentlich dasſelbe Bild, welches Reichardt ſchildert, als er den lebensmüden Greis beſuchte. Die Straßenfront iſt noch ganz echt und urſprünglich, nur daß uns eine kleine Gedenktafel und ein Schild mit der Aufſchrift: „N. N. Lederwaren-Erzeuger“ derb genug in die Gegenwart verſetzt. Noch ſehen wir hinter dem Hofe das Gärtchen mit dem alten Gartenhauſe und betreten die jetzt freilich ganz leere und verödete Dachſtube, in welcher die „Jahreszeiten“ komponiert wurden. Mitten in der Stadt konnte der Tondichter ſeinen Blick aus dem engen Fenſter doch immer noch in Gottes freie Natur über die nächſten Gärten ſchweifen laſſen. Die Gärten ſind jetzt alle verbaut, nur der Garten vor Haydns Hauſe blieb erhalten. Die Wände des Stübchens ſollen vordem über und über mit Noten beſchrieben geweſen ſein: ein ſpäterer Beſitzer ließ ſie übertünchen, und als einzige Merkwürdigkeit zeigt man nur noch die Türſchwelle, tief ausgeſchnitten, angeblich von „Engländern“, welche ſich durch lange Jahre hier Späne mitzunehmen pflegten, eingedenk des Weltruhmes, welchen ſich der ehemalige Bewohner dieſes einſamen Stübchens in ihrer Weltſtadt London gewonnen hat. Jetzt kommen ſolche Engländer ſeltener.

Der bloße Geburtsort kann unter Umſtänden ſehr gleichgültig ſein für die ſpätere Entwicklung eines bedeutenden Mannes; aber das Land, in welchem er lebte, lernte und ar-

beitete, wird uns den Schlüssel zu vielen Geheimnissen seines Schaffens geben.

Noch mancher deutsche Landstrich ist zu durchwandern, um aus seinem volkstümlichen und kulturgeschichtlichen Charakter Tatsachen und leitende Gedanken für die Geschichte des Lebensganges unserer großen Männer zu gewinnen. Möchten andere sich dazu angeregt fühlen durch diese Skizze.

IX

Elsässische Kulturstudien

(1870)

Ich habe die schlechte Gewohnheit, am liebsten über Gegenstände zu schreiben, von welchen niemand etwas lesen mag, und über Stoffe zu reden, von welchen niemand hören will. Urkunde dessen sind die zwei Bände meiner „Freien Vorträge", meiner „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfe", meine „Fünfzig Novellen" und auch dieses „Wanderbuch": trotzdem fand ich immer viele Leute, welche mich lasen oder mir gerne zuhörten. Vielleicht dauerten auch gerade darum meine Bücher etwas länger, weil sie nicht „tagesgemäß" waren.

Zum Abschluß der dritten Auflage des vorliegenden Buches füge ich nun aber noch einen Aufsatz bei, der zur Zeit, da ich ihn schrieb, wirklich sehr tagesgemäß war. Dies geschah nämlich im September und Oktober 1870, und ich begann damals die Arbeit unmittelbar nach der Eroberung von Straßburg. Aller Augen waren auf das Elsaß gerichtet, dessen Art der Angliederung an Deutschland noch im Dunkeln lag, obgleich jeder Deutsche deren Notwendigkeit erkannte und forderte. Welch tagesgemäßer Stoff waren doch damals „Elsässische Kulturstudien"; allein ich ließ das vollendete Manuskript volle sechs Monate bis zum Frühjahr 1871 liegen, wo es in dem von mir redigierten Brockhausschen Historischen Taschenbuch zum Abdrucke kam. Der Reiz der Neuheit des Stoffes war inzwischen verloren gegangen; er ist es noch viel mehr heute nach einundzwanzig Jahren.

Trotzdem schien mir, als ich die längst von mir und anderen vergessene Arbeit wieder hervorzog, daß dieselbe eines gewissen dauernden Gehaltes nicht entbehre und eigentlich eine notwendige Ergänzung meines Wanderbuchs sei, wenn ihr auch nur eine Wanderfahrt im Geiste vorangegangen war, eine Wanderfahrt durch das Land, welches ich auch in der französischen Zeit schon betreten hatte, und durch die Geschichte seines Volkes, die mir auch schon früher nicht fremd geblieben war. Das Wanderbuch

gibt ſich aber auch zugleich als zweiter Band von „Land und Leuten“. Es ſollte meine Methode der Erforſchung des Zuſammenhanges von Volk und Land darſtellen und Illuſtrationen hiezu vorführen; dies geſchieht faſt auf jeder Seite des folgenden Aufſatzes, und ſo mögen die Worte, welche ich in großer Zeit niederſchrieb, bekunden, daß auch die Siegestaten unſerer Nation mich ſofort zum Weiterarbeiten an dem Werke begeiſterten, welches eine Hauptaufgabe meines Lebens war, zum Studium des deutſchen Volkes nach den perſönlichſten Einflüſſen ſeines Landes und ſeiner Geſchichte.

Im Herbſte 1870 ſchrieb ich wie folgt:

Wie das Elſaß franzöſiſch ward, darüber hat man viel und gründlich geforſcht und geſchrieben. Minder eingehend hingegen wurde die Frage unterſucht, wie es denn geſchah, daß die Elſäſſer nahezu Franzoſen geworden wären. Ich gebe hier einen kleinen hiſtoriſchen Beitrag zur Antwort auf dieſe Frage.

Die deutſchen Waffen haben das Elſaß Deutſchland zurückerobert. Es war keine leichte Arbeit. Nun hoffen wir das Land auch zu behalten, und da erwächſt dann ſofort die weitere Aufgabe, daß wir auch die Elſäſſer Deutſchland zurückerobern — und das wird gleichfalls keine ganz leichte Arbeit ſein. Es liegt nicht in meinem Plane, praktiſch-politiſche Probleme der Gegenwart und Zukunft unmittelbar zu erörtern. Aber der Finger der Geſchichte deutet auf die Zukunft. Und ſo machte ſich's denn auch in dieſem Aufſatze ganz von ſelbſt, daß ſolche Fingerzeige hie und da zwiſchen den Zeilen zu ſehen ſind, ja etliche Male gerieten ſie dem Verfaſſer ſogar in die Zeilen.

I

Straßenland

Die Stadt Straßburg führt als Wappen einen ſilbernen Schild, welche von einer roten Straße ſchräg durchzogen wird. Nach der Sage wäre dieſes Wappen ein redendes und ſpräche den zwiefachen Namen der Stadt aus: der Silberſchild die „Silberſtadt“ Argentina und die rote Straße „Straßburg“. Die rote

Straße wird aber auch die Blutstraße genannt und auf die Blutfährte gedeutet, welche die Kriegsheere in so vielen Jahrhunderten durch die Stadt gezogen haben.

Es ruht ein feiner Sinn in diesem Spiel mit dem gleichviel wie entstandenen Wappenbilde. Straßburg ist in der Tat eine Burg der Straßen wie wenig andere Städte, und ein Waffenplatz, zu welchem schon oft genug die Blutstraße großer Entscheidungskriege führte. Wie aber jenes Wappen Straßburg symbolisiert, so Straßburg das Elsaß. Das ganze Land ist ein Land der Straßen und war dazu seit alter Zeit ein Land der Kriegsstraßen, ein Kriegsland. Die Natur selbst hat ihm diese zwiefache Signatur aufgeprägt, deren zweite Hälfte für die Bewohner freilich eine mehr interessante als angenehme Mitgift sein dürfte.

Mit richtigem Blick erkannten die Franzosen seit zwei Jahrhunderten diesen Doppelcharakter des Elsässer Landes und suchten in ihm einen Schlüssel, den Sinn der deutschen Bevölkerung dem französischen Wesen zu gewinnen.

Man kann die ganze Rheinebene des linken Ufers, wie sie von Basel bis Mainz geradeaus nordwärts zwischen Fluß und Gebirg sich breitet, eine große Naturstraße nennen, und seit alter Zeit ziehen denn auch hier drei Straßen parallel nebeneinander: der Strom, die Uferstraße und die Straße am Bergsaume. Hiezu gesellt sich noch für das Elsaß (wenigstens von Basel bis Straßburg) ein Kanal und endlich die Eisenbahn, als fünf gleichlaufende Straßen von Süd nach Nord. So ist dem ganzen Elsaß sein Hauptweg gewiesen; es stellt die westlichste Verbindungslinie her zwischen Ober- und Mitteldeutschland. (Als Ethnograph bin ich so frei, auch die deutsche Schweiz zu Oberdeutschland zu rechnen.) Erst in zweiter Linie kommen dann die Straßen, welche vom Rheine durchs Gebirg westwärts nach Frankreich führen; nur zwei derselben (von Straßburg nach Nanzig und von Mülhausen nach Besançon) sind gleichfalls durch die Bodenform scharf und notwendig vorgezeichnet; und auch hier laufen auf engem Raume je dreierlei Wege nebeneinander: Landstraße, Eisenbahn und Kanal. Um aber diese Querstraßen durchs Gebirg den Straßen längs des Rheins gleichzustellen, mußte die Kunst das meiste tun, dort tat es die Natur.

Elſaß, das Straßenland, kehrt alſo von Haus aus ſein Geſicht Deutſchland, den Rücken Frankreich zu, und Elſaß, das Kriegsland, macht es folgerecht umgekehrt. Wollten nun die Franzoſen, nachdem ſie das Elſaß äußerlich an ſich geriſſen, gerade in dem Straßen- und Kriegslande den Schlüſſel zur Umwandlung des deutſchen Elſäſſers in einen „Rheinfranzoſen“ finden, ſo galt es einen geographiſchen Frontwechſel des ganzen Landes: dasſelbe mußte kehrt machen — das Geſicht gegen Frankreich, den Rücken gegen Deutſchland im friedlichen Verkehre, und anderſeits den Rücken gegen Frankreich, das Geſicht gegen Deutſchland im Kriege — zwei verſchiedene Stellungen, die aber doch mit demſelben Ruck hergeſtellt werden konnten.

Bevor ich dieſen merkwürdigen Frontwechſel ſchildere, ſei mir jedoch noch ein Fingerzeig auf eine andere Tatſache geſtattet.

Das Elſaß iſt nicht bloß Straßenland, ſondern auch Grenzland an der Scheidelinie zweier grundverſchiedener Nationen. Ein echter Elſäſſer vom alten Schlage würde gar ſagen, es liegt zwiſchen zwei Nationen. Denn er nennt ſeine Nachbarn überm Rhein die „Dütſchen“, ſeine Nachbarn hinter den Vogeſen die „Welſchen“, er ſelbſt iſt aber weder dütſch noch welſch, ſondern bleibt für ſich allein als Elſäſſer in der Mitte ſtehen. Dieſe Grenztheorie iſt dann freilich auch weder politiſch noch ethnographiſch, ſondern bloß elſäſſiſch. Dazu weiß der Elſäſſer das Nützliche ſeiner Grenz- und Zwiſchenlage gar wohl zu ſchätzen, nur meint er, ſein Land habe etwas zu viel Auslandsgrenze. Das iſt richtig, und darum ſoll der Sache auch im nächſten Friedensſchluſſe abgeholfen werden. Ein deutſches Elſaß mit dem nötigen Stück Lothringen wird nur mehr die Hälfte ſeiner bisherigen Auslandsgrenze haben.

In einem Grenzlande, welches zugleich Straßenland, ſchmeidigt ſich der Volkscharakter, es kreuzen ſich die Nationalitäten, und dem genauen Forſcher wird es zuletzt unmöglich, die Stammes- und Sprachgrenze auf der Karte als Linie zu zeichnen; denn eine verſchwimmend abgetonte Fläche wäre genauer, gerade weil ſie hinlänglich ungenau iſt. Die Elſäſſer tröſten ſich ſchon lange mit dieſer Tatſache als mit einem Naturgeſetze, dem niemand trotzen kann. Sie ſagen: „Zur alten Reichszeit war es freilich anders,

denn damals lag das Elsaß zwar auch schon an der großen Heerstraße, aber nicht an der großen Grenze. Erst durch die Zurückdrängung des deutschen Elements in Burgund und Lothringen, dann durch den Anfall dieser Provinzen an Frankreich wurde unser Land an den Rand gerückt, wahrlich nicht durch unsere Schuld." Seit das Elsaß nicht mehr wie vordem ein Land der deutschen Binnenstraße ist, wurde es Übergangsland, Zwischenland; kein Wunder, daß auch das Volk ein Mischvolk wurde und französisch denkt, während es deutsch spricht! Man spitzte derlei Gedanken theoretisch zu, und in diesem Sinne faßt Johann Friedrich Aufschlager in seiner „Landeskunde des Elsasses" (1825) die Aufgabe seiner Heimat folgendermaßen: „Von Schweizern, Deutschen, Niederländern (!) und Franzosen umringt, ist das Elsaß dazu bestimmt, den Verkehr mit allen diesen Völkern zu unterhalten und die mannigfaltigsten Güter der Natur, der Wissenschaft und Kunst zu empfangen und mitzuteilen." Das Elsaß wäre demnach so eine Art von Speditions- und Transitland der internationalen Kultur. Ähnlich hörte man bei den benachbarten Schweizern früher wohl die Ansicht, die Schweiz sei das große Gasthaus der Nationen. Und da ein Gastwirt wünscht, daß die Gäste nicht sowohl durchfahren, als einkehren und sitzen bleiben, so machte man seinerzeit diesen Gasthauscharakter auch als Argument gegen das schweizerische Eisenbahnnetz geltend.

Nach diesen Vorbemerkungen gilt es nun, näher zu untersuchen, wie die Franzosen den Charakter des Straßenlandes ausbeuteten, um das elsässische Volk, während es ein Träger des „internationalen Kulturtransites zu sein wähnte, zu festen Franzosen zu machen. Hiebei sind vorab drei Dinge zu unterscheiden: die Wasserstraßen, die Landstraßen und die Zollinien.

Im Mittelalter war das Elsaß im eminenten Sinne „Rheinland", Straßburg „Rheinstadt". Die Straßburger Schiffer rühmten sich, vor allen deutschen Städten zuerst den oberen Strom der Schiffahrt geöffnet und mit Wein und Getreide befahren zu haben. Sie waren durch Jahrhunderte die wichtigsten Förderer des elsässischen Handels. In einem einzigen Monat des Jahres 1351 zählte man bei hundert Kaufmannsschiffe, welche aus dem Straßburger

Hafen rheinabwärts segelten; zur Zeit der Frankfurter Messen und der Einsiedler Wallfahrten belebte sich der Fluß nicht bloß durch den Güterverkehr, sondern auch durch den Personentransport. Von allen Rheinstädten beherrschte Straßburg das weiteste Stromgebiet. Es sorgte planvoll für Fahrbarkeit und Sicherheit seiner langen Wasserstraße, und die Schiffer der Stadt zählten zu den bevorzugtesten Zunftgenossen, wovon der „Enckerzunft Artikelbuch" Zeugnis gibt, welches mit dem Jahre 1530 beginnt und — bezeichnend für den hereingebrochenen Wandel dieser Dinge — mit dem Jahre 1748 geschlossen wurde.

Dieser reiche, fröhliche Rheinverkehr verband aber vor allen Dingen das Elsaß und Mitteldeutschland, er zielte dann in zweiter Linie auf Burgund und Lothringen und namentlich auf die Schweiz. Basel und Straßburg werden in der Geschichte der Straßburger Rheinschiffahrt, welche einer besonderen Schrift würdig erschien (L. H. Nicolay, „De Argentinensium in Rheno navigatione", Straßburg 1760), überaus häufig zusammen genannt, und die Rheinfahrt des Züricher Breitopfs nach Straßburg im Jahre 1576 ist in unseren jüngsten Tagen oft genug zitiert worden, wo wir Deutsche uns gern erinnerten, wie sinnig einst die deutsche Schweizerstadt ihre bundesbrüderliche Hilfe der deutschen Stadt des Elsasses angezeigt hatte. In schneidendem Gegensatze dazu stand freilich, daß die Schweizerkantone — nur hundert Jahre später! — am 18. Oktober 1681 den Franzosenkönig Ludwig XIV. zu Ensisheim bewillkommneten, als er sich anschickte, in das eben so schmachvoll hinweggenommene Straßburg zu ziehen. Sie hatten's damals so eilig wie der schweizerische Bundesrat am 8. September 1870 mit der Anerkennung der neuen französischen Republik.

Am Rhein konzentrierte sich das deutsche Volkstum des Elsasses; in den Vogesen wurde es mannigfach angenagt und durchbrochen. Die Rheinebene war und ist rein deutsch; am Rhein berührt sich elsässische Mundart am innigsten mit den deutschen Nachbardialekten, wie Schweizerdeutsch bei Hüningen herüberstreift, Breisgauer Mundart bei Neubreisach wenigstens bruchstückweise über den Rhein reicht, und nördlich der Surmündung pfälzische und elsässische Redeweise sich zusammenwebt.

In den Vogeſen dagegen liegen jene zerſtreuten Dörfergruppen, in welchen das uralte keltiſch-romaniſche Patois haften blieb, die „Bauernſprache“, wie ſie ſeltſamerweiſe wohl auch im Lande genannt wird. Da wo der hohe Hauptzug der Vogeſen dem Rhein am nächſten tritt, bei Kolmar, iſt auch das am weiteſten nach Oſten vorgeſchobene Dorf, welches franzöſiſch ſpricht, La Baroche, und wo im Grenzwinkel von Mülhauſen und Altkirch der Vogeſencharakter der Landſchaft überhaupt die rheiniſche Natur auf engſten Raum zurückdrängt, haben auch die modern franzöſiſchen Sympathien am tiefſten Wurzel gefaßt. Rheiniſch und Deutſch entſpricht ſich eben allerwege. Dies beiläufig und doch iſt's eine Hauptſache.

Nun beſaß aber der elſäſſiſche Rheinverkehr eine Eigentümlichkeit, die im ganzen weiteren Stromlaufe nicht wieder vorkommt: ſoweit ihm überhaupt irgendwelche größere Handelsbedeutung zukam, mündete dieſer Verkehr in einen einzigen Hafen; elſäſſiſche Schiffahrt und Straßburger Schiffahrt decken ſich nahezu, und auch auf dem gegenüberliegenden Ufer war hier kein Hafen, der ſich entfernt mit Straßburg meſſen konnte. Am Mittel- und Niederrheine iſt dies ganz anders: da liegen große und kleine Hafenplätze hüben und drüben in raſchem, buntem Wechſel und wetteifern miteinander ſeit alter Zeit. Der Straßburger Rheinhandel dagegen überwog ſchlechthin am ganzen Oberrhein bis Speier, ja bis Mainz. Die Landkarte erklärt dieſe Tatſache. Der Rhein von Hüningen bis Lauterburg iſt noch immer ein Bergſtrom, obgleich er durch die breite Ebene fließt; ſein wechſelndes Bett, ſein weites Überſchwemmungsgebiet lockte kaum ein Dorf, geſchweige eine Stadt an den Uferrand. Nur bei Straßburg, wo ſich neben der Illmündung das Hügelland gegen den Rhein vorſchiebt, zeichnete die Natur die Straßenkreuzung und den Rheinübergang vor, und die Menſchen machten dann auch den Hafen. Am ganzen Rheine hat nur Mainz eine gleich notwendige und gleich herrſchende Lage. Und doch ſind gerade dieſe beiden Städte durch die unſelige „Rheinfrage“ ſo tief unter ihre mittelaltrige Größe herabgeſunken!

Beherrſchte nun aber Straßburg allein ſein weites oberrheiniſches Ufergebiet, ſo folgte daraus dreierlei:

Erſtlich. Die elſäſſiſche Rheinſchiffahrt diente minder dem Lokalverkehr als dem großen Durchgangsverkehr; auch auf ſeinem Strome war das Elſaß Tranſitland. Es iſt aber leichter, den großen konzentrierten Tranſit durch einen neuen politiſchen Mittelpunkt und veränderte Handelspolitik nach einer ganz anderen Himmelsgegend zu leiten, als den individuellen Lokalverkehr. Was darum den Franzoſen am Oberrheine voll gelang, das würde ihnen zwiſchen Mainz und Köln nicht halbwegs gelungen ſein, und hätten ſie das dortige linke Ufer auch zweihundert Jahre beſeſſen.

Zweitens. Wenn man das Geſicht Straßburgs unter der Hand vom Rheine abwandte, ſo konnte durch dieſe einzige Tatſache der wirtſchaftliche Zuſammenhang von ganz Elſaß und Deutſchland einen Riß bekommen. Denn Straßburg hat nicht nur den herrſchenden Hafen, es hat auch die herrſchende Brücke des Oberrheins. Brücken kann man am Ende überall ſchlagen, aber nicht überall laufen die großen Naturſtraßen zur Brücke wie bei Straßburg. Wenn darum Schöpflin und andere ältere Hiſtoriker behaupten, das keltiſche Argento-ratum (Königsburg) bedeute eine „Stadt an der Überfahrt", ſo haben ſie zwar nicht richtig geforſcht, aber doch, nach ihrer Auffaſſung der Stadt, ſinnig geraten. Die Straßburger Brücke iſt unter der franzöſiſchen Herrſchaft nicht verödet, denn ſie förderte nach wie vor den großen Verkehr zwiſchen Deutſchland und Paris. Aber ſie verödete für den Lokalverkehr von Ufer zu Ufer. Und andere Brücken rheinaufwärts wurden gar nicht geſchlagen. Man vergleiche hier die oberrheiniſche Strecke von Lauterburg bis Mainz mit jener von Lauterburg bis Baſel. Der geographiſche Charakter beider iſt nahe verwandt und die Entfremdung der Staaten wie des Volkes lähmte auch unterhalb Lauterburg gar lange den Verkehr beider Ufer, demnächſt aber werden hier bereits fünf Eiſenbahnen die Reiſenden direkt über den Fluß führen, während der um die Hälfte längere elſäſſiſche Oberrhein entſprechend nur den Straß burger Übergang aufweiſen kann. Nicht bloß die Verödung der Rheinſtraße, auch die Verödung der Rheinübergänge entſprach der Verwelſchung des Elſaſſes.

Drittens aber ward der Strom in dem Maße tauglicher

zum festen Grenzgraben, als er für den Verkehr bedeutungsloser wurde. War einmal die natürliche Straße aufgegeben, so kam die natürliche Grenze von selbst.

Dies alles benutzten die Franzosen vortrefflich, und die Weltlage kam ihnen dabei lange Zeit so gut zu statten, daß sie's fast unvermerkt benutzen konnten. Im 18. Jahrhundert bis zur Revolution ging und schlich der Rheinverkehr still seine Wege; er war durchaus noch nicht unbedeutend. Die alten Traditionen wirkten noch fort. Alle Zollschranken im Innern des Elsasses und am Rheine waren 1680 gefallen und nur an der Auslandsgrenze wurde noch ein mäßiger Zoll bezahlt; Straßburg erhielt noch mancherlei besondere Zollfreiheiten. Angesichts der viel ungünstigeren Verhältnisse in deutschen Landen war es darum kein Wunder, daß der elsässische Rhein noch geraume Zeit reiche Frachten trug. Allein Straßburg konnte trotzdem seine alte Machtstellung unter den Rheinstädten nicht dauernd behaupten, und die Straßburger Schiffer mußten in den Jahren 1681, 1749 und 1771 einen Teil ihrer früheren monopolistischen Vorrechte abtreten. Das selbsttätige Walten der großen Handelsstadt hörte auf; die eigennützig wohlwollende Bevormundung im Geiste des Colbertschen Systems tritt an dessen Stelle.

Während die Straßburger Schifferzunft in der deutschen Zeit das Fahrwasser ihres Stromgebietes jährlich zweimal hatte untersuchen und reinigen lassen, macht sich unter den Franzosen die strategische Ausbeutung des Ufers durch Festungen hüben und drüben und Forts auf den Inseln weit kräftiger bemerkbar, dann der Uferbau zum Landschutze und die Grenzregelung des Strombettes. Im 18. Jahrhundert suchte man sogar durch Faschinen den Rhein hinüber auf die deutsche Seite zu treiben, so daß viele Inseln französisch wurden. Zum besonderen Vorteil der französischen Rheinschiffahrt aber dürfte diese schleichende Annexion wohl schwerlich gereicht haben. Allein hundert Jahre nach Straßburgs Fall sehen wir auch schon deutsche Schriftsteller des Elsasses vertraut mit der Phrase, daß der Rhein „die natürliche Schutzwehr des Landes" gegen Deutschland sei.

Der vollkommene Verfall des elsässischen Rheinverkehrs kam erst in neuerer Zeit, zunächst bedingt durch die Aufnahme der

vordem ausnahmsweiſe freier geſtellten Provinz in das Zollſyſtem des franzöſiſchen Reiches. Daher namentlich raſches Sinken ſeit 1815. Im Jahre 1812 waren noch über 52000 Ztr. zu Waſſer in Straßburg ein- und über 221000 Ztr. ausgelaufen, im Jahre 1823 war dieſe Einfuhr auf etwas mehr als 12000, die Ausfuhr auf nicht ganz 44000 Ztr. geſunken. Die Illſchiffer waren damals wichtiger geworden für den elſäſſer Waſſerverkehr als die Rheinſchiffer! Und das wichtigſte, was man von den Nachkommen jener „Enckerzunft" erzählen konnte, die im Mittelalter ſo ſtolz und ſelbſtändig in Straßburg gewaltet hatte, war, daß dieſelben jetzt der franzöſiſchen Armee die trefflichſten Pontonniers lieferten.

Jener alte Verkehr auf dem Fluſſe wird nun freilich in unſerer Zeit nicht wiederkehren, auch wenn die alemanniſchen Stammesbrüder des rechten und linken Ufers politiſch wieder geeinigt ſein werden. Denn ſelbſt das Dampfſchiff kann auf dieſer ſchwierigen Stromſtrecke nicht mehr mit der Lokomotive wettarbeiten. Aber der Verkehr der Rheinlinie und der örtliche Gütertauſch von Ufer zu Ufer muß und wird darum dennoch wachſen. Die magiſche Verbindungskraft des deutſcheſten Fluſſes iſt nicht verloren, und Elſaß wird wieder rheiniſches Land ſein. Seit vielen Jahren befuhren keine Dampfſchiffe mehr den Straßburger Rhein. Da wollte Ludwig Bonaparte wieder eine Dampfflottille von Straßburg rheinab gehen laſſen, Kanonenboote, um unſere Rheinſtädte zuſammenzuſchießen. Dieſe Rheinflotte iſt aber (ähnlich der „Rheinarmee") gar nicht in den Rhein, ſondern bloß in die Ill gekommen, um hinterher bei Paris als Seineflotte wieder aufzutauchen. Unterdeſſen befahren aber wirklich wieder Dampfſchiffe regelmäßig den Rhein zwiſchen Mannheim und Straßburg, friedliche Boote, um den unglücklichen Straßburgern Lebensmittel und Waren und Gäſte zu bringen. Möge dieſe erneute Rheinfahrt ein gutes Zeichen ſein, daß das wiedereroberte Elſaß ſich uns als echtes Rheinland wieder verbinde!

Weit hervorſtechendere Sorgfalt als auf den Fluß, der das Elſaß nach Deutſchland zieht, wendete die alte franzöſiſche Regierung auf die Landſtraßen, welche die Provinz nach Frankreich ziehen ſollten. Schon in den erſten Jahrzehnten des vorigen

Jahrhunderts rühmte man dort die ausgezeichneten königlichen Straßen. Ein anonymer Schilderer des Landes schreibt im Jahre 1784 von den neuen vorderelsässischen Heerstraßen: „sie sind so gut, daß es eine rechte Lust ist durchs Land zu reisen, inmaßen sie denen gepflasterten Heerstraßen der alten Römer nicht viel nachgeben und nicht nur in der Mitte erhöht und auf beiden Seiten etwas abhängig gebaut, sondern auch mit tiefen und breiten Gräben versehen sind, dahin sich alles Wasser verläuft." Es waren also schon förmliche Chausseen, wie man sie damals in Deutschland fast überall noch vergebens suchte. Auch die königlichen Postwagen verkehrten vor hundert Jahren im Elsaß weit zahlreicher und geregelter als drüben im Reiche, und daß man dies als eine auszeichnende Merkwürdigkeit ansah, bezeugt uns Billing, der es in seiner Geschichte und Beschreibung des Elsasses (1782) der Mühe wert hielt, die vollständigen Routen, Fahrpreise und Abfahrtszeiten gleichsam als ein historisches Moment mitzuteilen. Es mußte die Bewohner des „Straßenlandes" bestechen, daß der neue französische Herr den natürlichen Beruf ihrer Heimat so richtig erkannte und förderte.

Alle Wege führen aber nach Rom, das heißt in Frankreich nach Paris. Darum mußte der alte natürliche Hauptstraßenzug des Elsasses, welcher dem Rheine parallel von Süd gen Norden geht, allmählich hinter jene Querstraßen zurücktreten, die durchs Gebirg zur Metropole Frankreichs führen. Hier erstanden jetzt die kühnsten und kunstreichsten Straßenbauten; von älteren Reisenden wird ihrer mit Bewunderung gedacht. Seit Napoleons Zeit hat sich dann dieser Umschlag im Straßencharakter des Elsasses vollendet, und auch die modernen Eisenbahnen folgten demselben Zuge. Die Linie Basel-Weißenburg mag für den Landesverkehr von größter Wichtigkeit sein, aber Straßburg-Paris ist es für den Weltverkehr. Das alte Elsaß war ein rheinisch-deutsches Transitland gewesen, das neue wurde eine „Etappe" zwischen Deutschland und Frankreich.

Wie wunderbar half dabei den Franzosen die Gunst der Zeit! Mit dem Westfälischen Frieden, der Elsaß an Frankreich brachte, entwickelte sich gleichzeitig Paris zu einem europäischen Mittelpunkte der Industrie, des Gewerbes, des Luxus und der

Moden. Die deutschen Industrie- und Handelsstädte dagegen lagen elend danieder. Ein Jahr nach jenem Friedensschlusse trat Colbert in Mazarins Dienst, wo sich ihm der Weg öffnete, ganz Frankreich nachgehends wirtschaftlich und finanziell zu organisieren und — damals wenigstens zum Vorteile des Landes — handelspolitisch in sich abzuschließen. Was bot das Deutsche Reich angesichts einer solchen durchgreifenden und imponierenden Politik! Wie argwöhnisch freilich die neue zentralisierende Ordnung des wirtschaftlichen Lebens deutscherseits aufgefaßt wurde, dafür zeugt eine kleine Flugschrift aus dem Jahre 1697 unter dem Titel: „Muster der überklugen Frantzösischen Würthschafft, wie solche von denen Königl. Intendanten an einigen überwalthigten Orthen will eingeführt ... werden." Sie enthält, deutsch und französisch, lediglich den Abdruck einer Ordre an die „hohen Gerichtsherren", worin denselben sechsundzwanzig Fragen über Gegenstände der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Statistik ihres Bezirkes vorgelegt werden. Der Herausgeber sah in diesen Fragen — sie deuten auf Colberts frühere Instruktionen zurück — eine selbstredende Urkunde französischer Kniffe. Uns bekunden sie einfach den Fortschritt zur amtlichen Wirtschaftsstatistik, und wir würden uns freuen, wenn wir aus deutschen Landen nur auch recht viele gleichzeitige Proben solcher „überklugen Wirtschaft" beibringen könnten. Nicht bloß durch Gewalt, auch durch wirtschaftspolitische Ordnung wurde das Gesicht der Elsässer gen Paris gewandt.

Allerdings sah dann die Ordnung mitunter auch der Gewalt verzweifelt ähnlich. Das friedliche Straßennetz, worin man die Elsässer fing, war zugleich ein Netz der Kriegsstraßen. In diesem Doppelsinne erbauten die Franzosen schon 1682 ein steinernes Denkmal der geographischen Frontumkehr des Elsasses — Vaubans Straßburger Festungswerke. Sie zeigen jenen Frontwechsel in mathematischen Linien. Die deutsche Reichsstadt hatte sich (nach dem Plane aus dem 15. Jahrhundert) in zwei Toren (dem Nikolaus- und Johannistor) unmittelbar dem Rheine und Deutschland geöffnet; das französische Straßburg dagegen kehrte seine festgeschlossene Zitadelle dem Rheine zu und ist bis auf diesen Tag die einzige Rheinstadt, welche dem Fluß den Rücken wendet

und mit dem Gesicht ins Land hineinsieht. Wer von der Kehler Brücke kommt, der muß erst um die halbe Stadt herumgehen, bis er Einlaß findet, wer von Paris kommt, der ist sogleich mitten in der Stadt. Wie die Zeitgenossen den Bau jener Zitadelle ansahen, welche die Stadt verkehrt hat, das ist in dem „Curiosen Staats-Gespräch eines Frantzosen und Holländers“ von 1684 in folgenden Worten ausgedrückt: „Der König hatte seine Parole gegeben, nichts wider die Freiheit dieser Stadt anzufangen, und gleichwohl bemächtigt er sich selbiger nicht allein mitten im Frieden, sondern läßt noch dazu eine Zitadelle da bauen, gleich als wenn das erste Verbrechen nicht groß genug wäre, sondern man müsse es noch denkwürdiger durch ein anderes machen.“

Es wird neuerdings öfters gesagt, Straßburg, in deutscher Hand, sei berufen, das oberrheinische Köln zu werden. Ein sehr treffendes Wort. Damit es aber nicht bloß ein Wort bleibe, müßte der Stadt vor allem die Schnürbrust der Vaubanschen Werke ausgezogen und die Festung nach moderner Art weiter hinausgerückt werden. Auf der Stätte der geschleiften Zitadelle aber müßte die Stadt sich auswachsen gegen den Rhein hin; denn solange sie nicht deutsche Rheinstadt wird, ist sie auch kein Köln. Das römische Argentoratum wandte sich (trotz Schöpflins entgegenstehender Ansicht) gleich dem französischen Strasbourg vom Rheine ab, beide blickten nach Gallien; das neue deutsche Straßburg wird sein Gesicht zum Rheine und gegen Deutschland kehren wie die stolze Reichsstadt des Mittelalters.

Die Franzosen befestigten sich im Elsaß nicht bloß durch die Landstraßen, sondern auch durch Kanäle. Bei diesen Kanalbauten sind aber zwei Perioden zu unterscheiden. Im 18. Jahrhundert kanalisierte man hier zu militärischen Zwecken. Vauban ließ den Breuschkanal graben für den Straßburger Festungsbau, den Kanal von Neubreisach für diese Feste, den Selzkanal zur Materialbeifuhr nach den Weißenburger Linien. Diese Kanäle, wie andere noch kleinere, dienten dann nachgehends auch dem friedlichen Lokalverkehr. Sie machten das Land im Innern regsamer und förderten jenen selbstgenügenden Partikularismus, in welchem sich der deutschgesinnte Elsässer vor der Revolution beruhigte.

Anders zu Napoleons I. Zeit. Damals war das Elſaß ſchon als gleichartiges Glied den übrigen Provinzen Frankreichs angereiht und gravitierte nicht mehr nach Deutſchland wie im Mittelalter, noch in ſich ſelbſt wie ſtellenweiſe von 1648 bis 1789, ſondern nach Frankreich. Dieſes Frankreich aber verbindet Meere und Flüſſe, Landſchaften und Städte in einem ſo planvoll durchgebildeten Kanalſyſtem wie kein anderer Großſtaat des Kontinents, und in dieſes großartige Syſtem mußte auch das Elſaß unlösbar verflochten werden. Es geſchah durch ſeine zwei Hauptkanäle — vom Rhein zur Rhone und vom Rhein zur Marne. Hier begegnet uns ein bezeichnendes Datum. Im Jahre der Beſiegung Preußens, 1806, ließ Napoleon den Rhein-Rhonekanal beginnen, und aus dem Jahre der Beſiegung Öſterreichs, 1809, ſtammt das erſte Projekt zum Rhein-Marnekanal. Freilich ruhte das letztere dann wieder bis in die zwanziger Jahre und ward erſt in noch viel ſpäterer Zeit vollendet, und auch den Ausbau des Rhonekanals erlebte Napoleon nicht. Schon in der alten Königszeit (1755 und 1773) hatte man an dieſen Kanal gedacht, und die Abſchnitte ſeiner Erbauung und Benutzung werden durch ſeine drei Namen bezeichnet: zuerſt nannte man ihn bonapartiſtiſch den „Napoleonskanal“, dann bourboniſch „Canal Monſieur“ und zuletzt nach gar keinem großen Herrn „Rhein-Rhonekanal“. Je nachdem man die Sache oder den Namen betrachtet, trägt dieſer Kanal den nachdenkenden Elſäſſer daher recht in das Herz des franzöſiſchen Staates, welcher Land und Volk ſo wunderbar zu zentraliſieren verſtand und doch ſeit nun bald einem Jahrhundert nicht zwanzig Jahre lang dieſelbe Dynaſtie, ja auch nur dieſelbe Staatform feſthalten konnte. Doch das iſt nur eine Kanalfahrt im Geiſte. Bei der wirklichen Fahrt auf jenen beiden Kanälen aber wird der Elſäſſer wenigſtens merken, wie klug die Franzoſen dahin gearbeitet haben, das Geſicht des ganzen Elſaſſes umzukehren, indem ſie die Straßen umkehrten. Rhone und Rhein — um Viktor Hugos Sprache zu reden — münden jetzt in die Seine. Hatte man doch ſchon bei der neuen Landeseinteilung des Jahres 1790 das elſäſſiſche Stück des Rheinlaufs wie einen abgeſchloſſenen franzöſiſchen Fluß aufgefaßt, indem man das Oberelſaß den „Oberrhein“, das untere, aller deutſchen Geographie

zum Trotz, den „Niederrhein" taufte. Nur durch die Präpoſition macht der Elſäſſer noch einen wunderlichen Unterſchied. Hagenau liegt, elſäſſiſch geſprochen, im Niederrhein, Düſſeldorf am Niederrhein. Dieſer oberrheiniſche Niederrhein wird nun hoffentlich auf der neuen deutſchen Landkarte verſchwinden.

Die zwei Kanäle, obgleich zum Rheine mündend, lenkten doch das Land vom Rheine ab, zugleich halfen ſie aber auch die alte durch Natur und Geſchichte ſo einheitliche Provinz Elſaß dezentraliſieren, im Einklang mit den zwei neufranzöſiſchen Departements. Mülhauſen am Rhonekanal konnte jetzt als zweite volkswirtſchaftliche Hauptſtadt des Elſaſſes mit Straßburg in die Schranken treten. Dieſes Mülhauſen gilt für ganz beſonders franzoſenfreundlich, obgleich es, die jüngſte Franzöſin unter den elſäſſiſchen Städten, erſt ſeit 1798 zu Frankreich gehört. Durch die Zölle, mit welchen der Franzoſe die Straßen ſperrte, zwang er die widerſtrebende Stadt in ſeine freie Republik, und durch die Wege, welche ſich darauf den Mülhäuſer Fabrikanten gen Weſten öffneten, wurden ſie nachgerade die beſten Franzoſen.

Bekanntlich war die Freie Stadt Mülhauſen ſeit dem 16. Jahrhundert ein der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft „zugewandter Ort" geweſen und hatte bis zur Revolution in freiem Verkehr geſtanden mit dem umgrenzenden Elſaß. Durch eine Armee wurde Straßburg im September 1681 unblutig bezwungen; Mülhauſen von 1792—98 durch bloße Zollwächter. Als im Jahre 1792 die Abgeordneten Mülhauſens den Pariſer Nationalkonvent um Beſeitigung der neuen Zollſchranken baten, mit denen die franzöſiſche Republik den kleinen ſchweizeriſch-deutſchen Freiſtaat erſtickend umſtrickte, erwiderte man ihnen, ſie möchten nur franzöſiſch werden, dann ſchwinde der Zoll von ſelbſt. Und als ſie dies nun 1798 notgedrungen und ſchweren Herzens wirklich wurden, rief der franzöſiſche Bevollmächtigte Johann Ulrich Metzger bei der Übergabe prophetiſch aus: „Ich ſehe euere Stadt durch Handel, Gewerbe und Betriebſamkeit, durch Eröffnung von Kanälen, die bei euch durchgeleitet werden, zu einem der anſehnlichſten Orte anwachſen. Euere Kinder werden den Tag ſegnen, der euch an uns anſchließt, denn er verheißt auch Nahrung und Sicherheit." Dieſe Prophezeiung

hat sich erfüllt — gottlob! — oder leider Gottes! Das mächtige moderne Aufblühen der Mülhauser Industrie datiert beiläufig vom Jahre 1800, während die ältere bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgeht. Die ersten großen Unternehmer trugen fast durchaus deutsche Namen, und die meisten dieser Firmen lauten auch heute noch deutsch. Manche derselben haben selbst Zweigunternehmen überm Rhein. Allein das Mülhauser Geschäft gravitierte nach Frankreich hinüber, wie es ja nicht anders sein konnte infolge der Zollgrenzen und der Straßen, die bei Mülhausen naturgemäßer noch zum Westen ziehen als bei Straßburg, und zum französischen Süden obendrein.

Und dabei war auch der Zeitpunkt der verspäteten Annexion äußerst günstig den französischen Sympathien. Die napoleonische Politik, todbringend für so vielerlei deutsche Betriebsamkeit, kam den Mülhauser Fabriken wie gerufen. Es galt zunächst die Konkurrenz der Schweiz zu besiegen, was durch die Spinnmaschinen (seit 1806) gelang. Als sich die Großindustrie Süddeutschlands nach langem Schlummer wieder reich und mächtig erhob, stand die oberelsässische Industrie längst fest und fertig. Kein Wunder, daß sich hier der Fabrikant ganz besonders Frankreich verpflichtet hielt, welches ihm den großen Vorsprung der Zeit geschafft. Französische Arbeiter und Pariser Geschäftsverbindungen kamen hinzu; Pariser Geschmack, Pariser Muster gaben der deutschen Industrie dieser Täler noch eine besondere Auszeichnung, und dieser Einfluß — mächtiger als er in Straßburg der Natur der Geschäfte nach sein konnte — erstreckte sich zudem nicht bloß auf die Stadt Mülhausen, sondern auf das ganze Industrieland, welches sich vor ihren Mauern (oder richtiger vor ihren Dampfschloten) weithin durch Gebirge und Ebene dehnt.

Es gibt mancherlei Gründe, weshalb das Oberelsaß so viel französischer geworden ist als das untere Land. Ich habe einige schon angeführt und werde andere später noch berühren. Die Elsässer Baumwollfabriken liefern die Hälfte des Bedarfs von ganz Frankreich. Das ist ein eroberndes Wort. Und so wurde denn namentlich der Oberelsässer handelspolitisch dem Franzosentum erobert, zuletzt mit Dampfeskraft und Dampfeseile, und

handelspolitisch müssen wir ihn auch wieder zurückerobern. Das kann aber gut geschehen; denn leichter und naturgemäßer führen die Wege aus den Vogesentälern zum Rhein und über den Rhein als über die Berge. Ein unverdächtiges Zeugnis hört man von den süddeutschen Fabrikanten. Sie wissen sehr wohl, daß mit dem Eintritte des Elsasses in unseren Zollverband ein gewaltiger Mitbewerber ihnen erwachsen wird, und manche meinen, die Annektierten mit ihrer größeren Kapitalkraft würden besser fahren als die Annektierenden mit ihren billigeren Arbeitskräften, und man möge deshalb den Mülhausern ihren Weg nach Paris nicht gar zu streng verschließen, sondern im Friedensvertrage durch Herabsetzung der französischen Einfuhrzölle auf Baumwollgarn und Gewebe noch ein kleines Pförtchen offen lassen, welches die älteren deutschen Fabrikanten dann auch mit benutzen könnten. Das dürfte wohl zu bedenken sein. Ja, man vernahm sogar vereinzelte süddeutsche Stimmen, welche geradezu abmahnten vom Wiedererwerb des Elsasses, und hinter den politischen Gründen steckte offenbar die Baumwolle.

Für uns liegt in alledem nur der Beweis, daß wir auch die Straßen und das Gesicht der Oberelsässer wieder nach Deutschland umkehren können.

II

Kriegsland

Das Elsaß ist durch Natur und Geschichte zur Kriegsbühne vorbestimmt wie kaum ein zweiter Landstrich Mitteleuropas. Man hat einseitig bald den Rhein, bald die Vogesen eine natürliche Grenzwehr genannt; richtiger wäre es, das ganze Elsaß samt dem Sundgau, Fluß, Ebene und Gebirgswall zusammen, als ein großes verschanztes Lager zu betrachten, um welches sich die Nachbarvölker seit Jahrhunderten gestritten, und dessen Besitz die dominierende Stärke nach rechts oder links entscheidet.

Was die Geschichte von alten Entscheidungsschlachten erzählt, die seit der Römer Zeiten im Elsaß geschlagen wurden, das ist dem Gedächtnisse des Volkes wohl längst entschwunden, aber der

Gedanke blieb doch immer ſelbſt dem Elſäſſer Bauern in Sage und Wahrſagung lebendig, daß ſein Land der Walplatz großer Völkerkämpfe geweſen ſei und daß dereinſt noch einmal die letzte Entſcheidungſchlacht auf ſeinen Fluren ſolle ausgefochten werden. Im Nordfelde bei Mülhauſen und auch ſonſtwo im Elſaß ſah man vordem das wilde Heer durch die Luft ziehen, an vergangenen Krieg erinnernd und kommenden verkündend; unter dem Lügenfelde bei Sennheim liegen die Heerſcharen der gottloſen Söhne Ludwigs des Frommen gebannt und klirren Nachts mit den Waffen; aber auch Friedrich Rotbart ſitzt dort unter dem Bibelſtein, oder im Schloſſe zu Kaiſersberg bei Kolmar oder in der Burg von Hagenau, der Zukunft wartend. Wie man aber in Thüringen, nach Bechſteins Zeugnis, den Kaiſer Napoleon vor Jahren Nachts auf dem Kyffhäuſer ſah, wo er den alten Barbaroſſa abgelöſt hatte und an ſeiner Statt träumend am Steintiſche ſaß, ſo war auch dem franzöſiſch aufgeklärten Elſäſſer Bauer damals Napoleon nicht auf Sankt Helena geſtorben, ſondern nur durch ein engliſches Lügenbulletin der Welt entrückt, um dereinſt, als der wahre Barbaroſſa, wiederzukommen mit Mohren und Türken in erneuter Macht die Welt zu beherrſchen.

In Luthers „Tiſchreden" heißt es: „Da ſprach Magiſter Philippus Melanchthon: Es iſt eine ſehr alte Prophecey, daß der König von Frankreich für Straßburg ſoll geſchlagen werden, und iſt der Wahrheit ähnlich; denn dieſe Stadt liegt an der Gräntz und im erſten Anlauff, iſt eine Veſtung, dieſelbige wird der Kayſer und Frantzoß zum erſten angreifen, Andern zum Exempel." Auguſt Stöber in ſeinen „Sagen des Elſaſſes" (1852) berichtet, daß jene Weisſagung auf eine große Entſcheidungsſchlacht bei Straßburg noch immer nicht ganz verklungen ſei, in der benachbarten Pfalz ſowohl wie im Elſaß. Viele Elſäſſer Sagen ſind Kriegsſagen — ſogleich beim Einzug über die Weißenburger Linien begrüßt uns der liedergefeierte Lindenſchmied kriegeriſch — und wo die ältere Geſchichte des Landes nicht etwa von Kunſt und Wiſſenſchaft handelt, da erzählt ſie vom Kriege. Erinnert doch auch der Spitzname der Straßburger in ſeltſamem Spiele an das tragiſche Schickſal der Stadt, wie es ihrer Kriegs-

Trading Stamps F

T'S

E"

REET

"Meet me at the Fountain"

Schneiden Sie diesen Coupon a

Derselbe hat Gültigkeit für 50 (Fünfzig) J.H.
ing Stamps gratis mit Einkäufen von $1 ode

Nur heute (Freitag), 26. Februar.

☞ Diese 50 J.H. Gratis-Stamps sind von der gle
wie jene, welche Sie sonst mit Ihren Einkäufen erhalt

J. B. GREENHUT CO.

Staats-Zeitung, 2—26—15.

ng. Die Straß-
Als nämlich der
Metz, Tull und
dem Vor-
waren die
Schutz"
Stadt
mein-
el

mehr zur Ruhe,
großen Leute.

24

Alle dieſe Züge fordern zum Nachdenken auf. In der ſpäteren deutſchen Zeit, ſeit dem Ausgange des Mittelalters, fühlte ſich der Elſäſſer mehr und mehr in unſicherem Lande, auf wankendem Boden. Die Erinnerung an vergangene Verwüſtungskämpfe, welche die Kriegsbühne ſeiner Heimat mit Blut getränkt, der bange Schauer vor kommenden noch zermalmenderen Entſcheidungstagen erfüllte lebhafter die Einbildungskraft des Volkes und ſuchte ſeine Ausſprache in alten Sagen und Prophetenworten. Mit der franzöſiſchen Eroberung wurde es langſam anders. Der Franzoſe ſagte dem Elſäſſer, daß nun alles fertig und abgemacht ſei, ein unantaſtbarer Zuſtand hergeſtellt für ewige Zeiten. Die Würfel waren gefallen, wenn auch nicht in einer großen Schlacht mit Türken und Mohren, und von den Turkos wußte man noch nichts. Das Elſaß als Kriegsland aber wußte nun endgültig, wohin es gehörte: es war das große Bollwerk Frankreichs gegen Deutſchland, und obgleich Bollwerke eigens gemacht ſind, um angegriffen zu werden, ſo war doch die Eroberung dieſes Bollwerkes mit Zerſtörung und Frontumkehr einem franzöſiſchen Kopfe zuletzt gar nicht mehr denkbar. Dieſe und ähnliche Ideen haben die Franzoſen ſelbſt dem letzten elſäſſiſchen Bauern langſam, aber feſt einzuprägen gewußt, und wenn das Volk auch während der Revolutionskriege noch zweifelte, ſo gab doch das Kaiſerreich, und ſogar in ſeinem Sturze, die ſtarke Bürgſchaft, daß es alſo ſein und bleiben müſſe. Und dann vollends während der langen Friedenszeit ſeit 1815 lernte man den feſtgegründeten Zuſtand als den ganz notwendigen hinnehmen.

Die alten beunruhigenden Kriegsſagen und Prophezeiungen verblaßten, und da ſich das Volk durch ſie doch immer wieder in ſeine deutſche Vergangenheit zurückträumte, ſo machte man ſie wohl auch verblaſſen. Umſo eifriger erzählte man ihm Sagen und Anekdoten ganz anderer Art in der Schule und Zeitung, im Buch und Kalender. Sie handelten von den ſiegreichen franzöſiſchen Helden und Heerführern, die ſeit Vauban und Turenne bis auf Hoche und Deſaix und Napoleon und ſeine Generale durch das Elſaß gezogen waren. Dieſe Kämpfer hatten dem Lande Ruhm und Ruhe gebracht und ihre Denkmale ſtanden hier vor

aller Augen. Es liegt mir ein Büchlein vor als Probe weitverzweigter populärer Agitation, wie sie von den Franzosen seit Jahrzehnten im Elsaß geübt wurde. Dieses Büchlein führt den Titel „Recueil de légendes, chroniques et nouvelles Alsaciennes“ und ist 1849 zu Mülhausen erschienen zum Vorteile des Asile-agricole in dem benachbarten Cernay. Es beginnt mit einer alten deutschen Sage des Elsasses, aus Grimms „Hausmärchen“ ins Französische übersetzt, und bewegt sich dann eine Weile weiter in jener deutschen Sagenwelt, die beim elsässischen Volke so besonders reich blühte und so fest gewurzelt blieb, daß sie die Franzosen nicht austilgen konnten, wohl aber mitunter fälschten. Darauf folgten Kriegsgeschichten aus der Franzosenzeit zur Verherrlichung nationaler Helden und zuletzt eine wohl aus Wahrheit, Volkssage und Tendenzlüge zusammengewobene Geschichte, deren Held ein volkstümlicher Freischütze — franctireur — des Jahres 1814, welcher mit seiner Bande den alliierten Truppen in den Vogesen auflauerte. Dieser Mann — er schreibt sich, augenscheinlich als ein echter Nationalfranzose: Nikolaus Wolf — ist der Inbegriff von Tapferkeit, Vaterlandsliebe und großherzigem Pathos, sein Gegner, ein badischer Offizier, hingegen so feig, prahlerisch und gemein wie nur möglich. Stil und Gedankengang des Erzählers erscheinen als eine wahre Vorschule der französischen Zeitungsphrasen aus dem Sommer und Herbst 1870. .Daß die Franzosen Deutschland jahrelang mit Krieg überzogen und ausgesogen hatten, war ganz in der Ordnung gewesen, aber daß die Verbündeten nun ihrerseits den ungebetenen Besuch auf dem geheiligten Boden Frankreichs zurückgaben, ein namenloser Frevel. So dachte Nikolaus Wolf: „Indigné de voir sa patrie livrée à la honte d'une invasion, il avait résolu de faire payer cher aux alliés l'affront que recevait la France“ — u. s. w.

Der befehdete Boden, worauf man lebte, hatte sich im Gefühl des elsässischen Volkes zuletzt in den unangreifbaren Boden verwandelt. Und was ich hier an der Hand der Sage und Anekdote als Auffassung des bildungsarmen Mannes angedeutet, das läßt sich noch viel bestimmter an der Hand der Geschichte und im besonnen klaren Urteile der Gebildeten verfolgen.

Die neuere Geſchichte des Elſaſſes gliedert ſich alsdann, im Hinblick auf das Land als Kriegsbühne, in drei Perioden. In der erſten wurde das Land geplagt vom Kriege, in der zweiten blieb es verſchont vom Kriege, und in der dritten profitierte es vom Kriege. Eine ſehr behagliche Klimax, die zugleich der ſteigenden Franzöſierung entſpricht; im Sommer 1870 iſt aber die Klimax abgebrochen worden.

Ich erſtrecke die erſte dieſer Perioden vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zum Jahre der Beſitznahme Straßburgs (1681). Es war eine Zeit der Gefahr, des Schreckens und der Unruhe; die Prophezeiung von der großen Schlacht ſchien ſich mehr als einmal erfüllen zu wollen. Die Straßburger wußten bis zuletzt nicht, wohin ſie ſich wenden ſollten; im Jahre 1661 löſte die Freie Reichsſtadt Kanonenſchüſſe bei der Geburt des Dauphin, und im Jahre 1667 bei der Geburt des kaiſerlichen Erbprinzen; ſeit dem letzten September 1681 aber kanonierte ſie gar nicht mehr. Schöpflin in ſeiner „Alsatia illustrata“ ſchließt zwar die Periode der Unruhe ſchon mit dem Weſtfäliſchen Frieden, der eben Elſaß an Frankreich brachte: „ab hoc demum tempore firmus certusque perstitit Alsatiae status.“ Allein das Bewußtſein der Feſtigkeit und Sicherheit wird weder in der gleichzeitigen Literatur ſo unbedingt ausgeſprochen, noch darf man die Erſchütterungen des holländiſchen Krieges von 1672—79 überſehen, die ſich im Elſaß ſtark genug bemerklich machten. Sehr richtig bemerkt der elſäſſiſche Geſchichtſchreiber Strobel, daß gerade durch den Weſtfäliſchen Frieden ein Zuſtand für das Elſaß geſchaffen wurde, der, ſtatt Frieden zu bringen, nur ſo lange denkbar war, als Deutſchland und Frankreich ohnehin im Frieden lebten. So kam denn auch bald genug der Krieg wieder ins Land. Dagegen war Frankreichs Gewaltherrſchaft durch die Wegnahme von Straßburg beſiegelt, und nun begann die elſäſſiſche Friedensperiode. Friede zu haben, wenn überall Friede herrſcht, das iſt nichts Beſonderes; aber im Frieden zu ſitzen, wenn ringsum der Krieg tobt, das iſt beneidenswert. Und dieſes Glück ſchmeckten die franzöſiſchen Elſäſſer zum erſten Male in Ludwigs ſchmachvollſtem Raubkriege gegen Deutſchland, im Orleansſchen Kriege von 1689—97. „Während dieſes Krieges,“

ſo ſchreibt Auffchlager ſehr charakteriſtiſch, „lernten die Elſäſſer und namentlich die Straßburger einſehen, wie viel ſie durch ihre Vereinigung mit Frankreich gewonnen hatten. Die Provinz blieb unverſehrt, indes die benachbarten Länder Deutſchlands alle Laſten und Leiden des Krieges tragen mußten." Ja, wie zum Trumpfe wurde Straßburg in denſelben Tagen durch Bauwerke verſchönert, wo man drüben die Pfalz verbrannte und das Heidelberger Schloß in die Luft ſprengte. Es iſt eine franzöſierende Tendenz ſpäterer elſäſſiſcher Geſchichtsauffaſſung, den gefeſteten friedensſicheren Zuſtand des Elſaſſes möglichſt hoch hinaufzurücken, ſo daß er mit der vollſtändigen franzöſiſchen Beſitznahme zuſammenfällt, wie ſie ſich 1681 vollendete.

Allein deutſchgeſinnte Männer, und darunter wohl auch genug Elſäſſer, hatten im Wendepunkte des 17. und 18. Jahrhunderts doch noch ganz andere Gedanken. Sie finden ſich in den Geſchichtsbüchern minder ſcharf ausgeſprochen als in den Flugſchriften und Pamphleten, welche damals, in ſolidem Quartformat gedruckt, aber faſt immer ohne Autornamen und Druckort, die Stelle des modernen Leitartikels ausfüllten. Ich habe eine ziemliche Anzahl ſolcher Schriften gefunden, welche tapfer ins Feld ziehen gegen die franzöſiſche Vergewaltigung von Elſaß und Lothringen und mehrerenteils vor und nach der Wegnahme Straßburgs oder während des Orleansſchen Krieges erſchienen ſind, dann aber auch in den Siegestagen Eugens und Marlboroughs (1704—1709), wo endlich das Strafgericht über Frankreich gekommen ſchien. Einige Titel- und Gedankenproben ſeien dem Leſer zum Verſuche dargeboten:

„Der abgezogene Frantzöſiſche Staats-Rock und deutſche Schutzmantel" (1675). Hier wird die Gewalttätigkeit Frankreichs und die Ohnmacht des Reiches in vielen ſehr ſcharfen Zügen gemalt, die Deutſchen werden zur Einigkeit aufgefordert. Denn ſchon „durch die gar zu leichte Überkommung des Elſaſſes werden die Franzoſen verſucht ſein, den Fuchspelz von 1648 demnächſt in einen Wolfsbalg zu verkehren". — Auch in einem „zeitvertreibenden Diskurs von den franzöſiſchen Niederlagen" (Schlacht von Saßbach u. ſ. w.) unter dem Titel: „Die Federn ſtieben, der Hahn mauſet ſich," wird zur Einigung der Deutſchen ermahnt,

damit der deutſche Adler dem galliſchen Hahn noch weiter die Federn rupfen könne. Die Natur dieſes Hahnes iſt mit gutem Witz gezeichnet in der Schrift: „Das Frantzöſiſche Traplier-Spiel“, wo wir die Staaten und Diplomaten Europas am Spieltiſch mit dem Franzoſen ſehen, der ſie faſt alleſamt überliſtet. Zuletzt erforſcht der Franzoſe ſein Gewiſſen und redet mit ſich ſelbſt: „Mein Spiel iſt zwar nicht recht, allein punctum honoris gehet für alles; entweder Kaiſer ſein oder nichts, und darum werde ich deſparat ſpielen.“ — Der „Franzöſiſche Apologiſt“, eine Flugſchrift von 1674, ſagt unter anderem: „Es iſt Frankreichs gewöhnlicher Gebrauch, daß es ſeine Freunde, wie der Schnitter die Garbe, mit der einen Hand zuſammendrückt und mit der anderen abſchneidet.“ — Der „Gründliche Bericht von dem jetzigen jämmerlichen Zuſtande der Cron Frankreich“ (1689) verſichert: „Die neuerworbenen Untertanen ſind recht wie Löwen und Wölfe, ſie knirſchen mit den Zähnen und ſind allezeit parat, ſobald ſie ihre Zeit erſehen, um ſich zu beißen. Die Franzoſenherrſchaft iſt ihnen ein Greuel.“ — Zum Leſen in gegenwärtigem Augenblick reizt beſonders ein Schriftchen: „Vorſchläge wie der Frantzoſe aus dem Elſaß und aus dem gantzen Römiſchen Reiche gantz und gar ausgerottet werden kann,“ vom Jahre 1705. Unter den weitgreifenden Vorſchlägen ſteht obenan, daß ſich die Alliierten, welche damals das Unterelſaß teilweiſe genommen hatten, des ganzen Elſaſſes bemächtigen müßten, als des ſteten Schlupf- und Ausfallwinkels der Franzoſen. Von Straßburg heißt es damals noch: „Die Bürger ſind dem römiſchen Reiche gewogen und würden lieber unter dieſer Freiheit als unter der Franzoſen ſchwerem Joche ſtehen.“ — Den im Jahre 1870 gerichteten ſchändlichen Satz, daß man Krieg nach außen anfangen müſſe, um die Revolution im Innern zu beſchwören, finde ich ſchon in einer Schrift von 1688 den Franzoſen zugeſchoben; ſie heißt: „Politiſche Gedanken über die Praetentiones von Frankreich.“ Der Verfaſſer ſagt: „Vor allen Dingen ſind die Franzoſen in immerwährendem Krieg, um das Feuer ihrer Jugend gegen die Benachbarten auszuſtoßen“ u. ſ. w. — Andere Broſchüren ſuchen durch ſtaatsrechtliche und rechtsgeſchichtliche Beweiſe die Anmaßungen der Franzoſen zu wiederlegen, ſo: „Nullitas iniquitas-

que reunionis Alsatiacae“ (1708); „Libertas Argentoratensium stylo Rysvicensi non expuncta“ (1707). Besonders zahlreich sind jene weitgreifenden Schriften, welche die alte Streitfrage erörtern, ob Karl der Große ein französischer König in Deutschland oder ein deutscher in Frankreich gewesen sei. Denn auch aus dieser Frage schlug man Kapital für oder wider den deutschen Länderraub der Franzosen, namentlich in Bezug auf Lothringen. Hieher gehören Büchlein, deren Titel schon klar genug sprechen, wie: „Christianissimus christianizandus, ou le moyen de réduire la France à un estat plus chrestien“ (1678); „Francopolitae wahrer Bericht von dem alten Königreich Lothringen und klarer Beweis, daß die französischen von den karolingischen fränkischen Königen anmaßlich hergeleiteten Sprüche .... nichtig und unrichtig seien“ (1682) und viele ähnliche.

Es weht ein frischer, patriotischer Geist in diesen oft hölzern genug geschriebenen Broschüren: man glaubte damals noch keineswegs überall, daß der Streit ums Elsaß schon endgültig entschieden sei. Aber als im Rastatter Frieden alle Hoffnungen abermals getäuscht worden waren, beruhigten sich die Elsässer völlig in dem Gedanken, daß ihr Land zwar dem Fremdling dienstbar, dafür aber eine kriegssichere Freistatt geworden sei statt einer Kriegsbühne. Und das Elsaß hat nachher in der Tat bis zum Jahre 1793 keinen Krieg gesehen, mit einziger Ausnahme eben jenes Pandurenlärms im österreichischen Erbfolgekriege. Die schlimme Episode währte aber nicht zwei Monate; sie erschien nur wie ein kurzes Donnerwetter, welches uns den blauen Himmel gleich darauf um so voller empfinden läßt.

So waren also die Elsässer in der deutschen Zeit vom Kriege geplagt, in der alten französischen vom Kriege verschont worden, und zwar umsomehr verschont, je länger sie Frankreich angehörten. Etwas zusammengesetzter ist die Natur der dritten Periode — seit der großen Revolution. Ich möchte sagen, es war die Zeit, wo die Elsässer vollends gar die dämonischen materiellen Vorteile des Krieges kennen, den ideellen Kriegsruhm in einzelnen ihrer eigenen Söhne feiern lernten, ja selber aus einem Friedensvolke ein soldatisches Volk wurden, während sie doch wiederum die Kriegsnot nur vorübergehend am eigenen

Leibe spürten, auch darin wieder augenfällig begünstigt vor ihren deutschen Stammesbrüdern überm Rheine.

Da die erste Hälfte dieser Periode am tiefsten auf die Volksstimmung der Gegenwart einwirkte, will ich sie etwas genauer darstellen.

Noch kurz vor dem Ausbruche der Revolution (1782) schreibt ein guter einheimischer Kenner von Land und Leuten: „Die Talleute in allen Gegenden des Elsasses sind fast durchweg eigensinnig, auf ihre alten deutschen Freiheiten erhitzt und mißtrauisch gegen Fremde; hingegen wohltätig, getreu und offenherzig gegeneinander, nur vor dem Soldatenstande haben sie eine starke Abneigung.“ Wie gründlich hat sich das geändert! Und merkwürdig genug hat der Elsäßer die Erhitzung für seine alten deutschen Freiheiten und die Abneigung gegen Fremde und gegen den Soldatenstand fast gleichzeitig und im engen Zusammenhange abgelegt.

Als im Jahre 1793 die Österreicher siegreich ins Unterelsaß drangen und bis vor Straßburg kamen, wurde freilich der mauerfeste Glaube an die unantastbaren Grenzen Frankreichs und die Immunität des Elsasses von Kriegsnöten etwas wankend. Schon bei der ersten Nachricht vom Fall der Weißenburger Linien gerieten die Straßburger in gewaltige Bestürzung, und man glaubte lieber die übertriebensten Gerüchte von völliger Niederlage der Franzosen, als die beruhigende Gegenbotschaft, welche nur von geordnetem Rückzuge erzählte. (Umso schwerer kam es dann umgekehrt die Straßburger 1870 an, die Siegeslügen der Franzosen nicht zu glauben.) Eine Belagerung gewärtigte man damals sofort und mit Schrecken. Als die Österreicher in Hagenau einrückten, wurden sie mit Jubel empfangen. Die Bewohner vieler katholischer Dörfer des Unterelsasses zogen ihnen mit weißen Fahnen als Befreiern entgegen, als Befreiern doch wohl zunächst von der Herrschaft des Pariser revolutionären Atheismus, während bekanntlich umgekehrt gerade katholische Dörfer des Unterelsasses im Sommer 1870 ganz besonders von den Pfaffen verhetzt waren gegen die deutschen Sieger, welche sie vermeintlich in die Bande der Ketzerei schlagen würden!

Aber die Strafe für den Zweifel an Frankreichs endlichem

Siege und für die deutschen Sympathien folgte 1793 auf dem Fuße. Nachdem die Österreicher bald wieder zurückweichen mußten, wanderten an 50000 Menschen aus der Gegend von Hagenau aus, in nur allzu begründeter Furcht vor der Rache der französischen Revolutionstribunale. Die „heilige Propaganda“ zu Straßburg machte den Elsäßern begreiflich, daß deutsch gesinnt gleichbedeutend sei mit aristokratischer, pfäffischer, antirepublikanischer Gesinnung, und aus einer Verteidigung der selbständigen Straßburger Jakobiner (in der Zeitschrift „Argos“) ersehen wir, daß man auch deutsch und „erzwungen“, erkünstelt, als Synonyme gebrauchte, während das Naturgemäße immer französisch war. Der Straßburger Maire Monet wies in einer Volksrede nach (21. Floréal II), daß der Hauptgrund für den Erfolg, den die Feinde der Republik im Elsaß gehabt, in dem germanisme der Bevölkerung zu suchen sei, bei welcher noch vor kurzem „Franzos“ oder „Welscher“ als ein Schimpfwort gegolten habe. Nur durch Ausrottung deutscher Sprache und Sitte könne man eine ewige Scheidewand zwischen der Freiheit und Sklaverei errichten und das Elsaß völlig mit der Republik verschmelzen. Darum sollte man die von deutschgesinnten Bürgern verlassenen Güter bei Weißenburg und Hagenau an die Familien verdienter französischer Soldaten verteilen, verdienten Elsässern dagegen Grundstücke im Innern Frankreichs anweisen: dann erst würde die Grenze des rechten und linken Rheinufers eine unzerstörbare Volksgrenze werden und die „germanische Barbarei“ im Elsaß verschwinden.

Der rasch vorübergegangene Einfall der Österreicher vermochte also den Glauben durchaus nicht zu brechen, daß allein unter dem Banner Frankreichs eine Assekuranz gegen die Rückkehr der alten Kriegsdrangsale gegeben sei. Im Gegenteil. Dem mißlungenen Versuche des Feindes und dem wankenden Glauben der Hagenauer war die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Von außen drohte der kleine Schrecken, aber wer sich vor ihm fürchtete, der verfiel dem großen Schrecken im Innern. Die „eine und unteilbare Republik“ wurde nun zum ehernen Dogma, welches sich unter dem Kaisertume noch befestigte. Nicht bloß Frankreich hatte gesiegt, auch seine Staatsform; Republik und Cäsarismus besiegten die Welt; nicht bloß in dem Territorialverbande mit Frankreich,

auch in der Form des französischen Staatslebens schien die Unnahbarkeit des Grenzlandes verbürgt. Und was diese damals in der Tat mit gewaltiger Lebenskraft erfüllte Form geleistet hatte, das glaubte man später auch von der nachgemachten toten Form wieder hoffen zu dürfen, ein Wahn, der sich heute schon so furchtbar gerächt hat und doch noch immer den Sinn der Franzosen bestrickt und des deutschen Elsässers obendrein. Der letztere verlernte dabei ganz die Begriffe „Staat" und „Nation" zu unterscheiden und verlor alles Verständnis für deutsches politisches Leben. Er sah nur noch die äußere Ohnmacht der deutschen Zustände, den innerlich arbeitenden politischen Geist des Volkes ahnte er nicht, und die deutschen Flüchtlinge, welche jahrelang in Straßburg weilten, werden ihm denselben schwerlich enthüllt haben.

Die Zeit Napoleons I. war in vielem Betracht sehr günstig für das Elsaß. Schon unter dem Direktorium konnte der Elsässer mit übereinandergeschlagenen Armen zusehen, wie der Krieg bei den Nachbarn jenseits des Rheines wütete, während sein Heimatboden verschont blieb. Die alte Kriegsbühne war jetzt Zuschauerbühne geworden. Das empfanden die Straßburger wohl niemals stolzer und befriedigter als in den letzten Septembertagen 1805 (der September ist ein merkwürdiger Monat für Straßburg), wo Napoleon mit Josephine in der Stadt verweilte, umgeben von seinen Feldherren und dem glänzendsten Hofstaate, indes die große Armee von Boulogne bereits durch die Pfalz und das Elsaß nach Deutschland marschiert war. Napoleon ging dem Siegestage von Austerlitz entgegen. Josephine hielt während des Winters Hof in Straßburg, bis der Kaiser am 22. Januar 1806 als Triumphator zurückkehrte. Die „Porte d'Austerlitz" (heute wieder das alte „Metzgertor") empfängt darum bedeutsam den aus Deutschland kommenden Reisenden, während sich auf der von Deutschland abgekehrten Südwestseite das „Nationaltor" öffnet. Als Napoleon zum zweiten Male in Straßburg erschien, am 15. April 1809, da galt es einem neuen Feldzuge zur Beugung Österreichs, und ein Jahr später hielt Marie Luise, die österreichische Kaisertochter, als Gemahlin des französischen Eroberers ihren festlichen Einzug in Straßburg. So

wurden die denkwürdigsten Tage der Stadt in jener staatenzertrümmernden Zeit vielmehr Tage des Glanzes, leuchtende Erinnerungstage weltgeschichtlicher Ereignisse für Kind und Kindeskind. Eine Periode, welche für die deutschen Brüder am anderen Ufer zerstörende Kriegszeit gewesen ist, war für die Elsäßer eine Zeit des Friedens, des besonderen Aufblühens von Landbau und Industrie. Ja der Krieg selber brachte diesen sicheren Grenzstrichen ganz neue Formen gewinnreichen Verkehrs. Die Truppenmassen, welche über die Grenze zogen, erhielten hier den höheren Kriegssold, verzehrten viel und zahlten bar, Armeedepots wurden gebildet, Lieferanten fanden hier den vorteilhaftesten Ort, und der kriegerische Hofstaat Napoleonischer Marschälle und Generale wog im Verbrauchen oft einen fürstlichen Hofhalt auf. Ähnlich ging es, beiläufig bemerkt, auch in Mainz, und die Mainzer haben wenigstens diese schöne Seite der französischen Zeit lange nicht vergessen. Die Straßburger aber hatten obendrein das gleiche Glück und gleiche Vorteile schon einmal hundert Jahre früher vorgekostet, während des Orleansschen Krieges. Da mochte man wohl auch eine Fortsetzung in aller Zukunft erwarten.

Freilich kam statt ihrer zunächst die Kehrseite in den Jahren 1814 und 1815. Aber auch damals fügte es sich, daß die Kriegsnot, welche das Elsaß traf, nur wie eine Episode erschien. Der Hauptstoß gegen Frankreich wurde nicht hier im Südosten geführt, die oft prophezeite Entscheidungsschlacht nicht bei Straßburg geschlagen. Die beiden Belagerungen der Stadt in jenen zwei Kriegsjahren konnten den festen Platz nicht gewinnen, der von nun an umsomehr auf seine Jungfräulichkeit pochte; und als fremder Einfluß beim Friedensschlusse die Heimkehr des Elsasses zu Deutschland vereitelte, berief man sich zu Gunsten Frankreichs geradezu auf das unbesiegte Straßburg. Ursache genug, daß wir's 1870 ernstlicher mit der Belagerung nahmen. Zwar wurden im zweiten Pariser Frieden die Kantone Landau, Dahn, Bergzabern, Kandel von Frankreich abgelöst und die französische Grenze von der Queichlinie zur Lauterlinie zurückgedrängt. Allein diese Rückgabe geraubten Gutes war zu klein, um den Aberglauben an die „heiligen Grenzen" Frankreichs und an die unbedingte Kriegssicherheit seines elsässischen Grenzwalles zu brechen,

und doch groß genug, um den Groll gegen Deutschland und den Anspruch auf Wiedererwerb derart lebendig zu erhalten, daß ein besonnener Gelehrter wie Ernst Renan (in seinem offenen Briefwechsel mit Strauß) selbst nach der Schlacht von Sedan Landau noch als ein Besitztum bezeichnen konnte, welches ein allgemeiner Friedenskongreß Frankreich zurückgeben müsse, um unverrückbare Grenzen und stete Freundschaft zwischen den beiden großen Nachbarn herzustellen!

Zweimal war Frankreich hart daran, das Elsaß zu verlieren: 1709 und 1815, und beidemal wurde ihm wie durch ein vom Himmel gefallenes Glück die kostbare Provinz doch noch gerettet. Die Schlacht von Malplaquet hatte im erstgenannten Jahre Ludwig XIV. so weit gebracht, daß er selbst das früher von Holland vergebens geforderte Elsaß als Friedensopfer darbot. Allein unversehens wandte sich in der letzten Stunde das Blatt durch eine Kette von Glücksfällen, unter welchen der Sturz des Herzogs von Marlborough am meisten betont zu werden pflegt. Wir haben uns wohl manchmal an der Intrige ergötzt, wie sie Scribe im „Glas Wasser" geistreich heiter im französischen Sinne darstellt, ohne uns zu erinnern, daß dieses Glas Wasser auch über das Schicksal unseres Elsasses mit entschieden hat. Das andere Mal — im Jahr 1815 — war es statt einer Intrige von Hofherren und Hofdamen eine Intrige der Diplomatie, welche ebenso unerwartet das schon fast verlorene Elsaß den Franzosen wieder in den Schoß warf. Sie bietet zu keinem Lustspiele Stoff. Aber es ist ein Wunder, daß die Elsässer an den französischen Glücksstern glaubten und immer noch glauben?

Das alte Elsaß, das Land der Kriegsnot, wurde unter den Franzosen vielmehr ein Land des Kriegsglücks, es kam aus der Kriegsgefahr in Kriegssicherheit. Die Franzosen dürfen einfallen in fremdes Land, aber kein Fremder darf einfallen in Frankreich; das wäre völkerrechtswidrig. Kein Wunder, daß sich bei einer so günstigen Umkehrung deutsche Art und Gesinnung völlig in französische umschmolz.

Dasselbe Ergebnis zeigte sich aber auch noch auf einem anderen nahe liegenden Punkte. Während sich das alte Elsaß mit der Franzosenherrschaft aussöhnte, weil sie ihm mindestens

Ruhe sicherte, und die Elsässer in der ruhigen Zeit des vorigen Jahrhunderts als ein wenig kriegerisches Volk erschienen, wurden sie seit den Revolutionskriegen geradezu ausgezeichnete Soldaten und bildeten eine Spezialität in der französischen Armee, vorab unter der Reiterei. Wenige Provinzen Frankreichs haben während jener großen Kriegsperiode so viel namhafte Generale geliefert wie das Elsaß. Es war, als habe sich die geistige Triebkraft des Volkes, in den Friedenskünsten zurückgehalten durch die nationale Halbwüchsigkeit, darum doppelt stark in der Kriegskunst Luft gemacht. Die erste siegreiche Schlacht der revolutionären Franzosen gegen die Preußen wurde, so sagen die Elsässer, von einem Elsässer geschlagen, von Kellermann bei Valmy; und in der Schlußszene der Napoleonischen Kriege kämpfte ganz zuletzt der Elsässer Rapp bei Straßburg noch gegen die Verbündeten, obgleich dort die Niederlage von Waterloo, ja der Einzug der Sieger in Paris bereits bekannt geworden war. Lefevbre, der Müllersohn aus Ruffach, gewann sein Titulaturherzogtum (in partibus infidelium) an der äußersten Nordostecke Preußens, als Herzog von Danzig; und der Elsässer Kleber fand als Republikaner zwar keinen Herzogshut, aber doch frische Lorbeeren unter dem ägyptischen Gluthimmel. Ortener, Dentzel und andere wären noch zu nennen neben vielen elsässischen Offizieren, deren wenigstens die Spezialgeschichte der Napoleonischen Kriege mit Ehren gedenkt.

In dem Rundschreiben des stellvertretenden Ministers Grafen de Chaudordy von Tours, 10. Oktober 1870, ist es für unmöglich erklärt, daß das Herz Frankreichs sich je von den Gegenden lossage, „welche so vieles so edel ertragene Unglück und so vieles so glorreich vergossene Blut durch ein unauflösliches Band mit ihm verbinden". Auf das Band der nationalen Blutsgemeinschaft berufen wir uns beim Elsässer; der Franzose auf die kriegerische Blutsverbrüderung.

Als Deutschland vor siebenzig Jahren am tiefsten daniederlag, stieg das Elsaß zu hohem Gedeihen; als wir danach vom Kriege zertreten wurden, erfreute es sich des Friedens; als wir uns dagegen wieder erhoben hatten, begann für jenes Bruderland nach dem Sturze Napoleons ein Jahrzehnt trau-

rigen Verfalls. In der Königszeit des 18. Jahrhunderts, wo die Elsässer noch überwiegend deutsch geartet waren, nahmen sie nicht teil an der großen Politik und am Kriegsruhme; in den Tagen der Republik und des Imperators dagegen, wo sie von Herzen Franzosen wurden, tauchten plötzlich politische und kriegerische Talente auf. Es war nicht mehr das mattherzige Paktieren des Unterworfenen mit dem stolzen Sieger wie bis dahin, sondern die Elsässer standen jetzt selbst inmitten der Sieger, sie imponierten den Franzosen, während ihnen gleichzeitig die Franzosen imponierten. Das sind Tatsachen, welche uns tief in die Seele schneiden, aber sie sind wahr und lösen neben hundert anderen das völkerpsychologische Rätsel, warum die deutschen Elsässer heute so schwer daran wollen, aus künstlichen Halbfranzosen wieder zu werden, was sie von Natur sind, ganze Deutsche.

Ich beende dieses zweite Kapitel, indem ich es an mein erstes anschließe. Die innere Umkehrung des Landescharakters als Kriegsbühne bedingte auch einen äußern, einen geographisch-militärischen Frontwechsel, welcher dem Frontwechsel des friedlichen Straßenlandes parallel läuft.

Topographen aus der Zopfzeit schreiben, drolliger- und doch ernstgemeinterweise, der Name Elsaß heiße eigentlich „Edelsaß" und rühre von den vielen Edelsitzen her, von den hundert Burgen und Festen, deren Trümmer heute noch — ein echt deutsches Landschaftsbild — so manchen elsässischen Waldberg bekrönen. Diese alten Festen beherrschten aber vorab die Vogesen, und abgesehen von der Burg aller elsässischen Burgen von Straßburg, waren früher auch viele Städte in den Vogesenpässen und hart am Ostsaume der Vogesen, wo sich das Gebirg zur Ebene öffnet, durch ihre festen Mauern auszeichnet.

Das kehrte sich um in der Franzosenzeit. Jetzt wird unter Vaubans leitendem Geiste das Burgenland Elsaß ein Festungsland im modernen Sinne; die meisten und stärksten Festungen aber werden am Rhein erbaut, ja das Elsaß schob seine Brückenköpfe, wo es nur konnte, zeitweilig sogar über den Rhein. Wenn ein Land dem Nachbarlande kulturgeschichtlich den Rücken kehren will, so weist es ihm fortifikatorisch die Zähne. Ein solches Bild gewährt der Anblick elsässischer Landkarten aus dem vorigen Jahr-

hundert. Hüningen, Neubreisach mit der „Strohstadt“ auf der Rheininsel, Kolmar, Schlettstadt, die Straßburger Zitadelle mit der befestigten Insel und dem Kehler Brückenkopf, Fort Louis im Rheine, Lauterburg, die Weißenburger Linien — halb Wall, halb „Gebücke“ aus verflochtenen Zweigen und Stämmen — vom Berg zum Rheine und endlich Landau: das waren die Zähne, welche das Elsaß Deutschland wies, während seine neuen Straßen und Kanäle uns den Rücken kehren. Freilich hatten auch die Vogesenpässe noch manche starke Feste, Belfort voran, doch in weit minderem Zusammenhange als die Rheinebene.

Ein charakteristisches Beispiel dünkt mir hier Elsaß-Zabern. Den wichtigsten Paß beherrschend, der vom unteren Lande ins innere Frankreich führt, und im Knotenpunkte mehrerer Straßen gelegen, war es schon zu Römerzeiten eine starke Festung, und die uralten dicken Mauern mit zweiundfünfzig Türmen wurden noch im 17. Jahrhundert stellenweise für Römerwerk erklärt. Da ließ Louvois im Jahre 1677 die Mauern der damals noch bischöflich-straßburgischen Stadt schleifen, und man begnügte sich später mit der Deckung des Passes, welche das unfern auf der Höhe gelegene Pfalzburg gewährte. Heutzutage würde Zabern als Festung die Straßburg-Pariser Eisenbahn sperren, während Pfalzburg an der Landstraße in die Ecke geschoben ist. So lag denn im Sommer 1870 die ganze Bahnlinie von Hagenau bis Toul sofort den deutschen Heeren offen. Wäre Zabern auch nur auf vierzehn Tage zu halten gewesen, welche Schwierigkeiten hätten sich im entscheidendsten Zeitpunkte unserer Südarmee entgegengestellt! Aber das ganze Elsaß, als „Bollwerk gegen Deutschland“, war schon von Vauban in dem Sinn gedacht, daß der Rhein den schlechthin zu verteidigenden Grenzgraben bilde. Und die spätere Zeit, welche den französischen Boden schon für „heilig und unantastbar“ ansah, ging über das Vaubansche Verteidigungssystem des Landes kaum hinaus, ließ es aber hier und da lückenhaft werden. Die deutschen Kanonen haben im gegenwärtigen Jahre zum öftern alte Vaubansche Werke begrüßt, und die moderne Spezialkarte des Elsasses zeigt uns bei Neubreisach, Schlettstadt, Straßburg, Pfalzburg wie bei den Festungsfragmenten von Weißenburg und bei unserem Landau überall noch die wohl-

bekannten Grundformen der Bauart jener Zeit. Dieſe Feſten entſtanden eben in neuer Form, als Frankreich die Front des ganzen Elſaſſes umkehrte. Später aber, nachdem das Vaubanſche Syſtem veraltet war, dünkte das Elſaß den Franzoſen nicht mehr der natürliche Walplatz zwiſchen Frankreich und Deutſchland, ſondern vielmehr ein Ausfallgebiet, woraus ſie hervorbrachen, aber wohin niemand mehr hereinbrechen werde. Und ſo verſäumte man, das Land auf die ſtärkſte Verteidigung im modernen Stile einzurichten. Die Elſäſſer hätten ſich dann ja wohl gar ſtatt des franzöſiſchen Dogmas von den unantaſtbaren Grenzen der alten deutſchen Sage erinnert, daß auf ihrem Boden der große Entſcheidungskampf ausgefochten werden ſolle.

III

Zwiſchenland

Ich unterſcheide zweierlei Art von Franzöſierung des Elſaſſes. Die eine bezweckte die politiſche Verſchmelzung der Provinz mit dem Staate, und machte die Bewohner franzöſiſch geſinnt, indem ſie ihr Intereſſe, ihren Dank, ihre Teilnahme zu gewinnen ſuchte. Sie ward auch am früheſten anerkannt von Leuten, die ſonſt gute Deutſche ſein und bleiben wollten. So geſchah es durch die Straßen und Kanäle, ſo durch die ſichernde Kriegspolitik und die geordnet zentraliſierende Verwaltung des Großſtaates.

Die andere Art dagegen ſtieß auf frühen und zähen Widerſtand. Sie wollte unmittelbar deutſche Sitte und Sprache ausrotten und franzöſiſche an ihre Stelle ſetzen, ſie traf alſo geradeswegs die Nationalität. Vielleicht war jene mittelbare, mitunter ſogar abſichtsloſe Franzöſierung von tiefer greifendem Erfolge; die unmittelbare, oft gewalttätige war aber ohne Zweifel augenfälliger. Darum nahm man ſie meiſt allein in Betracht, wo von dem durch Liſt und Zwang entdeutſchten und verwelſchten Volke des Elſaſſes geredet wird.

Beide Arten zu franzöſieren, die feine politiſche und die grobe nationale, haben ihre beſondere Chronologie; ſie waren

nicht immer gleichzeitig, wechseln, ergänzen und verbinden sich vielmehr in verschiedenen Perioden. So traten seit dem Raube Straßburgs die bewußten, vordringlichen Angriffe auf deutsche Art und Sprache derb in den Vordergrund, während sie nach Ludwigs XIV. Tode eine geraume Weile gleichsam in der Schwebe blieben. Zur Revolutions- und Kaiserzeit überwog die politische Anziehungskraft des französischen Reiches als der sieggewaltigen Großmacht, und man mochte es fast für überflüssig halten, die Elsässer zum Französischsprechen zu zwingen, da sie es ja von selbst lernten samt ihren Rheinbundsbrüdern überm Rheine. Anders lag die Sache seit 1815 und namentlich seit 1830. Der Gedanke des nationalen Staates war in den Befreiungskriegen auch bei dem deutschen Volke erwacht; nicht aus Gründen des historischen Rechts, sondern wegen des nationalen Volkszusammenhangs hatte die öffentliche Meinung Deutschlands das Elsaß zurückgefordert. Und diese echt moderne Idee, daß der Staat aus dem Volke erwachse und die natürliche Volksgemeinschaft die einzig dauerhafte Grundlage aller Staaten sei, schlug immer tiefere, breitere Wurzeln. Man mußte also die Elsässer möglichst rasch und gründlich ihrer angestammten Volksgemeinschaft entreißen, um allen künftigen Ansprüchen dieser Art vorzubauen. Und obgleich die Elsässer politisch wirklich bereits korrekte Franzosen waren, blieben sie national, in ihrem angeborenen Volkstum doch noch immer gar zu deutsch und inkorrekt. Daher steigerte die französische Regierung ihre Angriffe auf deutsches Wesen im Elsaß in dem Maße, als das Nationalitätsprinzip lebendiger von allen Völkern Europas erfaßt und auch, soweit möglich, praktisch gefordert wurde. Ludwig Philipp und Napoleon III. bezeichnen zwei Steigerungsgrade dieser Angriffe. Der dritte Napoleon aber mußte schon um deswillen ganz besonders energisch gegen jeglichen Bestand deutschen Wesens vorgehen, weil er in Italien als der Vorkämpfer des Nationalitätsprinzips aufgetreten war und sich die Elsässer doch nicht mit seinem eigenen Prinzip abstreiten lassen wollte. Seine Maßregeln gegen das Deutschtum der französischen Provinz waren freilich weit feiner als die plumpen Ordonnanzen Ludwigs XIV., aber eben darum auch weit gefährlicher.

Dies der allgemeine Gang. Ich greife mir hier aber zunächst nur eine Episode aus diesem zweihundertjährigen Prozesse der Französierung, um zu zeigen, wie und warum das Elsaß dennoch fortwährend in der nationalen Schwebe blieb, ein Zwischenland, welches nicht nur kraft seiner Volksnatur, sondern selbst infolge der französischen Maßregeln niemals ganz französisch werden konnte.

Es besteht ein seltsamer Widerstreit zwischen der äußeren politischen Verfassung und der im Elsaß geübten französischen Kulturpolizei bis zum Jahre 1789, ein Widerstreit, der das Volk fast mit gleicher Stärke nach Paris hinüber- und nach Deutschland herüberzog, also sich gegenseitig nahezu aufhob. Und da dieses Hin- und Herziehen gleicherweise von der französischen Regierung funktioniert war, so birgt es eine reizende Ironie.

Man lege sich staats- und verwaltungsrechtliche Aktenstücke von zweierlei Art auf die rechte und linke Seite, so hat man diesen ironischen Widerstreit schwarz auf weiß und in strenger juristischer Form beurkundet. Rechts liegen jene Dekrete der „Ordonnances d'Alsace", welche französische Sprache, Sitte und bürgerliche Einrichtungen befehlen, und links die Verträge des Westfälischen Friedens, die Kapitulation von Straßburg und jene Ordonnanzen, durch welche der Ritterschaft und einzelnen Städten noch immer ein schmaler Fortbestand aller Vorrechte verbrieft wurde. Wir sehen da ein Sonderleben, eine bunte Mannigfaltigkeit, die uns dann doch wieder mehr altdeutsch als neu französisch anmutet.

Um deutlicher zu reden, hebe ich charakteristische Züge aus den Akten rechts und links hervor. Zunächst Maßregeln der unmittelbaren Französierung.

Eine Verordnung vom Jahre 1685 gebietet allen Richtern, Magistraten, Notaren und Gerichtsschreibern, ihre Akte französisch abzufassen, bei Strafe und Gefahr der Nichtigkeit. Es ergeht ein Befehl an alle Elsässer, sich französisch zu kleiden, der aber nicht auszuführen war. Wir mustern die Namen der Militärgouverneure und Zivilintendanten der Provinz von 1648—1789 und finden lauter Franzosen; wir sehen uns die Präsidenten des obersten Gerichtshofes, des „hohen Rates in Kolmar" an und

entdecken von 1658—1789 zwiſchen lauter franzöſiſchen nur zwei deutſche Namen. Die Jeſuiten werden dem Lande aufgedrungen und lehren in den höheren Schulen lateiniſch ſprechen und franzöſiſch denken; ſie bekämpfen das Luthertum und im Luthertume das Deutſchtum. Die elſäſſiſchen Proteſtanten ſollen, laut einer Ordonnanz von 1681, ihre Kinder nicht im Auslande — d. h. zunächſt in Deutſchland — erziehen laſſen, damit ſie draußen keine Grundſätze annehmen, welche „den Gehorſam gegen den franzöſiſchen Staat" erſchüttern könnten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes konnte zwar de jure auf das Elſaß keine Anwendung finden, weil hier eben die ſtaatsrechtlichen Verträge, welche ich auf die andere Seite gelegt habe, den Rechten der Proteſtanten ihre ganz eigene Grundlage gaben; allein de facto verfuhr man doch in einzelnen Fällen genau wie im übrigen Frankreich, wo das Edikt widerrufen war. Ein redender Zeuge dieſes widerſprechenden Maßes iſt das Dorf Überach bei Hagenau. Hier ſiedelten ſich hugenottiſche Familien an, welche 1685 wegen des aufgehobenen Edikts aus Frankreich nach dem Elſaß geflohen waren. Sie verloren aber hier ihren Proteſtantismus und bewahrten nur bis heute ihre franzöſiſchen Namen inmitten einer ganz deutſchen Bauernſchaft.

So haben es die Franzoſen von Anbeginn an grobem und ſanftem Drucke des Geſetzes wie der Geſetzwidrigkeit nicht fehlen laſſen, um die Elſäſſer Deutſchen Franzöſiſch ſprechen und denken zu lehren. Und wenn auch die erſte Generation ſtarr widerſtand, ſo ward doch ſchon die zweite weit fügſamer.

Aber die Franzoſen ſtanden ſich ſelbſt wiederum im Wege durch die territoriale Verfaſſung, die ſie dem Elſaß gegeben oder doch widerſtrebend gelaſſen hatten. Da komme ich denn auf die zweite, auf die Gegengruppe meiner lehrreichen Aktenſtücke. Frankreich hat das Elſaß bekanntlich ſtückweiſe, nach und nach, hinweggenommen; die Hauptſtücke 1648 und 1681. Betrachtet man's aber genau, ſo haben die Franzoſen das, was ihnen heute als das ganze und unteilbare Elſaß vorſchwebt, nur ſiebzehn Jahre beſeſſen, von 1798—1815. Denn Mülhauſen kam erſt 1798 hinzu, und Landau mit der Umgegend 1815 wieder hinweg. Das heißt ſie hatten das Elſaß nur ganz zu einer Zeit, wo es

offiziell gar kein „Elsaß“ mehr gab. Auf den Spezialkarten des 18. Jahrhunderts sieht dann ferner das königlich französische Elsaß noch gar nicht wie ein rechtes Stück Frankreich aus, sondern immer noch vielmehr wie ein Stück Deutschland, vorab das Unterelsaß. Hier verwirren sich die Linien und Farben kleinerer und größerer Gebietsteile so bunt wie nur irgend überm Rheine im heiligen römischen Reiche. Da gibt es Exklaven pfalz-zweibrückenschen Landes neben markgräflich badischen, landgräflich hessen-darmstädtischen, gräflich hanauischen, bischöflich speirischen und straßburgischen Besitzungen; Leiningen-Dachsburg und Westerburg tritt auch teilnehmend hinzu, Horburg-Württemberg, Fleckenstein u. a. Auch der zahlreiche ritterschaftliche Adel behauptet daneben noch Überreste seiner territorialen Privilegien, „sofern sie den französischen Gesetzen nicht entgegenstanden“, und obgleich tatsächlich aller Adel mittelbar geworden war, nannte man doch bis zur Revolution die unterelsässische Ritterschaft die „unmittelbare“, die oberelsässische die „mittelbare“ Ritterschaft — lediglich in Erinnerung vergangener Reichszeiten, wo der Adel des oberen Landes unter österreichischer Hoheit gestanden, während er sich im Niederelsaß als reichsunmittelbar behauptet hatte. Das war gerade so, wie der Elsässer vor hundert Jahren noch im Kopf nach altem deutschen Gelde rechnete, nach Kronen, Gulden, Schillingen, Rappen, Batzen und Plapperten, indes ihm die französischen Münzen längst als die offiziell allein gangbaren durch die Hände liefen.

Nun standen freilich jene buntscheckigen reichfürstlichen Enklaven unter französischer Hoheit und die Reichsfürsten selbst galten in Betracht dieser Ländereien als Vasallen der Krone Frankreich. Allein dessenungeachtet verleugnete sich ein engerer Zusammenhang jener reichsfürstlichen Länderstreifen mit Deutschland nicht, namentlich im Gegensatze zu den anderen elsässischen Gebietsteilen, welche dem französischen Zepter allein und unmittelbar unterworfen waren. Es mag paradox klingen und ist dennoch eine einfache Wahrheit: der Partikularismus zersetzte Deutschland äußerlich, aber er kräftigte es von innen, und aus dem Partikularismus erwuchs bei uns allezeit das Nationalbewußtsein. So trug auch der in dem Elsaß des 18. Jahr-

hunderts fortlebende deutsche Partikularismus und Individualismus wesentlich dazu bei, die Elsässer deutsch zu bewahren, deutsch in ihrer Passivität und Abschließung. Und wie bei schwebenden Gegenständen ein kleines Gewicht, ein leiser Anstoß die Richtung bestimmen kann, so zog das Kleinleben die abgeschlossenen Leute immer wieder politisch, sozial und — wenn das verpönte Wort erlaubt wird — auch gemütlich nach Deutschland hinüber. Die Kleinwirtschaft konnte sie nicht mit starkem Impulse wecken, aber sie träumten in ihr doch den Traum der alten Zeit fort bis auf bessere Tage. Und was ein Volk lange geträumt hat, kann in der Stunde des Erwachens von mächtigem, von höchst realem Einflusse werden.

Ein weiteres Bild zentrifugaler Gliederung des Gebietes zeigt uns die kirchliche Landkarte des Elsasses im 18. Jahrhundert. Heutzutage ist die Sache sehr einfach: die elsässischen Katholiken gehören zum Bistum Straßburg, welches seinerseits wiederum dem Erzbistum Besançon untergeordnet ist. Ganz anders vor der Revolution. Damals hatten fünf Bistümer teil am Elsaß: Straßburg, Metz, Basel, Speier, Besançon — also nur eins, welches im Zentrum des Landes gegründet war, neben zwei, die in fremden Staaten, und zwei, die in fremden Provinzen ihren Mittelpunkt hatten. Dazu besaßen die Lutheraner ihre eigenen „Konvente" und Konsistorien; die vier reformierten Gemeinden dagegen erhielten ihre Pfarrer mehrenteils aus Bern und Basel, und die Pfarrer bezogen auch ihren Unterhalt teilweise aus der Schweiz. Also auch hier eine Zerstückelung, die weit mehr deutsch als französisch aussah. Aber gerade durch diesen Gegensatz zum französischen Wesen bewahrte sich auch anderswie das deutsche. Als die Revolution und Napoleon zentralisierten und ausebneten, da wich das Deutschtum aus all den tausend kleinen Winkeln, worin es sich eingeklammert und verborgen hatte. Wäre das hundert Jahre früher geschehen, dann würde das Elsaß heutzutage kaum weniger französisch sein als das westliche Lothringen.

Darum blieben auch die elsässischen Bauern deutscher als die Städter, weil der Bauer allezeit partikularistischer ist. Indem er über seine Gemeinde, seinen Gau nicht hinausging, kam er auch nicht recht nach Frankreich. Er behielt die deutsche Sprache,

nicht aus nationalem Bewußtſein, ſondern weil er kein Franzöſiſch gelernt hatte. Wozu hätte er das auch im Kleinleben ſeines Dorfes gebraucht? Und weiter blieb auch das Deutſch der Gebildeten hier vorherrſchend mundartlich bis auf dieſen Tag, weil ihre ganze Bildung mundartlich war. Der gebildete Elſäſſer ſpricht, wie bekannt, noch immer kein ſonderlich reines Franzöſiſch, allein er ſpricht das Franzöſiſche dialektfreier als das Deutſche. Denn im Franzöſiſchen ging er über die Provinz hinaus, zum großen Staate, in die Welt; im Deutſchen kehrte er in ſeinen engſten Heimatgau zurück. Leute, welche kein Verſtändnis für Seele und Herzſchlag der Mundarten beſitzen, nennen das Elſäſſerdeutſch grob, roh, ungeſchlacht. Es iſt nicht gröber als andere Dialekte, aber es hat ſich ſpröder in ſich ſelbſt zurückgezogen, weil die lebendige Wechſelwirkung mit der deutſchen Geſamtſprache unterbunden war. Hieraus quillt ſogar ein eigentümlicher Vorzug: die große Menge origineller, uralter und echt deutſcher Ausdrücke, welche dem Elſäſſer eigen iſt. Seine Mundart teilt dieſen Vorzug wie den ungerechten Vorwurf des Groben und Ungeſchlachten mit dem Schweizerdeutſch aus ganz verwandten Gründen. Nur mit dem Unterſchiede, daß der gebildete deutſche Schweizer, wenn er „gut Deutſch“ ſpricht, ein beſſeres Deutſch redet als der gebildete Elſäſſer, wenn er ſich im Hochdeutſchen verſucht. Denn die Schweiz lag ſeit geraumer Zeit näher bei Deutſchland als das Elſaß, es gingen mehr Brücken über den Bodenſee als über den Oberrhein, und ſeit der ſchweizeriſchen Dichterſchule zu Bodmers Zeit hat ſich die ſchweizeriſche Literatur inniger mit der geſamtdeutſchen verwachſen als die elſäſſiſche, welche neuerdings faſt durchaus provinziell blieb.

Das Elſaß — Land und Leute — iſt bis auf dieſen Tag ein ſehr unbekanntes Land geblieben, eine Inſel, deren Küſten zwar jeder kennt, deren *Inneres* aber noch zu entdecken iſt, nicht für die Elſäſſer ſelbſt, aber für Deutſchland und wohl auch für Frankreich. Die neuere elſäſſiſche Literatur birgt einen ſehr reichen Schatz hiſtoriſcher, topographiſcher, ſtatiſtiſcher Monographien, aber ſie verbirgt ihn eben auch. Über die Provinzialgrenze hinaus ſind dieſe Schriften und Aufſätze wenig bekannt und oft dem Forſcher ſchwer erreichbar. Auch die Lokalkunde

ſpann ſich hier in ſich ſelber ein. Hätten die Deutſchen mehr über ein ſo merkwürdiges Land geleſen, ſo hätten ſie es auch fleißiger bewandert. Auf zehn deutſche Fußwanderer, welche die innerſten Winkel der Schwarzwaldtäler ausſpähen, wird man kaum einen finden, der die Geheimniſſe der Vogeſentäler mit eigenen Augen erforſcht hat. Die Franzoſen haben die verſteckten Reize des Waskenwaldes eifriger aufgeſucht, dafür war ihnen aber das deutſche Volkstum der Bewohner unzugänglich. So blieb das Innere dieſes Zwiſchenlandes verſchloſſen nach beiden Seiten. Welch ſeltſamer Widerſpruch bei einem Straßenlande, das ſo offen an der Heerſtraße zweier Nationen liegt, von Fremden ſo viel durchreiſt und doch von Fremden ſo wenig durchwandert! Das wird anders werden, ſowie die Zwitterlage aufhört, und der Elſäſſer ſich wieder deutſch wird fühlen können über ſeine bloße Provinz und Mundart hinaus.

Im Oberelſaß und im Sundgau iſt man heutzutage härter franzöſiſch als im Unterelſaß. Ich brachte ſchon einige Gründe für dieſe Erſcheinung; hier tritt ein neuer hinzu. Dem Oberlande ward der konſervierende Partikularismus des vorigen Jahrhunderts in weit minderem Maße zu teil. Im Unterlande lagen die vielen reichsfürſtlichen Enklaven, dort blühte das reichsſtädtiſche Sondertum am kräftigſten, dort kreuzten ſich auch höchſt mannigfach die religiöſen Bekenntniſſe. Oben dagegen überwog das glatte und reine franzöſiſche Beſitztum mit den unſelbſtändigen Städten, es überwog der Katholizismus. Die Elſäſſer Katholiken befreundeten ſich vor hundert und zweihundert Jahren weit raſcher mit den franzöſiſchen Beamten und anderen franzöſiſchen Einwanderern als die Proteſtanten, vorab als die Lutheraner, welche ſich religiös wie volkstümlich und ſozial ſpröde in ſich ſelbſt zurückzogen. Schon als ecclesia pressa behüteten ſie in ihrem Sondertum um ſo eifriger das deutſche Weſen und ſind Ludwig XIV. ohne Zweifel als Exzpartikulariſten erſchienen. Deutſch, lutheriſch, reichsſtädtiſch-ſpießbürgerlich, bauernbumm, zopfig, ariſtokratiſch, partikulariſtiſch, reaktionär, ſeparatiſtiſch — das klappte alles zuſammen und war ein Lob oder ein Schimpf, je nachdem man's mit deutſchen oder franzöſiſchen Augen anſah. Aber welch ein edler Kern verbarg ſich doch in dieſem zweideutigen Gewirre!

Deutſche Kleinſtaaterei in einen fremden Großſtaat eingekeilt — das war die ſchärfſte Signatur des Zwiſchenlandes Elſaß vor der Revolution. Zum gelehrten Belege kann ich mich auch auf Bücher berufen und zwar auf ſehr viele Bücher, nämlich auf die ganze elſäſſiſche Literatur. Nicht bloß was in den Büchern geſchrieben ſteht, ſondern mehr noch wie ſie geſchrieben ſind, gibt uns dafür Zeugnis. Wenn je durch das Zerreißen eines politiſchen Bandes zugleich der tiefſte Riß in die ganze Literatur- und Kulturgeſchichte eines Volkes gemacht wurde, ſo geſchah es bei der Trennung des Elſaſſes vom Deutſchen Reiche. Man hat dieſes Phänomen jetzt, wo es uns ſo unmittelbar vors Auge gerückt wird, wo „Elſaß“ eine Tagesfrage geworden iſt, ſchon öfters betont und unterſucht. Ich begnüge mich hier mit den Tatſachen, welche uns die Reſultate des „deutſchen Partikularismus und Provinzialismus im fremden Großſtaate“ literariſch beurkunden.

Es hat zu allen Zeiten literariſch berühmte Elſäſſer gegeben — jedoch mit einem kleinen Unterſchiede der Perioden: die berühmten Schriftſteller *vor* der franzöſiſchen Beſitznahme ſind berühmt in aller Welt; *nach* der Beſitznahme faſt durchweg nur im Elſaß. Nicht weil das Land ärmer geworden wäre an Talenten, aber die Talente hatten keinen Boden mehr in dem Zwiſchenlande. Man könnte ſogar meinen, die Talente ſeien zahlreicher geworden; in Strobels „Geſchichte des Elſaſſes“ wird wenigſtens die Zahl der „Namhaften“ in Wiſſenſchaft und Kunſt bei den ſpäteren Abſchnitten immer größer. Wägt man freilich die Namen, ſo kommt einem der Gedanke, die Qualität ſolle da durch die Quantität erſetzt werden, und während ſich die älteren Größen von ſelbſt geboten, ſcheine man die jüngeren geſucht und dann allerdings ſehr viele gefunden zu haben. So iſt es in der Tat. Und dieſes Suchen kommt aus ſehr ehrenwerter Quelle. Der gebildete Elſäſſer weiß, wie altberühmt ſeine Heimat iſt in der Geſchichte der deutſchen Geiſteskultur; er will dieſen Vorzug auch heute nicht verloren geben; aber die Geiſtesarbeit ging ins kleine, ſie konnte in den exakten und verwandten Wiſſenſchaften über die Landesgrenzen hinausgreifen, nur gerade auf den Gebieten, wo ſie deutſchen Boden unter den Füßen haben muß, in

Poesie, Literatur und Geschichtschreibung, blieb sie provinziell. Der Fleiß versiegte nicht, aber es versiegte die zeugende erobernde Kraft. Mit rührender Pietät schätzte der deutschgesinnte Elsässer die poetische und historische Kleinarbeit seiner Landsleute; es war dankbar, sich im Elsaß literarisch hervorzutun; denn man bedurfte in der Provinz der eingeborenen Talente, man suchte sie, und mancher andere deutsche Gau könnte sich ein Exempel nehmen an dieser liebevollen Schätzung einheimischer Leistungen. Nur ist dann wieder die Kehrseite, daß das Geleistete gar zu einheimisch blieb. Indem sie sich in sich selbst zurückzog, rettete die elsässische Literatur deutsche Form und deutschen Gehalt. Sie war zuletzt vergleichbar einer Lampe, welche genau so viel Öl erhält, daß sie nicht erlischt, aber sie leuchtet nicht. Wie schätzten wir auch in Deutschland diese schwach genährte, selbstgenügsame Lampe; denn wir hofften immer, daß sie dereinst wieder hell aufflammen werde!

Vor der französischen Zeit war die elsässische Geisteskultur in zweifacher Weise ausgezeichnet: durch ihren Universalismus und durch ihr tonangebendes Vorangehen.

Fast in jedem Kapitel der deutschen Kulturgeschichte des Mittelalters und der Reformationszeit wird man irgendwie einmal ins Elsaß gewiesen. Ich nenne nur einige Hauptkapitel: Geschichte der Poesie von Otfried von Weißenburg bis Gottfried von Straßburg und dann weiter herab auf Sebastian Brandt und Moscherosch, — Baukunst, Bildnerei und Malerei, Straßburg voran, als Vorort der deutschen Bauhütten, — Geschichte der Mystik: Tauler, die Meister Eckhart und Nikolaus, — Geschichte der Beredsamkeit: Geiler von Kaisersberg, deutsch in lateinischer Rede, — deutsche Chroniken: Closener und Königshofen, — Humanismus: Wimpheling, Beatus Rhenanus, Sturm, dazu Geschichte der Städteverfassungen, der Zünfte und Gewerbe, der Erfindungen, der Volkssage und des Volksliedes. Das sind nur fragmentarische Andeutungen; man könnte seitenlang Namen und Arbeitskreise aller Art hinzufügen, und in dieser wahrhaft universellen Menge würden dann wieder zahlreiche epochemachende Namen zu unterstreichen sein, welche einen neuen Aufschwung auf ihrem Gebiete eröffneten.

Nur universell abeitende Völker stehen wahrhaft groß in der Kulturgeschichte, nur vielgestaltige Perioden sind rechte Hauptperioden, ja selbst beim Einzelmenschen ist der große Genius immer in gewissem Maße Universalist; das bloße Talent hingegen kann einseitig sein. So war auch das alte Elsaß universell und bahnbrechend zugleich in seinen großen Männern. Und hiemit erschien es denn nicht wie eine Grenzprovinz, ein bloßes Anhängsel von Deutschland; es lag kulturgeschichtlich im Zentrum der deutschen Nation, als ein tonangebendes Hauptglied. Ein vorgeschobenes Nebenland hätten wir allenfalls verschmerzen können, aber ein solches Haupt- und Zentralland deutscher Zunge niemals.

Darum war es auch das bitterste, daß es den Franzosen nahezu gelungen wäre, selbst die unzerstörte deutsche Bildung im Elsaß zu einem vereinzelten Fragment und Anhängsel zu machen. Die elsässische Geistesarbeit ist einseitig geworden, und statt voranzugehen, folgte sie nach, seit zwei Jahrhunderten, ja sie hinkte oft gar verspätet hinterdrein. Aus der deutschen Kunstgeschichte ist das französische Elsaß geradezu verschwunden, seine Geschichtschreiber wurden Lokalhistoriker, die Poeten wandten sich von den größeren Formen und Stoffen zur kleineren lyrischen und erzählenden Gattung und dichteten mit wenigen Ausnahmen nur für die engeren Landsleute. Schöpflin schrieb im Jahre 1760 wie man zu Leibniz' Zeiten geschrieben hat, Pfeffel erzählt in den neunziger Jahren seine oft feinen und sinnigen Fabeln, nicht wie ein Zeitgenosse Schillers und Goethes, sondern wie der nächste Nachfolger Gellerts und Hagedorns. Strobels Geschichtswerk ist ein nützliches lehrreiches Buch, aber ohne die Jahreszahl auf dem Titelblatt würde man nicht erwarten, daß der Verfasser in der Periode Leopold Rankes gearbeitet hat. Die vereinsamte Provinzialliteratur zog nicht mehr, sie ließ sich ziehen. Das neuere Elsaß hat schreibende Gelehrte von Namen, aber keinen einzigen wissenschaftlichen Schriftsteller von nationalem Range. Gelehrte können von Haus aus Weltbürger sein, der Schriftsteller gehört immer zunächst seiner Nation.

Ich werfe noch einen besonderen Blick auf die älteren deutschen Historiker der französischen Zeit. Sie haben zum Teil sehr

Wertvolles für ihre Provinz und also mittelbar auch für Deutschland geleistet, aber während wir ihren ehrlichen Fleiß bewundern, vermissen wir den innigen, geheimnisvollen Verband mit dem nationalen Leben, den nationalen Herzschlag. Ich gebrauche absichtlich diese dunkleren bildlichen Worte, denn ich weiß recht gut, daß fast der ganzen historischen Literatur Deutschlands im 18. Jahrhundert der klar bewußte nationale Standpunkt fehlte; man schwankte zwischen dem Partikularisten und dem Kosmopoliten. Dennoch war z. B. Schiller von nationalem Geiste beseelt trotz seines weltbürgerlichen Bekenntnisses. Er bot seinen deutschen Lesern zur anregenden Unterhaltung die „Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville", in welchen der Franzose so ruhmredig erzählt, wie Deutsch-Lothringen vom Reiche abgewandt und unter das französische Joch gebeugt wurde, und ahnte wohl kaum, daß diese Schrift den deutschen Sinn eigentlich viel mehr ärgern als anregen könne. Dennoch war er ein Prophet und Herold des deutschen Geistes. Die partikularistischen Elsässer dagegen schwanken hin und her zwischen treuer Liebe für heimische Altertümer, landschaftlichem Kleinleben und dem Bestreben, französische Geschichtsauffassung doch wieder im großen und ganzen einzubürgern.

Der alte Straßburger Chronist Twinger von Königshofen betont noch scharf, daß durch Karl den Großen „das Reich und kaiserliche Würdigkeit" an die Deutschen gekommen sei — „und also gehörte „Ober-Frangrich, das ist welsch Frangrich, zu disem diutschen Lande, und niut das diutsche gein Frangrich". Johannes Schilter gibt Königshofens Chronik heraus im Jahre 1698, gewiß ein patriotisches Werk, aber welch jämmerlich unpatriotischer Ton klingt uns da gleich aus der Vorrede entgegen: „und weil das heil. römisch Reich deutscher Nation die Straßburgischen Lilien der großmächtigen Liliencron erblich einverleibt" ... so wolle Gott den König segnen ... „daß, gleichwie diese Stadt und gantze Provintz die nunmehr überwundenen schweren Kriegsjahre über, mitten zwischen den wütenden Kriegsflammen unter Ihro königl. Majestät Schutzflügeln unbeschädigt in Ruhe gesessen, also auch ferner ... Glanz und Flor von Straßburg in re litteraria und commerciis auch die vorigen Rechte und

Freiheiten" erhalten werden mögen. Da haben wir schon, kaum siebzehn Jahre nach dem Raube Straßburgs, den ganzen, halb französischen, halb elsässisch-deutschen Spießbürger, der mit Ruhe und Frieden und dem Flor von Gelehrsamkeit und Handel sein deutsches Gewissen abfindet.

Bei einem Gange durch die elsässische Geschichtschreibung der letzten zwei Jahrhunderte werden wir zwischen Teilnahme und Ärgernis fortwährend hin- und hergeworfen; es ist eine rechte Zwischenliteratur im Zwischenlande. Sie bewahrte die alte deutsche Kunde und örtliches deutsches Gemeinbewußtsein, aber im Hintergrunde steht dann wieder der Franzose und lenkt, selbst äußerlich oft, den deutschen Historiker. So ist Schöpflins quellenhaftes Hauptwerk, die „Alsatia illustrata" (1760 und 1761), dem Könige Ludwig XV. als servatori Alsatiae gewidmet, und in der Vorrede berichtet uns der Verfasser, daß der französische Minister d'Agueſſau, dem er vor zwei Jahren zu Paris eine Überschau seiner elsässischen Studien vorgelegt, es vermittelt habe, daß er unter den Auspizien des Königs an das Werk habe gehen können. Dasselbe hat dann auch gar manche Stellen, die man eher aus der Feder eines Franzosen als eines Deutschen erwarten würde. Schon die Einteilung der Perioden ist in diesem Sinne charakteristisch, zumal sie auch in anderen Geschichtsbüchern des Landes typisch erscheint: Alsatia Celtica, Romana, Francica, Germanica, Gallica. Da wird also die „fränkische Periode" von der „deutschen" unterschieden, natürlich den Franzosen zuliebe, welche die alten Franken als Franzosen auffassen, sie geht bis 870, wo, nach dem Ausspruche eines anderen elsässischen Historikers, „Ludwig der Deutsche das Elsaß mit Deutschland vereinigte". Nun sind aber die Elsässer in der Hauptsache eigentlich Alemannen bis auf diesen Tag; diese Alemannen aber treten bei den französierenden Historikern des Landes möglichst in den Hintergrund, während die politische Herrschaft der Franken um so stärker betont wird, obgleich sie alemanischen Stamm, Sitte und Mundart hier am Oberrheine durchaus nicht aufgesogen hat. Aber aus den Alemannen waren eben schlechterdings keine Franzosen zu machen, aus den Franken ging's eher. Auch die Gleichstellung der keltischen Urzeit mit den späteren wirklich geschichtlichen

Perioden mußte die keltisch-romanischen Franzosen heimatlich anmuten. Es leuchtet ferner ein, daß bei den obigen Perioden kein folgerechter Einteilungsgrund festgehalten ist, indem der nationale mit dem politischen vermengt wird. Denn Kelten und Deutsche waren die Elsässer als Volk, in nationalem Betracht; Römer, Franken und Franzosen sind sie dagegen national niemals gewesen, sie standen nur politisch als Kelten und Alemannen unter römischer und fränkischer, zuletzt als Deutsche unter französischer Herrschaft. Aber gerade die Verwechslung von Nation und Staatsvolk wurde seit 1648 so echt elsässisch und ist nachgerade verhängnisvoll geworden für den deutschen Volksgeist des Landes. Darum ist es keine Splitterrichterei, wenn ich jene auch weiterhin landesüblich gewordene Periodengliederung table: sie hat einen politischen Hintergrund. Die Franzosen legten sich dann den gelehrten Bau in ihrer Art mit gehörigem Leichtsinne zurecht, und so lese ich in einem populären französischen Geographiebuch von 1777: „L'Alsace fut autrefois sous la domination des rois de France jusqu'à Othon I. Elle appartenait ensuite à la maison d'Autriche. Enfin elle retourna à la France par le traité da Munster, en 1648.“ Da haben wir die ganze elsässische Geschichte kurz und bündig: französisch vorn und französisch hinten und in der Mitte eine kleine österreichische Episode.

Auch bei den elsässischen Historikern unseres Jahrhunderts wird uns zweierlei Anstoß nur selten erspart: die Provinz ist den Schriftstellern ein Ersatz für das verlorene Deutschland, und die Vorteile, welche der französische Staat bietet, sind das Schmerzensgeld für die hart geschädigte und gefährdete Nationalität.

So weit von der partikularistischen Abschließung des Elsasses, ihrem Nutzen und Schaden.

Im vollen Gegensatze hiezu erscheint auf den flüchtigen ersten Blick ein anderer Gesichtspunkt, unter welchem man die Provinz im 18. Jahrhundert betrachtet hat. Man nannte sie nämlich damals ein „offenes Land“, zum Unterschiede von „geschlossenen Ländern“, weil das Elsaß nicht einheitlich und gleichförmig zusammengesetzt, namentlich aber weil es nicht durch Zoll- und andere Sperren so streng von den Nachbarstaaten abgeschlossen war wie das übrige Frankreich. Ich habe diesen

Gegenstand schon in anderem Sinne berührt, als ich oben von dem „Straßenlande" sprach und von dem echt elsässischen Gedanken, daß das ganze Gebiet eigentlich an sich eine große offene Heerstraße, ein Transit- und Speditionsland sei; — ein Gedanke, der auch heute wieder aufzutauchen scheint, indem jene Elsässer, welche nachgerade einsehen, daß sie nicht französisch bleiben dürfen und doch auch nicht deutsch werden wollen, das politisch monströse Projekt einer neutralen Miniaturrepublik mit Begierde aufgreifen.

Aus dem 18. Jahrhundert wird, jenem früheren Charakter des „offenen Landes" entsprechend, ein fortlaufender starker Zug der Ein- und Auswanderung berichtet. In den größeren Städten gab es ganze Straßen, wo lauter Fremde wohnten: Franzosen, Italiener, Schweizer, Schwaben, Preußen. Weniger, aber doch vereinzelt, soll sich dergleichen in den reichen halbstädtischen Dörfern der Ebene gefunden haben, in den Gebirgsdörfern fast gar nicht. „Da wohnen lauter Elsässer," wie mein Gewährsmann, Billing, schreibt. Es war also eine städtische Einwanderung, ein verlangsamter Reisezug und wohl größtenteils bemittelterer Leute. Auch Strobel bemerkt, daß die vielen Fremden aus höheren Ständen, Russen, Engländer und Deutsche, welche damals neben den vornehmen Franzosen in Straßburg verweilten, zur Verschmelzung der schroff geschiedenen nationalen Elemente (d. h. zur Französierung der alten einheimischen Familien) nicht wenig beigetragen hätten. Der französische Ton kam von außen, und nicht bloß über die Vogesen, denn fast jene ganze gebildete Reisewelt hatte damals den französischen Ton.

Neben anderen Annehmlichkeiten des „offenen Landes" lockte ohne Zweifel auch gerade seine Zwischenstellung zwischen zwei großen Nationen die zahlreichen Gäste herbei; man war in Deutschland oder in Frankreich, wie man's nahm, und brauchte nicht einmal vors Tor zu gehen, und hatte obendrein deutsche und französische Schulen nebeneinander und in Straßburg sogar eine protestantisch-deutsche und eine französisch-katholische Universität. Es war wieder etwas Ähnliches wie heutzutage mit der Schweiz, dem internationalen Gasthause. Darum begreifen wir's wohl, daß Goethe, Herder, Jung-Stilling und andere in

Straßburg sich zusammenfanden, im „elsässischen Halbfrankreich", wie Goethe sagt. Nach der Revolution wären sie schwerlich mehr dorthin gezogen. Auch Graf Metternich, der nachmalige Fürst und Staatskanzler, studierte vor den neunziger Jahren in Straßburg Völkerrecht und andere nützliche Wissenschaften. Als Deutscher (und obendrein vom linken Rheinufer) hätte er hier wohl ein Herz für das deutsche Elsaß fassen und im Jahre 1815 den Engländern und Russen nicht so geschwind nachgeben sollen, als sie uns Elsaß und Lothringen abstritten. Allein Elsaß war in jener Metternichschen Studienzeit noch das internationale Zwischenland gewesen, und in den Tagen des zweiten Pariser Friedens war das Goethesche „Halbfrankreich" dann leider schon ein Zweidrittelfrankreich geworden, und Metternich am Ende gar nur noch ein Dritteldeutscher. Neben jenen Fremden, die zu längerem und kürzerem Aufenthalte in die Städte einzogen, wanderten und reisten aber auch viele Elsässer fortwährend nach Deutschland. Die Tatsache wird als eine auffallende von den Zeitgenossen hervorgehoben, ja man sieht in diesem Gehen und Kommen der deutschen Aus- und Einwanderung sogar nebenbei einen Grund für das treue Festhalten des elsässischen Volkes an deutscher Art. Viele süddeutsche Familien, welche in zweiter oder dritter Generation aus dem Elsaß stammen und sich heute dessen wieder besonders erinnern, zeugen für jene Auswanderung. In den letzten fünfzig Jahren werden ihrer aber nicht mehr viele herüber- und hinübergezogen sein. Das Elsaß war inzwischen ein geschlossenes Land, der Rhein war viel breiter geworden. Auch der Verfasser gehört einer solchen altstraßburgischen Familie an, die zu Großvaters Zeit zunächst in die Pfalz auswanderte. Mein Großvater war ein so guter Deutscher wie irgend jemand, dazu ein Kosmopolit im Geiste der Revolutionsperiode, und unbeschadet dessen aber stets auch ein treuer Straßburger, der während fünfzig Jahren sein Elsässer Deutsch nicht verlernte und bis zu seinem späten Tode seine Zeitrechnung jahraus jahrein nur nach dem elsässischen Kalender machte, nämlich nach dem „Straßburger hinkenden Boten".

So war also das Elsaß des 18. Jahrhunderts: ein „offenes Land", welches sich nach allen Seiten hin austauschte, gebend

und empfangend, und (trotz des bereits vollzogenen Frontwechsels der Straßen und Festungen) jedenfalls gegen Deutschland noch offener stand als späterhin. Anderseits aber auch ein kleinstaatlich individualisiertes Land, dessen Bewohner sich in vielerlei Besonderung abschlossen und zurückzogen. Endlich aber auch eine französische Provinz, die man, trotz jenes Gegenzuges nach außen und innen) immer glatter und fester dem großen Einheitsstaate einfügte. Diese drei Tatsachen widersprechen und befehden sich, und doch mußten sie sich miteinander vertragen. In einem tieferen Sinne als dem bloß geographischen oder ethnographischen ward dadurch jenes frühere Elsaß ein „Zwischenland". Da zerhieb die Revolution den Knäuel mit einem Streiche: sie zerstörte die alten Besonderheiten, löste Rechte und Unrechte auf, strich sogar das mehr als tausendjährige „Elsaß" von der Landkarte, fügte die Departements des Ober- und Niederrheins als gleiche Brüder zu den übrigen, schloß das offene Land und gab ihm sein Zentrum nicht mehr in sich selbst, sondern im Zentrum des Staates. Jetzt war das Land kein Zwischenland mehr, es wußte endlich einmal wieder genau, wohin es gehörte. Nun aber klammerten sich die Elsässer so fest an dieses neue Zentrum, daß sie vor lauter Festigkeit wieder charakterlos wurden. Bekannt ist, wie man in dieser Provinz und besonders in Straßburg die chronischen Pariser Revolutionen nebst dem entsprechenden Wechsel der Dynastien und Staatsformen allezeit äußerst geschwind und begeistert anerkannt hat. Und doch sind die Elsässer sonst durchaus keine Windfahnen, sie können gut deutsch, treu und trotzig sein; sie fügten sich vor zweihundert Jahren schwer und langsam in den französischen Staat und haben heute, wie es scheint, den besten Willen, sich noch viel wiederstrebender in den deutschen Staat zu fügen. So war es auch nur Treue gegen das Pariser Zentrum, um derentwillen sie alle Pariser Drehungen so hurtig und widerstandslos mitmachten; sie drehten sich um ihre eigene Achse. Hatte das Zwischenland zur ersten Revolutionszeit doch endlich in diesem Pariser Zentrum seinen lang entbehrten, ausschließenden politischen Schwerpunkt wiedergefunden! Darum waren die politischen Sympathien der Provinz bei all den acht französischen Revolutionen des 19. Jahr-

hunderts doch mehr der Republik und dem Bonapartismus geneigt als dem alten Königshause. Denn Napoleon und die Republik hatten das Volk erst zu ganz festen Franzosen gemacht und die alte Kriegsbühne des Landes, wie man glaubte, bombenfest obendrein. Der deutsche Elsässer als Staatsbürger ist schlechthin moderner Franzose. In dieser Eigenschaft hat die große Masse des Volkes nebenbei dann auch alle Kenntnis und alles Verständnis des deutschen Staatslebens verloren. Sie konnten dasselbe allerdings weder in den letzten Überlieferungen ihres alten provinziellen Partikularismus finden, noch in ihrer modernen französischen Bildung. Das Deutsche zu lernen brauchen sie zunächst nicht durchweg, aber Deutsch lernen und Deutsches kennen lernen tut den meisten not — von den Dorfschulen bis zur Hochschule der Wissenschaft wie des Lebens hinauf.

Die Rückkehr des Elsasses zu Deutschland ist aus sehr vielen Gründen gerechtfertigt und wird in sehr vielen Stücken ein Heil für Deutschland wie für das Elsaß sein. Der Stratege, der Volkswirt, der Nationalpolitiker, der Historiker, der Mann des Verstandes wie des Gefühls — ein jeder hat da seinen besonderen Ausgangspunkt und doch kommen alle zuletzt überein, daß das Elsaß deutsch werden und bleiben müsse; natürlich hält dann jeder seinen Grund allemal für den gewichtigsten und die Aussicht, welche er in die Zukunft eröffnet, für die großartigste. Ich bescheide mich, zum Schlusse eine kulturgeschichtliche Auffassung anzudeuten, welche sich mit den anderen wenigstens gut verträgt; denn sie schließt alle mittelbar in sich.

Der deutsche Norden ist seit der Reformation von Stufe zu Stufe kulturmächtiger und dann auch politisch mächtiger geworden als der deutsche Süden. Selbst im Einflusse der Mundart, Sitte und Stammesmischung ist Norddeutschland immer weiter nach Süden vorgedrungen. Dazu verlor aber Süddeutschland auch bedeutende Landstriche politisch, andere sogar zugleich national an das Ausland, durch Eroberung, wie Elsaß und Lothringen, durch freiwilliges Ausscheiden, wie die deutsche Schweiz, durch unfreiwilliges, wie Deutsch-Österreich. Auch die Niederdeutschen haben in diesem Sinne manches verloren, doch ohne Vergleich weniger als die Oberdeutschen; sie gewannen all-

mählich die ſtarke Grenze, während im Süden die ſchwache lag, gar oft benagt und durchbrochen. Nun ſehe ich ganz ab von unſeren deutſchen Staaten, ich faſſe nur jenes geſamte Deutſchland ins Auge, wie es jetzt der Krieg geeinigt hat und der Friede einigen wird. Süddeutſches und norddeutſches Volkstum, Sitte, Mundart und charakteriſtiſche Geiſteskultur wird bleiben ſelbſt in einem deutſchen Einheitsſtaate, und es iſt ein Glück, daß das alles bleiben wird; denn in den Wettarbeiten dieſer Unterſchiede liegt die Unverwüſtlichkeit, die ergänzende Verjüngung der deutſchen Geſamtkraft verbürgt. Darum iſt es denn dem Süddeutſchen gar nicht übelzunehmen, wenn er die vielfach geſchwächte Kulturmacht ſeiner Stämme wieder zu ſteigern und zu kräftigen wünſcht. Und der erſte äußere Zuwachs, der ihm ſeit Jahrhunderten wieder zu gute kommt, iſt nun eben dieſes Elſaß und Deutſch-Lothringen? Das alte Elſaß war kein Nebenland, ſondern ein Hauptgebiet oberdeutſcher Volkstüchtigkeit, tonangebend, univerſell ſchaffend. Mit Deutſchland verbunden kann es künftighin der alten Größe wieder nachſtreben. So hat der deutſche Süden den nächſten ideellen Gewinn von den Siegen des Jahres 1870, wie auch ihm der ſtrategiſche Gewinn einer endlich feſten Grenze am unmittelbarſten zufällt. Und da iſt es dann eine wunderbar glückliche Fügung, daß der Süden dieſe neue und ſichere Baſis zu höherem Aufſchwunge doch nur gewann unter der Führung und dem entſcheidenden Vorkampfe der norddeutſchen Großmacht in einem „deutſchen Kriege“. Indem der Norden dem Süden Raum und Luft ſchaffte und ihn höher hob, ſchließt ſich der alte Streit, welcher fortan nur noch ein Wettſtreit ſein ſoll. Die Südſtaaten brauchen kein Land zu gewinnen überm Rheine als Lohn für ihre Kriegshilfe; mag das Elſaß preußiſch werden: den ideellen Lohn trägt doch unmittelbar der Süden davon in dem Zuwachs eines alten Hauptlandes oberdeutſcher Kultur. Darum ſoll auch der norddeutſche Fürſt, welcher Deutſchland erneute, indem er Norddeutſchland feſtigte, Süddeutſchland mehrte und ſolchergeſtalt Süd und Nord verband, der Kaiſer der Deutſchen ſein, gleichviel, ob er ſich dann Kaiſer, König oder Herzog nenne.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

W. H. Riehl:

Die Naturgeschichte des Volkes
als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. 4 Bände
Geheftet M. 20.— In Leinenband M. 24.—

Heraus einzeln:

Band 1: Land und Leute
10. Auflage. Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Band 2: Die bürgerliche Gesellschaft
9. Auflage. Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Band 3: Die Familie
11. Auflage. Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Band 4: Wanderbuch
als zweiter Teil zu „Land und Leute". 4. Auflage.
Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Musikalische Charakterköpfe
Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. 2 Bände
(Erster Band: 8. Auflage, zweiter Band: 7. Auflage)
Geheftet M. 8.— In Leinenband M. 10.—

Kulturstudien aus drei Jahrhunderten
6. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Die deutsche Arbeit
3. Auflage. Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Freie Vorträge
Zweite Sammlung. Geheftet M. 7.50

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe
3. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Kulturgeschichtliche Novellen
5. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Neues Novellenbuch
3. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Aus der Ecke. Sieben Novellen
4. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Fortsetzung umstehend

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

W. H. Riehl:

Ferner:

Am Feierabend. Sechs neue Novellen
4. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Lebensrätsel. Fünf Novellen. 3. Auflage
Mit dem Bildnisse des Verfassers
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Geschichten und Novellen. Gesamt-Ausgabe
7 Leinenbände M. 28.— Auch in 44 Lieferungen zu je 50 Pf. nach und nach zu beziehen

Inhalt: Band 1: **Kulturgeschichtliche Novellen.** Band 2 und 3: **Geschichten aus alter Zeit.** Bd. 4: **Neues Novellenbuch.** Bd. 5: **Aus der Ecke.** Band 6: **Am Feierabend.** Band 7: **Lebensrätsel**

Einzelne Bände oder Lieferungen aus dieser Ausgabe werden nicht abgegeben

Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Religiöse Studien eines Weltkindes
5. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Schulausgaben

mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

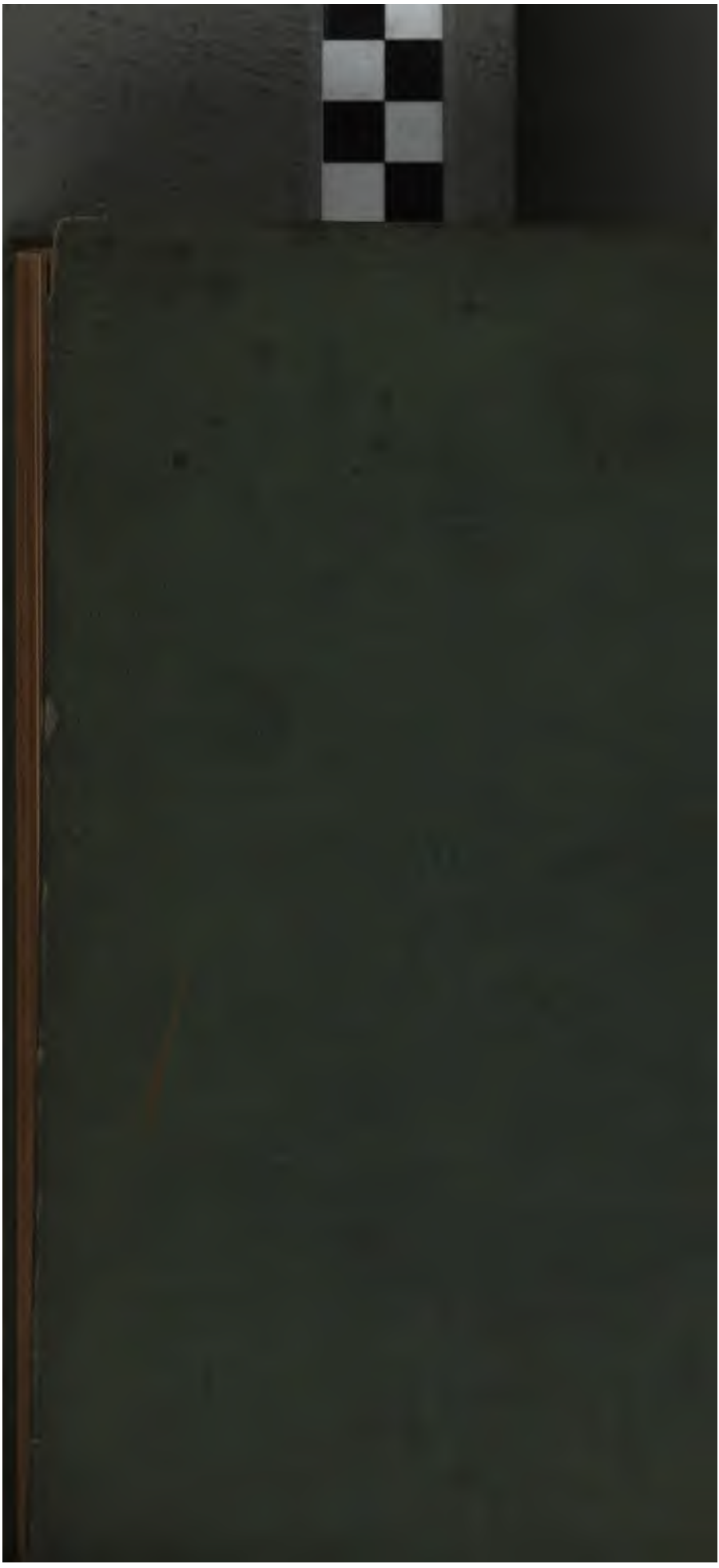
Land und Leute. Herausg. von Dr. Th. Matthias
2. Auflage. In Leinenband M. 1.20

Die bürgerliche Gesellschaft. Herausgegeben von Dr. Th. Matthias In Leinenband M. 1.20

Die Familie. Herausgegeben von Dr. Th. Matthias
In Leinenband M. 1.20

Sechs Novellen. Herausgegeb. von Dr. Th. Matthias
In Leinenband M. 1.20

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410